UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ
3 2106 01993 6092

LIBRARY
SITY OF
ORNIA
CRUZ

Der Brenner

HERAUSGEBER LUDWIG VON FICKER

BAND 3

Juni–Dezember 1911

Zweites Jahr
Heft 1–12

BRENNER VERLAG, INNSBRUCK

Autorisierter Nachdruck

KRAUS REPRINT
A Division of KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1969

Printed in Germany

AP
30
B71
1911

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von Ludwig von Ficker

Dritter Band
(Juni bis Dezember 1911)

*

Brenner-Verlag / Innsbruck.

Inhalt des dritten Bandes:

Betrachtendes.

Carl Dallago: Das Dienstmädchen . . . . . I, 9
„ „ Verfall . . . . . II, 33, III, 65, IV, 97, V, 129
„ „ Laotse und ich . . . . . VI, 161
„ „ Nachschrift zu „Laotse und ich“ . . . . . VII, 197
„ „ Sommers Ende . . . . . VIII, 233
„ „ Wie wir leben . . . . . IX, 269
„ „ Menschendämmerung . . . . . X, 305
„ „ Heimkehr der Seele . . . . . XI 341
„ „ Josef Viktor Widmann † . . . . . XII 373
Ludwig von Ficker: Harden über Schönherr . . . . . I 1
Bernhard Jülg: Trentinis neue Romane . . . . . XI, 363
Hans Kiene: Carl Moser . . . . . XII, 90

Erzählendes.

Otto Alscher: Impression . . . . . IX, 282
„ „ Rasse . . . . . XII, 382
Richard Huldschiner: Der goldene Stirnreif . . . . . I, 15
Bernhard Jülg: Chopin-Präludien . . . . . III, 77
„ „ Grotesken (Der Piccolo. Die Teuerung.) . V, 147
Hans Kiene: Spätsaat . . . . . IV, 108, V, 142
Robert Michel: Der Marienkäfer . . . . . II, 55
Hugo Neugebauer: Die Heiligsprechung . . . . . II, 46
„ „ Gewitter . . . . . VI, 175
„ „ Das Ordal . . . . . X, 316, XI, 346
Paul Scheerbart: Tanzende Pflanzen — Tanzende Wälder . VII, 224
„ „ Der kaltblütige Kommandant . . . . . X, 331
Peter Scher: Die Wurstmaschine . . . . . III, 86
„ „ Bankrofts Erlebnis . . . . . VIII, 247
Karl Schoßleitner: Prinz Blaubart . . . . . VII, 203, VIII, 247
Richard Smekal: Im Juni . . . . . I, 25
„ „ Die Nacht des Herodes . . . . . IX, 288

Gedichte:

Karl Berger: Abendglück . . . . . VI, 174
Carl Dallago: Heimat . . . . . I, 28
„ „ Zuspruch . . . . . VII, 230
„ „ Garben . . . . . VIII, 238
„ „ Panische Feier . . . . . IX, 292
„ „ Inwichschau . . . . . XII, 395

Guido Hölb: Im Märzenwind . . . . . I, 15
„ „ Blütenwiese im ersten Frühjahr . . . . . II, 54
„ „ Septembertag . . . . . VII, 223
Robert Hohlbaum: Herbstmorgen . . . . . XI, 362
Bernhard Jülg: Der junge Faun . . . . . II, 46
„ „ Sommerabend . . . . . IV, 118
„ „ Der heiße Abend . . . . . VII, 230
„ „ Der kleine Pierrot . . . . . IX, 287
Hans Kiene: Tag im Verglühen . . . . . VIII, 264
Hugo Neugebauer: Brenner . . . . . I, 8
„ „ Geistlich Nachtlied . . . . . III, 75
„ „ Huldigung . . . . . IV, 118
„ Das Muschellied . . . . . V, 140
„ „ Faun und Nymphe . . . . . VII, 202
„ „ Vermächtnis . . . . . VIII, 246
„ „ Abenteurerlied . . . . . IX, 281
„ „ Des Narren Herbstlied . . . . . X, 336
„ „ Melittas Tod . . . . . XII, 374
Hermann von Pfaundler: Gedichte . . . . . III, 76
Ludwig Seifert: Proletarierkind . . . . . III, 84
„ „ August . . . . . V, 146
„ „ Leben . . . . . VIII, 262
„ „ Verwirrung . . . . . X, 330
„ „ Jung Georg . . . . . XI, 345
Richard Smekal: Schnitterspruch . . . . . VI, 191
„ „ Lieber Gast . . . . . X, 315
Karl Schoßleitner: Der Sturz vom Himmel in der Dämmerung . . . . . III, 84
Arthur von Wallpach: Ursprung . . . . . III, 92
„ „ „ Verona . . . . . IV, 108
„ „ „ Sommersatt . . . . . VII, 201
„ „ „ Ungarische Bilder . . . . . XII, 389
Albert Wieser: Auf Nachtwacht beim Pulverturm . . . . . XI, 362

Gelegentliches.

Benedikt: Innsbrucker Kunstschau IV . . . . . I, 29
„ „ „ V . . . . . II, 62
„ „ „ VI . . . . . III, 94
„ „ „ VII . . . . . V, 159
„ „ „ VIII . . . . . VII, 230
„ „ „ IX . . . . . IX, 293
„ „ „ X . . . . . X, 336

Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XI . . . . . XI, 369
„ „ „ XII . . . . . XII, 404
Ludwig von Ficker: Die Zwickmühle der Justiz . . . . . II, 63
„ „ „ Achtung vor dem deutschen Dichterwort VI, 195
„ „ „ Zeitschriftenschau (Der Föhn. Das literarische Echo.) . . . . . VII, 231
„ „ „ Herr von Hoffensthal und — ich . . . IX, 294
Hartmann: Brixner Chronik VIII (Phantasie in den Hundstagen) . . . . . VI, 191
„ „ „ IX (Der König in der Einsamkeit) VIII, 264
„ „ „ X (Lichtblicke) . . . . . XI, 366
Walther Lutz: Exl in Wien . . . . . IV, 126
Vinzenz Penn: Kunst in Klausen . . . . . III, 94
Karl Röck: An den Herausgeber . . . . . II, 58
„ „ König Ödipus im Zirkus . . . . . IV, 120
J. B. Widmann: Dallagos „Unsicherheiten“ . . . . . XII, 398

Karikaturen.

Max von Esterle: Prof. Rudolf von Scala . . . . . I, 31
„ „ „ Prof. Michael Mayr . . . . . II, 59
„ „ „ Defregger . . . . . III, 93
„ „ „ Prof. Baron Myrbach . . . . . IV, 119
„ „ „ Bildhauer Zeiller . . . . . V, 157
„ „ „ Pacificus Kaßlatterer . . . . . VI, 193
„ „ „ Thomas Walch . . . . . VII, 229
„ „ „ Musiktheoretiker Mayrhofer . . . . . VIII, 263
„ „ Josef Pembaur der Jüngere . . . . . XI, 295
„ „ „ Das kunstkritische Manna . . . . . X, 337
„ „ „ Prof. Galante . . . . . XI, 367
„ „ „ Rudolf Christoph Jenny . . . . . XII, 403

II. Jahr. Heft 1.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Ludwig v. Ficker: Harden über Schönherr / Hugo Neugebauer: Brenner / Carl Dallago: Das Dienstmädchen / Guido Höld: Im Märzenwind / Richard Huldschiner: Der goldne Stirnreif / Richard Smekal: Im Juni / Carl Dallago: Heimat / Benedikt: Innsbr. Kunstschau IV. — Karikaturenfolge 25: Max von Esterle: Prof. Rudolf von Scala.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Juni 1911. Heft 1.

Harden über Schönherr / von Ludwig von Ficker.

„Wie Glocken dumpf aus dichtem Nebel klingen,
ſchallt unſer Wort und Werk hier ob dem Lande;
zergrübelt und gewogen vom Verſtande,
will es nur ſchwer in dürre Herzen dringen."

(Aus einem Sonett von Herbert Eulenberg, veröffentlicht in demſelben Heft der „Zukunft", in dem ſich Maximilian Harden über „Glaube und Heimat" ausläßt.)

Sensationserfolg, Preisauszeichnung, Sanktionierung durch den deutſchen Kaiſer, Verhimmelung wie Herabſetzung ſeitens der Kritik, konfeſſionelle Hetze, Plagiatbeſchuldigung und ſo weiter — man mag in all dem dekorativen Mißgeſchick, das Schönherrs prunkloſe Tragödie betroffen, juſt nicht die reinſte Wirkung eines Kunſtwerks erblicken, *eines* war aus dem Widerſtreit hingebungsvoll entblößter und feindſelig geharniſchter Affekte unzweideutig herauszuſpüren: „Glaube und Heimat" hatte *Herzen* eingenommen. Für und wider ſich. Wahllos, meinten die Bedächtigen, denen für alle Fälle ein Herz auch hinter der Stirne ſchlägt und die ihre ſeeliſche Sonderempfänglichkeit vor der Anſteckungsgefahr einer Maſſenergriffenheit ſtets zu bewahren wiſſen. Mich aber dünkt, daß das Sicher- und Gerad-Ausſchreitende dieſes Stückes, daß ſein ſcheinbar unkomplizierter, auf höchſtgeſteigerte dramatiſche Kontraſtwirkung eingeſtellter Mechanismus nur dann hinſichtlich ſeiner künſtleriſchen Wirkſamkeit in Frage geſtellt werden dürfte, wenn er ſozuſagen ſeeliſch leer liefe, d. h. wenn er das überzeugende Pathos ſeeliſcher Konflikte,

das ihm zugrunde liegt, in eine bloß überredende Pathetik der Worte und Geberden umgesetzt und es auf diese Weise platt geschliffen hätte. Nun ist zwar nicht zu leugnen, daß ein leiser Schatten solcher Gefahr manch einem Wort, mancher Geberde dieses Dramas nachgeht und daß die Bühnenresonanz an einigen betonten Stellen die dichterische überwiegt. Nirgends aber ist diese unterdrückt, und dies hervorzuheben, scheint mir nötig, da es nicht angeht, dem Dichter aus einem Härchen einen Strick zu drehen. Wie es jene versuchen, die das Herzbewegende dieser Dichtung ablehnen, ohne es in Abrede zu stellen. Dennoch möchte ich glauben, daß sich in diesem letzteren Fall immerhin eine — meinetwegen nervöse — Kunstauffassung zur Wehr setzt, die deshalb, weil sie differenziert erscheint und weil sie nur subtileren Emotionen von der Bühne her zugänglich ist, noch keineswegs — wie dies Herr Harden will — als Snobismus und „keifendes" Ästhetentum verketzert zu werden braucht. Denn die Feinnervigkeit eines Urteils in Dingen der Kunst wird durch die Schwachnervigkeit des Urteilenden weder bedingt noch in Frage gestellt. Und die Weitherzigkeit einer Kunstkritik offenbart sich nicht darin, daß sie ihr Resonanzvermögen nach der Breite, sondern darin, daß sie es nach der Tiefe hin ausdehnt. Sie frägt nicht dem Zweck nach, sondern den Mitteln; nicht dem Wollen, sondern dem Müssen; nicht der Vollendung, sondern dem Ursprung. Nichts verkehrter daher, als wenn Herr Harden der scheinbaren Enge solcher Auffassung mit dem dogmatischen Hinweis begegnet: „Fähigkeit zur Unterscheidung der Zwecke: das Erste Gebot im Lehrbuch der Kritik; danach kommt die Prüfung der Mittel: waren sie notwendig, nützlich (!), für den Zweck besser geeignete zu finden?" Ein solches Kritikasterverfahren, das die gebotene Frage nach der Notwendigkeit der Mittel durch die müßige nach deren Nützlichkeit in den Wind schlägt, hat sich mit Kunst nicht auseinanderzusetzen; es mag dem Machwerk gegenüber zu Ehren kommen (dem derart zu einer fadenscheinigen Gloriole verholfen werden kann), nie aber dem Kunstwerk gegenüber, das in seiner Vollendung eine zwecklose Einheit darstelt.

Es unterliegt nun freilich keinem Zweifel, daß Herr Harden

Schönherrs Tragödie für ein ausgemachtes Machwerk hält, über dessen „Zweck“ sich der weitsichtige Herausgeber der „Zukunft“ natürlich klipp und klar ist. Beabsichtigt war — wie auch der kompromittierende Erfolg beweist — ein Theaterstück, das der Menge gefällt. (Großstädtisches Premiérenpublikum soll solche offenkundige Absicht zwar nicht selten mit Verstimmung quittieren.) Ein Theaterstück, das keinen andern Ehrgeiz kennt als den: „hunderttausend Ohren Verständliches zu sagen, hunderttausend Herzen in schnelleren Puls zu hitzen.“ Mir scheint dies nicht so sicher. Denn eine Spekulation wie diese wäre unfehlbar zu dem Schluß gekommen, daß jedes andere Thema zu diesem Zweck sich besser eignen möchte als die Aufrollung eines längst entschiedenen Glaubenskampfes, den ein modernes Theaterpublikum teilnahmslos verfolgen müßte, sobald die dichterische Energie fehlt, die diesen unzeitgemäßen Konflikt in die Sphäre des rein Menschlichen erhebt. Dessenungeachtet bleibe Herrn Hardens grundlegende Überzeugung unangetastet! Nur möchte man meinen, er müßte dann so konsequent sein, sich einfach mit dem Nachweis zu vergnügen, daß der Billigkeit des von Schönherr angestrebten Zweckes die Billigkeit der aufgewendeten Mittel entspricht. Statt dessen geht er ernsthaft der eignen Theorie zu Leibe, indem er an diese Mittel Ansprüche stellt, die ein Autor auch dann ignorieren müßte, wenn ihm die höchste dichterische Absicht zugebilligt würde. Die Methode, die Herr Harden hier beliebt, spricht aber nicht nur für die Hinfälligkeit der Prämisse, von der seine Beurteilung der Schönherr'schen Tragödie ausgeht, sie bezeugt zugleich eine derart profunde Verkennung dichterischen Wesens überhaupt, daß er wahrlich keinem der Kritiker, die gegen „Glaube und Heimat“ aus künstlerischem Sonderempfinden Stellung nahmen, das Recht hatte „kalt erkünsteltes Ungestüm“ vorzuwerfen — keinem außer sich selbst! Denn diese Methode kennzeichnet, brandmarkt und vernichtet sich durch seinen Hinweis: Er habe „Glaube und Heimat“ — ich zitiere — „seiner Hirnschale konfrontiert.“

Nicht im Theater, versteht sich, wohin er das Stück verbannt, sondern daheim vor dem „gedruckten“ Buch — „in eines Zimmers Stille“, wo man den ganzen Kram seines lexikalen Wissens un-

behindert auspacken kann, wo man zu allem eigenen Überfluß auch noch den Lamprecht und den Loesche zur Hand hat und wo man, gestützt auf diese maßgebenden Koryphäen, einem ahnungslosen Dichter des Langen und des Breiten auseinandersetzen kann, wie sehr „Titel, Gattungname und Zeitangabe" seiner Schöpfung „in eine Betrachtung zwingen", die dem „harmlos(!) im Theater Sitzenden" leider fern bleibe. Der Zwang dieser Betrachtung erstreckt sich vornehmlich auf die Feststellung der Tatsache, daß Herr Schönherr die politische Bedeutung des von ihm dramatisierten Abschnittes aus der vaterländischen Geschichte nicht erfaßt oder geflissentlich mißachtet hat (zu seiner Ehre sei's gesagt, ich traue ihm beides zu). Daß er sich die längst überholte Auffassung seines verewigten Kollegen Friedrich von Schiller zu eigen gemacht, der in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges ohne Zweifel noch nicht die nötige Distanz zu diesen Dingen gehabt habe — kurz, daß der mit abgestandenen Rührseligkeiten geschwängerte Geist dieses historischen Schaustücks gegen den nüchternen Sinn der Geschichte verstößt. Oder, wie ich es mir ausmale: Gegen die strikte Ordre der Geschichtsforschung, die ja in der beneidenswerten Lage ist, durch retrospektive Betrachtungsweise einem abgeschlossenen historischen Verlauf überhaupt erst einen „Sinn" nachzuweisen; einen, nicht seinen (den gibt's nicht), sondern einen von vielen und keinen, der sich in Permanenz erklären ließe. Soweit es sich um bloße Haupt- und Staatsaktionen handelt, mag solches Verfahren — ich weiß da nicht Bescheid — nicht nur berechtigt, sondern auch verdienstlich sein. Zweifellos verhängnisvoll aber wird es, wenn es dem „Sinn" geschichtlicher Ereignisse nachspürt, bei denen ein im höchsten Sinne Sinnloses, nämlich der Affekt, die treibende, wenn auch nach außen hin nicht selten unterliegende Kraft darstellt. Uebrigens, wer bürgt denn einem Chronik-Interpreten dafür, daß ein Same, der vor Jahrhunderten in Grund und Boden gestampft wurde, nicht heute oder morgen, nicht in zehn oder in hundert Jahren aufgeht! Die Frage nach der Zweckmäßigkeit solchen Geschehens beißt sich hier in die Zunge. Wenn also ein Dramatiker in seelischer Ergriffenheit dieses Bekenntnis gestaltet: Die Gegen-

reformation bedeutet mir eine Tragödie elementarſter menſchlicher Bedrängniſſe, und ein gelehrter Sachverſtändiger ſtellt demgegenüber „ohne Pathos und wütenden Hohn“ feſt: „Die Gegenreformation bedeutet in Oeſterreich Stabilierung der Monarchie, des Abſolutismus und bis auf einen gewiſſen Grad auch des Zentralismus“, ſo hat ein Unparteiiſcher die Pflicht, ein Duell zwiſchen den beiden zu verhindern und ſie ſo gegeneinander aufzupflanzen, daß ſie ſich — reſpektvoll meinetwegen, aber unzweideutig — den Rücken kehren. Herr Harden aber nimmt den Lamprecht her, hält ihn dem Schönherr unter die Naſe, beſtätigt die Gräuel, die dieſen in dramatiſche Pöbelwut verſetzten, rechtfertigt ſie jedoch und meint, auf eigene Fauſt dozierend: „Konnte ein Kaiſer, der ſich in der Macht halten wollte, anders handeln? Muß man, um dieſes Handeln zu bemakeln, heute noch, wie in Schillers Tagen, zwinkernd an die Tatſache erinnern, daß Ferdinand aus Loretto und Rom den Mut zu ſolchem Entſchluß heimbrachte? ... Ferdinand durfte nicht wehleidig zaudern ... Ob's dabei grauſamer zuging, als nötig war? *Eine Schulfrage für Kinder, die in einem Aufſatz den Segen der Gewiſſensfreiheit zu preiſen haben.*“ Will ſagen: Keine Aufgabe für einen erwachſenen Dramatiker. „Die Tragödie eines Volkes?“ Mon dieu! „Die Tiroler ſind luſtige Leute geblieben; die Zeitgenoſſen Hofers und Speckbachers ſo fröhlich und ſtämmig wie die Ahnen, die Philippine Welſer als Frau eines Erzherzogs leiden und ſiegen ſahen ... Ein Glaube, der ſo völlig, wie ein Unkraut mit Stiel und Stumpf, auszujäten war und auch unter hellerer Sonne nicht nachwuchs, konnte aus dieſem Erdreich nie ins Breite ſprießen. *Vor dem Schöppenſtuhl der Geſchichte hat Ferdinand Recht behalten.*“

Voilà, Sie luſtiger Tiroler! Doulieu, holdrio! Doulieux! —

Doch Spaß beiſeite: Herr Harden meint es ernſt, bitterernſt. Was gilt dieſem blutrünſtigen Gehirnpathetiker ein armſeliger Glaube gegen Feuer und Schwert, das dieſen Glauben niedergerungen! Was gilt ihm Menſchenrecht gegen Staatsbürgerpflicht; Gewiſſensnot gegen Staatsraiſon! Vergebens würde man ihm klar zu machen verſuchen:

Erſtens, daß Argumente, die einem Intellektiker zu Kopf geſtiegen ſind, einem Dichter noch lange nicht zu Herzen gehen müſſen. Zweitens, daß die Ueberlegenheit eines kunſtkritiſchen Standpunkts nicht durch die Diſtanz erwieſen wird, die den Kritiker von der Erkenntnis der Grundelemente künſtleriſchen Schaffens trennt. Drittens, daß eine geiſtig verkappte Gemeinverſtändlichkeit, die „Köpfe“ für ſich einnehmen will, einer offenherzigen Gemeinverſtändlichkeit, die ſich Herzen erſchließt, nichts am Zeuge zu flicken hat. Viertens, daß die Intellektualiſierung der Gefühlswelt das kunſt- und kulturfeindlichſte Prinzip und fünftens und ſechstens und überhaupt: daß die Politiſierung der Menſchheit, die Herrn Harden und ſeinem wiſſenſchaftlichen Leitſtern als fixes Ideal vorſchwebt, Tod allem Menſchlichen bedeutet!

Aber — da hat die Sache auch ſchon ihren Haken. Herr Harden verſteht ſich ſelbſtverſtändlich auch aufs Menſchliche. Er weiß auch um die Innendekoration Beſcheid. Seiner Auffaſſung vom Menſchlichen iſt zwar förmlich anzuriechen, daß ſie in demſelben Prunkbett erzeugt iſt, auf dem ſich eben noch die geſchichtliche Erkenntnis breit und ſteif machte, um Herrn Harden jene Anhaltspunkte darzubieten, die eben einer braucht, der „in bequemer Gewöhnung die aufgeſparten Bleibſel ſeines Weſensſaftes in die Form träufeln läßt“. Aber das hindert ihn höchſtens, der primitiven Pſychologie der Schönherrſchen Geſtalten gerecht zu werden, während es ihn anderſeits ermächtigt, Todſünden wider den komplizierten Geiſt ſeiner Pſychologik ſozuſagen auf dramatiſcher Tat zu ertappen und ſie zur Strafe in die Zwangsjacke ſeiner Ironie — einer Ironie ohne Witz und tieferer Bedeutung — zu ſtecken. Kein Wunder alſo daß ſich ihm dieſe Tragödie eines Volkes lediglich als das „Mißgeſchick einzelner Querköpfe“ entpuppt. Nämlich: „Das Menſchlichſte iſt ihnen fern: Die Buntheit des Empfindens, die Polyphonie des Wollens. Jeder ſcheint, wie einer Schallplatte, eine Melodie eingeritzt; eine nur, die nach jeder Kurbeldrehung ertönt. Jede hat, wie Wagners Mechanikermenſchheit (!), ihr Leitmotiv, das ſie von den Schachtelgefährten unterſcheidet.“

Und das muß ſtimmen. Das pervertierte Huttenwort: „Hier

ſtehe ich. Gott helfe mir: ich kann auch anders!" ſteht nicht in ihrem Kalender. Die armen Teufel! Was ſollten ſie auch mit der kunterbunteſten Polyphonie des Wollens anfangen, da ſie ihr Schöpfer nun einmal dazu verdammt hat, ſich an der Monotonie eines Müſſens zu verbluten, die Querköpfe zu Charakteren, Widerſpenſtige zu Helden und „klug verdumpfte" Simpel, die auf die Schrift, nicht auf die Schriftgelehrten ſchwören, Hals über Kopf zu Märtyrern macht! Man denke nur an den Alt-Rott: „Ein alter Bauer, der ſich das Erdenglück durch lautes Bekenntnis zu Rom, die Himmelsſeligkeit durch das Bekenntnis zu Wittenberg und Augsburg erliſten will!" Ein Zwieſpalt, den Menſchenkenner tief ergreifend! Der Leutekenner Harden aber fügt hinzu: „ſo witzige Wendungen ſind auf unſerem Theater wirkſam." Die witzige Wendung aber ſcheint mir hier doch die: daß der geſtrenge Zenſor ſo gar nicht merken will, wie rührend dieſer Alt-Rott doch bemüht iſt, der Hardenſchen Theorie von der Polyphonie des Wollens entgegenzukommen. Es hilft dem alten Witzbold nichts; hilft auch der anderen verrotteten Horde nichts. Dem Peter Rott zum Beiſpiel. Hat dem Kerl, als er ins Exil mußte, der wohlhabende Bruder nicht etwa einen Zehrpfennig zugeſteckt und ihm den Weg in ein Land gewieſen, „wo er ſicher in ſeinem Glauben wohnen und mit dem Pflugſchar einen Acker zerkrumen" konnte? Was ficht ihn an? Was bleibt er nicht im Auslande und nährt ſich redlich? „Kühle Vernunft, die ſolche Fragen ſtellt, hat in Schauſpielhäuſern zu ſchweigen", bemerkt hiezu Herr Harden ſehr mit Recht. Aber die gott- und geiſtverlaſſene Vernunft, die hier nicht ſpürt, daß die Disharmonie der Triebe, von der die Leierkaſtenbruſt des ruheloſen „Rückkehrlers" ſo ganz beſonders eintönig beſeelt iſt, menſchlich viel tiefer reſoniert als es die farbigſte Polyphonie des Wollens je vermöchte, — kühle Vernunft, der ſolches Mitfühlen verwehrt iſt, täte gut daran, ſich auch daheim in eines Zimmers Stille — trotz Lamprecht und trotz Loeſche — recht gründlich auszuſchweigen. Sie wird es nämlich auf dieſem Wege nie erreichen, Theater- wie Leſepublikum zu jener Einſicht zu erziehen, die aller Hardenſchen Weisheit Schluß iſt und die ſich — überredend mehr als überzeugend — dahin

äußert: „Ein Schaugerüſtglaube iſt's, blinder (!) Leſer, und eine Theaterheimat. Hinter dieſen bemalten Leinwänden hauſt kein Geſinde; auf dieſem Rotthof hat nie eine Kuh gekalbt noch ein Bauer je Dung in die Krume getragen." Wohlan! Hätte Herr Harden dabei Schönherrs „Erde" im Auge gehabt, man hätte ſich dieſen Nachweis gefallen laſſen und herzhaft — lachen können. So aber bringt man weder für die Richtigkeit noch für die Wichtigkeit dieſes Nachweiſes irgend ein entgegenkommendes Verſtändnis auf. Und da Herr Harden zum Schluß die Frage aufwirft: „wird der ins Alter nüchterner Weisheit gereifte Tiroler merken, daß er vom Ufer groß ſcheint, weil unter ſeinem ſchwächſten Werk eine gewaltige Welle verbrandet?" ſo antworte ich, ohne autoriſiert zu ſein: Ich weiß nicht. Aber mir ſcheint, er wird es *nicht* merken. Ich beſorge nämlich, daß dieſem nüchternen Gefühlspathetiker die Geſetze der Harden'ſchen Perſpektive ebenſo ungeläufig ſind wie mir. Ernſthaft aber weiß ich dies: Ein Dichter — auch wenn er über vierzig und *kein* Tiroler iſt: ein Dichter alſo, der auch ſchon früher die Möglichkeit gehabt hätte, geſcheit zu werden — ein *Dichter*, ſage ich, hat auch mit ſechzig und mit achtzig Jahren andres auf dem Herzen, als ins Alter jener nüchternen Weisheit zu reifen, mit der behaftet Herr Harden auf die Welt und ſchon im beſten Mannesalter — ſogar *gegen* ſeinen Willen — auf die Nachwelt kam.

Brenner / von Hugo Neugebauer.

Der du die Mitternacht
vom Mittag ſcheideſt,
Nebel von Sonnenglanz,
Gruß dir, ſteinerner Hüter!

Lächelt dein Angeſicht
drüben ins Frühlingstal?
Hüben wintert es hart,
mürriſch zum eiſigen Inn!

Alſo fiel mir das Los:
hüben durch Nebel zu ſchaun
drüben das ſonnige Glück
verlorener Tage — im Traume!

Das Dienſtmädchen / von Carl Dallago.

Vorm Hauſe ſtellt ein ſtiller Garten ſeine noch jugendlichen Bäume aus. Vorſommer atmet die Luft mit ſeinen Übergängen von Süchten zu Luſt und hingebendem Genießen, in das ſich zuweilen ein ſeliges Müdeſein hineinträgt. Der Raſen im Garten duftet morgenſonniglich und die gewundenen Kieswege leuchten.

Ich ruhe zwiſchen zwei dunklen Fichten, die ihre glänzenden Äſte mir entgegenbreiten. Neben mir Lorbeer- und Miſpel-Geſträuch, das wie eine hohe Hecke um mich aufragt und mich den Blicken des Hauſes entzieht. Nur durch die vielen Lücken des Blätterwalds ſchimmert noch die gelbliche Hauswand und gähnt da und dort das Dunkel eines offenen Fenſters. Ich lehne wie lauſchend in der Hängematte zwiſchen meinen vertrauten Fichten und laſſe den Glanz des Vormittags in mich einkehren. Es macht mich immer offener und ſtiller. —

Bald regt ſich eine Stimme vom Hauſe her. Es iſt, als fielen abgelöſte Tropfen aus einer unbeſtimmten Melodie. Mein Gehör nimmt es zerſtreut auf und läßt es wieder fallen. Aber die Stimme kehrt wieder. Diesmal raſcher, lauter, zuſammenhängender; ſie macht verwundern durch ihren unbekümmerten Tonfall, — durch ein Seltenes, Urſprüngliches, das mitläuft. Es berührt wie etwas, das ſich auftut und heraus will, das alles Beengende und Umzäunende von ſich wirft, rückſichtslos zu ſich ſelbſt flüchtet — ſich ſelbſt zu erleben beginnt.

Schon geht mein Gefühl von den Bäumen fort und der Stimme nach, die immer offener aus dem Hauſe dringt. Ich erkenne: es iſt die Stimme des Dienſtmädchens der Herrſchaft im erſten Stocke, die abweſend iſt. Das vielleicht kaum zwanzigjährige Mädchen fühlt

sich allein, es läßt sich aus, kommt zu sich selbst aus seinem fremden Dienstmädchentum heraus, wird sich selber Herrschaft und Dienerin.

Gespannt horche ich auf. Jeder Ton beginnt mir nun zu erzählen eine Befreiung zu sich, — etwas vom Schicksal eines eigenen Ichs, das vielleicht von Generationen her eingeengt und bedrückt, von äußerlichen Einflüssen bedingt, in ein Dienstboten-Tun sich verkroch und verschloß, nun aber sich aufrafft, auflebt und das Angenommene abtut.

In die Verrichtungen des Mädchens kommt dieses Abtun hinein, jede Handlung weist es auf. Die Art des Teppichklopfens tut ein Fremdes ab, — das Hinstellen von Geschirr stellt ein Fremdes von sich fort, entfernt eine Äußerlichkeit von sich. Dazwischen immer wieder Pausen, ausgefüllt von einem Tonfallchaos, das von inneren Erlebnissen überschwillt.

Je mehr ich der Stimme nachhorche, desto mehr verdichten sich auch die Tönefluten zu Bildern und Gesichten, die sich vor meinen Sinnen abspielen. Die Melodie ist zumeist zerrissen, bricht oft jäh und laut ab, um wieder sanfter anzustückeln, immer geleitet und beherrscht von einer inneren Macht, die sich ihren Weg bahnt, die, sich auslebend, dahin strömt. Das Wort begräbt vielfach der Laut, der die ganze Seele trägt und von dieser wiedergetragen wird als ein untrennlich Ding, das alle Handlungen ausführt, — das alles Leben ans Licht ringt. Es ist wie mit den Händen zu greifen, daß dem Tongewoge etwas entquillt, daß etwas heraus will — heraus drängt durch sperrangelweit geöffnete Tore, vielleicht wundersamen Lichtern entgegen, die die Macht der Stunde entzündet, in der ein lange Verschlossenes und Verschüttetes der Seele frei wird.

Ich höre fast mit Andacht und Entzücken zu. Ich fühle eine Menschwerdung in Tönen. Ich sehe das Kind zuweilen geschäftig auftauchen, bald am Fenster, bald auf dem Steinbalkon des Hauses, äußerlich immer seinem Dienstmädchenberuf obliegend, innerlich diesem Tun weltenfern, mit Erlebnissen gehend, die seine ganze wache Seele an sich gerissen und zu einem großen Rhythmus aufgebaut haben, an dem alle wahrnehmbare Arbeit nur noch als mechanische Geste mitschwingt.

Und ich forſche dem Rhythmus nach, der in der Seele des Mädchens erwacht iſt und finde ein Ungemein-Vielerlei von Empfindung, die in den Tönen einhergeht. Dabei iſt gewiß, rein tonlich genommen, ſo mancher Ton unreif und unrichtig gebracht. Aber die Seele iſt doch da, und es hört ſich nur an, als ob der Ton die Form verfehlte, in die er ſich kleiden wollte.

Jetzt ſteht das Mädchen ausruhend da und wie Atem ſchöpfend, den Oberkörper über die Balkonbrüſtung leicht geneigt, die Arme aufſtützend, die Blicke hinausſendend zu dem almengekrönten Bergzug gegenüber, der in Morgenſonne getaucht iſt.

Ich ſehe die ſpärliche Geſtalt, das bleiche und ein wenig welke Geſicht, das dunkle Haar, das zerzauſt die Stirne umweht, das Schmale — ja faſt Eckige der unanſehnlichen Figur, daran die ſtändige Arbeit dem Jugendlichen ſchon von ſeiner Friſche und Weichheit nahm.

Um das hinausſinnende Mädchen iſt eine Stille ausgegoſſen, die in Lichtern flimmert. Der Zauber der Landſchaft hat etwas Beſtrickendes — Umgarnendes, das alles Laute zurückhält. Das Kind ſcheint eine Weile wie hilflos ſo mächtiger Schönheit gegenüber ſein Alleinſein zu fühlen. Bald jedoch nimmt es die wache, trunkene Lebendigkeit wahr, die in dem ſtrahlenden Sommermorgen umgeht, und die Seele wird unruhig und zittert. So zittert vielleicht ein Strauch, wenn ihn das Morgenlicht überfließt.

Ein Staubtuch entfällt der aufzuckenden Mädchenhand, und die Arme ziehen ſich von der Balkonbrüſtung zurück und verſchränken ſich um die Bruſt. Die Geſtalt lehnt ſich maſſig an die Mauer, wie zu ſchwer für ihre leichte Schlankheit. Es muß das Gewicht der Seele ſein, das ſich ſo anlehnt und Stütze ſucht. Es iſt jetzt wohl die Allmacht der Landſchaft, die in die Seele des Kindes eindringt und ihr neue Nahrung und Kräfte zuführt.

Noch liegt wie in Stille die junge Geſtalt, aber etwas iſt da, das leiſe zu zucken und ſich zu regen beginnt und Wellen aufwirft wie ein See, in den plötzlich der Wind fegt. Bald bewegt ſich der ganze Körper, und ſtreckt ſich frei und hoch. Höher und ſchmiegſamer erſcheint der Wuchs, weicher und gedehnter werden die Formen der

Glieder, die Arme löſen ſich von der Bruſt und recken ſich hoch — hoch — hoch, als wollten ſie zum Fluge heben die ganze Geſtalt, und ſinken dann zurück, raſch und ſchwer wie Flügel, die zuſammenſchlagen, weil ſie Stand gefaßt. Dann löſt ſich die Stimme: frei — ſtark — völlig zu ſich ſelbſt erwacht.

Mit nahezu myſtiſcher Gewalt redet nun die Seele aus den Tönen und trägt und erklärt die dürftige Geſtalt. Jede Spur des dienenden Berufes iſt nun getilgt, die Herrſchaft wie weggefegt, — ein Menſch nur mehr da, der ſeine Entfaltung begeht, — eine Natur, die ſich erlebt.

Mich ergreift Staunen und Ehrfurcht vor der Wandlung, die ſich an dem jungen Geſchöpfe vollzogen hat. Zugleich wird eine große freie Freude in mir wach über den Vorgang, den ich wie einen Händedruck einer tiefen Verwandtſchaft von ferneher empfinde. Ein Menſch iſt wieder da: ich fühle die Anweſenheit ſeines jungen eigenen Ichs. Ich beſchwichtige alles Laute in mir, um in der ganzen inneren Stille den Tönen lauſchen zu können, die mir dieſen Menſchen vorführen. Ich ſchließe zuweilen die Augen und laſſe nur die Töne berichten und mir alles aufzeigen, was in dieſem Menſchen vorhanden iſt. Und ich erlebe alle Wunderlichkeiten der Menſchenſeele mit ihrem Suchtgezitter und ihrem Wechſel von Glück und Verängſtigung, mit ihren Wirbeln von Luſtgefühl, das nicht woher noch wohin weiß und nur immer da ſein möchte — immer da ſein. — —

Jetzt ſchlägt die Stimme ſo einen Wirbel an; der ſpringt wie ein Strahl hinaus in die Landſchaft — ins ſommerliche Morgenlicht, alle Dinge umarmend, die trunken und tief dankbar ſind in ihrer Trunkenheit, — zugleich überall neue Lüfte wachküſſend. Ich denke mir ein Erlebnis der Liebe, das in der Seele des Mädchens vorgeht: vielleicht das Lebendigwerden des Bildes des Geliebten, an dem Süchte von Vorfahren ſchon bauen halfen.

O wie der Ton ſteigt, — wie er anſchwillt vor Entzücken und Innigkeit! — Jetzt muß der Geliebte kommen. — Jetzt ſteht er da in Fleiſch und Blut im Weſen der Mädchenſeele, und ſie trinkt die Luſt ſeiner Anweſenheit — die Glut ſeiner Liebe, die ſie zuerſt be-

rauſcht macht und dann immer ſtiller und ſtiller, weil alles in Hingebung und Duldung umſchlägt.

Die Stimme iſt ganz müde geworden und ein wenig von Angſt erfüllt. Es läuft ein Beben mit, das wie Wehr klingt gegen ein Etwas, dem man nicht wehren will. Und ſchon klingt die Stimme, wie wenn aller Widerſtand unter dem Betaſten des Leibes zuſammenſinkt.

Und es iſt etwas Hohes in dem Zuſammenſinken — in dem Sich-ergeben: es iſt ein ganz Seele gewordener Leib, der ſich hingibt. Das Gezitter — das Stocken und Verſagen der Stimme bekunden es. Es muß auch ein Hohes um den Geliebten ſein, dem alles zuteil wird. Es iſt gewiß eine Wahlverwandtſchaft da über alle Schranken hinweg, und der Erwählte iſt Herrſcher, — iſt einer, in dem die Natur als Herrſcher umgeht, — einer, der nie befiehlt, da ſeine Weſenheit alle Willigkeit auslöſt.

Aber auch die Seele des Mädchens iſt Herrſcherin: ſie breitet ſich aus, ſie breitet ſich in den Geliebten hinein, ihn ganz ſich zuführend, ſein Herrſchertum für ſich gewinnend — für die eigene Natur, die ihre ganze Willigkeit entfalten und auftun will.

Auch das bekundet die Stimme in den gebrochenen Tönen, die aus des Weſens Urtiefe hervorzuquellen ſcheinen, vereinzelt und abgeriſſen, die eigenen Gnaden in Wonne im Anderen — im Geliebten verkoſtend und austrinkend. — — —

Jetzt iſt die Stimme müde. Eine Müdigkeit voll Anmut und einem Glücke, das ſich dankbar und ſtille zurückzieht. Nicht ein Ton mehr, der zittert oder bebt oder auch nur aufzuckt. Nur noch der weiche, leiſe gehende Nachhall eines Jubels, der langſam verebbt . . . .

Ich habe nachgelaſſen zu ſtaunen. Etwas Seltenes, Beſeligendes hat in mir Wohnung genommen, das alles Staunende durchdringt. Ich fühle, ich habe einer Befreiung zugehört: Ein urſprünglich-machtvoll Menſchliches hat ſich mir enthüllt in einem unſcheinbaren Geſchöpfe einer höchſt gebundenen und abhängigen Lebensſtellung. Doch der Menſch, wo er Menſch wird, kennt ganz andere Gebundenheiten und Abhängigkeiten. Das Unſcheinbare iſt oft eben nur ein allzu Scheinbares. Eine Menſchwerdung erleben aber iſt immer ein

Fest, ein lichtvolles Ereignis, das mit seinem Lichterschein alle Säle des Herzens warm und strahlend ausstattet.

Auch ich fühle das Erwärmende und Strahlende in mir, das sich von überall her zulächelt. Und dieses glückliche Lächeln legt sich auf das Sich-Verwundernde und Staunende in mir, bis alles sich verflüchtigt in versonnene Stille.

*

Ich bin aufgestanden und begehe die leuchtenden Kieswege des sonnenbesäten Gartens. Die Glocken läuten von der nahen Stadt her und tragen ihre Stimmen sonntäglich in meine Stimmung hinein. Überall ist es nun hell und feierlich.

Der Gesang des Mädchens ist verstummt, ab und zu hört sich nur noch sein emsiger Schritt im Vorhaus und auf der Stiege. Dann höre ich das Knarren des Gartentores und nachher die Stimmen der zurückgekehrten Herrschaft, zweier ältlicher Damen. Spitzig und dünn ertönt bald der Ruf: „Teresina!" Und des Mädchens Stimme antwortet: „Commandi?"

Der Tonfall klingt nun ganz dienstlich, bescheiden klar, ja unterwürfig. Alles Selbstständige und Sich-Befreiende ist wieder völlig aus ihm gewichen. Doch ich höre es noch anders. Ich höre: Es ist nur ein Äußerliches, das sich so kundtut, — nur etwas wie der Klang einer Hülle — einer Tracht, in die sich das eigene Wesen, das eigentliche Leben, hüllt und sich so zugleich verhüllt vor äußerlicher Wahrnehmung. Das Wesen selber aber lebt unter der Hülle sein Leben weiter. Es ist ein Leben, das nach Macht langt — nach Entfaltung ringt, — das nach Lust und Liebe begehrt und sich auftun und hingeben möchte wie eine Blume dem Licht. Und es denkt sich vielleicht als höchsten Machtzustand: in Lust sich verlieren.

Im Märzenwind / von Guido Höld.

Silberprangend im neugefallenen Schnee
ſtehn die Gebirge heut mit mächtigen Körpern
rings um mein Tal . .
bläulich weiß gepudert; oder umflort
wie von zieren und zart geſtirnten Flören. —
Frühlingslaut rauſcht auf die geweckte Flut,
heut von herben, krauenden Märzenwinden
rauh geſtreichelt.
Grünlich graue, gekräuſelte Fluren
decken wie Matten den Strom; der geht
zwiſchen rieſigen Schotterbänken,
zwiſchen den beiden ergrünenden Ebnen
groß, von Fernern kommend, einher.

Doch was iſt's, das heute beſtürmt
alſo leis, ſo tief meine Bruſt?
klopft an mein Herz: tu auf! tu auf?

Herzhafter junger Wind umflattert mich
wild und froh und voll Uebermut;
ſtarker, Herzen ſtärkender Wind,
den gewiß nur eine gedrungne,
grundgeſunde Lunge vertragen kann;
alſo herzhaft iſt er: jung und rauh.

Der goldne Stirnreif / von Richard Huldſchiner.

In den Tagen Joſaphats, des Königs von Juda, geſchah es, daß das Haus des Türhüters Joël, Sohnes des Abia, ausgerottet wurde, alſo daß von allen ſeinen Kindern und Kindeskindern — denn Joël war mit Leibeserben geſegnet geweſen — nur Zadok übrig blieb, ſein jüngſter Sohn, ein Jüngling weiß

und rötlich anzuſehen, rechtlichen Wandels vor dem Herrn und ein Speerwerfer und Steineſchleuderer geſchickt vor allen. Aber da er nun keinen Freund und Vertrauten mehr hatte, der mit gütigen Augen auf ihn ſah, und da der Zorn des Königs ſich noch nicht erſättigt hatte, ſondern auf ihm laſtete, wie der Weſtſturm laſtet auf den Wogen des Meeres und ſie vor ſich hertreibt, ſo wurde ſeine Seele bekümmert, und er ſprach: wer fragt nach mir! So will auch ich nach niemandem fragen, ſondern fortgehen in ein ander Land.

Und er nahm einen Stab von Eſchenholz und eine Taſche von Ziegenfell, nahm den goldnen Stirnreif, den ſeine Mutter zugebracht hatte in den Tagen ihrer Jugend, nahm ſiebenzig Schekel, alles was er beſaß, tat Brot hinzu und Dörrfleiſch und machte ſich auf den Weg zu ſuchen eine Zuflucht und eine Stätte, da er ſein Haupt bergen könnte vor dem Grimm der Verfolger.

Er ging hinab von Kirjath-Jearim, brachte die ſteile Steige hinter ſich in einem Tagemarſch, von Morgen bis Abend, und legte ſich hinter einem Gebüſch von verdorrten Dornenſträuchern auf den felſigen Boden, zu ruhen als ein Geſchlagener, der auf Steinen gebettet iſt und das harte Brot der Fremde ißt. Aber er hatte ein Traumgeſicht und ſah, was ſein Herz noch mehr bekümmerte.

Da erwachte er und ging Gott hart an mit klagenden Worten und mit Verwünſchungen und fand in dieſer Nacht keinen Troſt.

Aber als der erſte Schimmer des Morgens über den Bergen ſich hob, ergriff er ſeinen Stab und ſetzte behend einen Fuß vor den andern, in fremdem Land auf wilden Felſenſteigen, auf denen nur der Schrei des Adlers gehört wird. Und wie er niederſtieg in den dunklen Wald, der hinabgeht bis an die ſalzigen Wüſten von Beth-Keor, griffen ihn Räuber, die allda lagerten, zu fangen die Wanderer, und nahmen ſeine Habe und gedachten ihn zu töten.

Aber da ſie ſeine Jugend ſahen und die Kraft ſeiner Glieder — denn er war wohlgebaut, ein Hochgewachſener in der Blüte ſeiner erſten Mannbarkeit —, ſchonten ſie ſeiner und machten ihn zu einem der ihrigen, indem ſie ihm die Wahl ſtellten, zu ſterben oder mit ihnen an den Wegen zu lagern und eine Geißel zu ſein denen,

die Gott das Brot der Reise essen läßt. Du bist jung, sagten sie, du vermagst die Widerspenstigen zum Schweigen zu bringen, sitz mit uns an unserm Feuer, du sollst nicht darben; aber tue wie wir tun. Denn wenn du das nicht willst, sollst du sterben.

Seinen goldnen Stirnreif aber nahm Ahija, den sie zu ihrem Anführer gemacht hatten.

Und Zadok schwieg in seinem Grimm und lächelte, sodaß sie meinten, er sei einfältig und ein Kind, das man mit der Rute schrecken und mit Liebkosung zähmen kann, und tat wie sie, siebenzig Tage lang, und war ein Räuber im ganzen Gebiet von Beth-Keor, Jamnach und Eskol, ein Rinderdieb und stieß auf Schafe und Pferde hernieder wie ein Raubvogel und verjagte mit Steinwürfen die Hirten, wenn sie mit ihren Herden zur Tränke gingen. Und es schrie das Blut, das er vergoß, zum Himmel und bedrückte seine Seele.

In jenen Tagen geschahe es, daß ein philistäischer Mann, ein Reicher, Temah, der Sohn des Abjathar, einer von den Ältesten der Stadt Zereda, mit seiner Tochter Silla nach Hereth reiste, sie dem Gatten zuzuführen, dem Sohn eines Gastfreundes. Denn die beiden Väter waren übereingekommen, sich näher zu verbünden, also daß der Samen Nebaths, des Mannes aus Hereth, dem Temah Enkel erweckte und eine Freude den alternden Vätern beiden. Und da die Kunde davon zu Ahija gelangte, dem Anführer der Raubmänner, frohlockte er und legte den Hinterhalt.

Und um die vierte Stunde des Tages brachen sie schreiend hervor, an der Furt des Flusses Killoh, gerade als Temah sich anschickte mit seiner Tochter und seinen Knechten das Wasser zu durchreiten — denn er hatte Kamele und war trefflich gerüstet — und fielen über ihn her und töteten ihn und seine Diener und erbarmten sich nur des Mädchens als einer Wohlgestalteten, die Ahija zu seinem Bettgenoß begehrte. Zadok aber sah sie und weinte des Nachts in seinem Zelt, da er bedachte, daß sie nun in den Armen des Ahija ruhe; denn Zadok hatte noch kein Weib erkannt.

Aber Gott schlug Ahija mit einer Schlafsucht, also daß er der in Trauer Erstarrten vergaß und wie von einem Blitz getroffen auf

ſein Lager ſank, ein Schnarchender mit offenem Mund, nicht anders als einer, den der Geiſt des Weins zum Wanken gebracht hat.

Und jede Nacht, wenn Ahija an den weißen Brüſten der Silla zu ruhen gedachte und ſeine Hände nach ihr, der Schreienden, ausſtreckte, fiel Gott über ihn und warf ihn mit gelöſten Gliedern über ſein Lager, und er bekam ein Grauen vor Silla und nahte ihr nur mehr, indem er die Daumen gegen die Handflächen kehrte, um abzuwenden die Gefahr des böſen Blicks und gerüſtet zu ſein vor der Gewalt der Zauberin.

So ging Silla im Lager aus und ein, lachte girrend den Männern ins Antlitz, daß ein böſer Geiſt über ſie kam und ſie, einer dem andern, feind wurden und nur aus Furcht vor Ahija nicht dem Mädchen beilagen; denn ſie beugten ſich vor Ahija und wollten ihm nicht ſeine Beute ſtreitig machen, wie denn auch unter den wilden Tieren der Wüſte eines iſt, dem alle andern gehorſamen. Am gewaltigſten aber trafen Sillas Blicke den Zadok, den Sohn Joëls, der Türhüter geweſen war des Königs, und ſeine Tage waren grimmig und ſeine Nächte ein unnützes Wälzen auf glühender Lagerſtatt.

Aber es geſchah, daß Silla ihn verlockte, indem ſie ſagte: was dienſt du dieſen Männern, die eher deine Sklaven ſein ſollten, denn deine Genoſſen! ſie, die ſchmatzen, wenn ſie eſſen, und deren fetttriefende Finger beim Mahl Finger von unreinen Aasſchmeckern ſind. Und du biſt jung und ſchön. Befreie mich, und ich will deine Hände küſſen, und wenn du mich in meine Heimat zurückbringſt, ſo ſollſt du mich herzen dürfen, ſo oft dein Sinn dich antreibt, und meine Brüſte ſollen ein Ruhebett dir ſein; denn wie könnte ein Weib der Verlockung deiner Augen ſtandhalten!

Da beredeten ſie die Flucht und gaben ſich Zeichen um die Abendſtunde, wenn die Räuber zu trinken begannen und nur die Schildwache um die Feuer ging. Und in einer Nacht, da die Ermatteten trunken ſchliefen, und Ahija ſelber wie ein gefällter Baum quer über ſein heißes Lager geſunken war, drang Zadok in das Schweigen des Zeltes ein, und ſie feſſelten den Anführer und ſchnitten mit einem krummen Meſſer über ſeinen Hals, daß er ſtarb, und

nahmen von ſeinem Gut die goldnen und ſilbernen Geräte, die Temah gehört hatten, dem Vater Sillas, und den goldnen Stirnreif der Mutter Zadoks; aber da es Silla nach einem grünen Stein gelüſtete, in ein Halsband gefaßt, das Ahija im Lande der Edomiter erbeutet hatte, im Hauſe des Anführers der Reiter, Magols des Weißbärtigen, da ſprach Zadok dawider und nahm nichts, denn was ihm oder was ihr gehörte von Gottes und Rechtens wegen.

Und ſie machten ſich davon, und Zadok erſchlug die Schildwache, Abnas, den Sohn des Geber, mit einem Linſenſtein, den er vom Boden aufgerafft hatte, und nahmen zween Kamele und Waſſer in einem Schlauch, Datteln, Dörrfleiſch und Maiskörner und ritten die ganze Nacht und den nächſten Tag und ſprachen nicht miteinander.

Als ſie nun von der Wüſte herniederſtiegen und das grüne Wogen der Weizenfelder ſahen und die fernen Mauern einer Stadt mit Kuppeln und flachen Dächern und ehernen Bildſäulen, da jubelte Silla und ſprach: Siehe, mein Retter, dies iſt Komor, eine Stadt meines Landes, in der ein Bruder meines Vaters herrſcht.

Da faßte er ihre Hände und hob ſein Antlitz zu ihr und bedrängte ſie mit heißen Worten, ihm den verſprochenen Lohn nicht länger zu weigern; ſie aber ſtieß ihn von ſich und ſchwor bei ihren Göttern, bei Moloch und Aſchera und Malkarth, daß ſie ihm ihren Schoß nicht öffnen werde, denn ſie hätte den Boden der Heimat geküßt und die Sonne ſich heben ſehen von einem flachen Dach aus, dem Dach eines Hauſes in einer Stadt ihres Volkes.

Da glaubte er ihr, nahm den Stirnreif ſeiner Mutter und ſetzte ihn Silla auf, als eine Morgengabe, und küßte den Saum ihres Kleides, und ſie ſchliefen in jener Nacht noch am Rande der Wüſte, jedes an ſeinem Platz, von einander getrennt, und Silla blieb jungfräulich und lachte ſtill in ſich hinein und hatte Zadoks nicht acht als eines armſeligen Toren.

Am nächſten Tag zogen ſie hinab nach Komor und klopften an die Pforte und ließen ſich zu Pſallel führen, dem Oheim, gerade da er Reben aufband im Weingarten, und war große Freude. Und da man ihnen die Füße gewaſchen hatte, hub Silla an, heimlich mit

dem Oheim zu flüſtern, und machte eine Verſchwörung wider Zadok und klagte ihn an. Er aber ging auf die Altane des Hauſes und ſtand im Mondenſchein und war voll bitterer Gedanken.

Und wie er nun auf das Brüllen der Löwen hörte, die am Rande der Wüſte auf Raub ausgingen, und bedachte, daß er ſelber geweſen war wie ein Löwe, der in die Hürden einbricht und Lämmer zerreißt, fielen die Männer von Komor über ihn her, überwältigten ihn und zerrten ihn auf einen wüſten Platz am Tor, ihn zu ſteinigen, eingedenk der Worte, die Silla geſagt hatte: er ſei der Mörder ihres Vaters, und ſie hätte ihn mit Liſt hierher gebracht, daß er ſterbe. Daß er ſie aber aus der Gewalt des Ahija befreit und ihr ein treuer Weggenoß geweſen, das ſagte ſie nicht in der Verräterei ihres Herzens; ſondern ſie log und zeigte mit dem Finger auf ihn und ſchrie: Steinige ihn! Steinige ihn!

Da er nun an der Mauer ſtand im Mondenſchein, und ſeine Kleider zerriſſen von ihm hingen, da erſah Gehila, die Witwe des Kehdar, die biegſame, weiße Schlankheit ſeiner Glieder, und ſie erbarmte ſich ſeiner Jugend und kaufte ihn vom Tode los und nahm ihn in ihr Haus, ihr zu dienen als ein Sklave. Der goldne Stirnreif aber und all das wenige, was Zadok beſaß, blieb im Hauſe des Pfallel.

Zwei Jahre frondete er ſeufzend, trieb die Ochſen zum Pflügen auf das Feld, ſäte Weizen, arbeitete in den Weingärten und in den Maisfeldern und wandelte traurig-ſtillen Herzens und ſah immer nach Oſten, nach dem Lande ſeiner Väter. Und er bedachte, wie ſein Geſchick ihn umtrieb und ihn immer wieder aus den Händen derer errettet hatte, die nach ſeinem Leben trachteten. Aber Gehila liebte er nicht, wiewohl ſie ihn auf ihr Lager nahm zur Ergötzung und ihn niemals peitſchen ließ. Denn ſein Trachten ſtand nach Freiheit, und in den Nächten weinte er und haderte mit Gott und bedachte, daß es beſſer wäre, wie ein Räuber zu ſchweifen und Unrechtes zu tun, als den Unbeſchnittenen zu dienen und die kalten Glieder einer alternden Herrin zu umfangen. Wenn er aber Silla erſah, auf dem Felde oder am Brunnen, oder wenn das junge Volk auf dem Markte tanzte, da wandte er ſich ab und fluchte ſeinem Geſchick und zürnte mit ſich,

daß er ſie immer noch nicht vergeſſen konnte, da ſie ihn doch ſo ſehr verraten hatte. Und er ſah nicht, daß ſie um ihn Trauer trug und vor ſeiner Verachtung erbebte.

In jenen Tagen kamen die Heuſchrecken über alles Land am Kiwan und über Komor, und die Männer zündeten bei Sonnenuntergang große Feuer auf den Feldern an, die Tiere zu vertreiben, und blieben wach, und es war des Lärmens mit Klappern und des Trommelns mit Trommeln kein Ende. Die Mägde brachten den Männern Wein und Brot hinaus, und da es eine warme Nacht war in den Zeiten der Sonnenwende, da jegliche Kreatur nach Liebe ſchreit, taten ſich die Paare allenthalben zuſammen in Heimlichkeit, und es gab des Küſſens und zärtlichen Umfangens in allen Büſchen.

Zadok aber ſaß auf einem Stein und hatte ſein Antlitz in den Händen geborgen und hörte nicht, wie ein Weib vor ihn trat und kummervoll daſtand. Aber da er nicht aufſah, legte das Weib ihm die Hand auf die Schulter und flehte: Erbarme dich meiner Torheit und ſag, daß du vergeſſen kannſt, was ich verſchuldet habe. Denn mein Herz iſt betrübt und lechzt nach deiner Liebe.

Es war aber Silla, und als er ſie erkannte, durchzuckte ihn eine große Freude, und er hätte vor ihr niederknieen und ihr die Füße küſſen mögen. Aber er ſagte nur: Wie mag die Tochter der Fürſten ſich vor einem Sklaven erniedrigen! Haſt du nicht ſelbſt es gefügt, daß ich das Brot der Knechtſchaft eſſen muß und meine Blicke nimmer zu den freien Töchtern erheben darf?

Und da ſie ſich ein anderesmal von ungefähr trafen — aber Silla hatte es mit Fleiß gefügt, daß ſie ſich trafen, denn ihre Nächte waren geſättigt von Sehnſucht — da ſagte Zadok: Ich heiße Zadok, das iſt der Gerechte. Soll ich nun ungerecht ſein und vergeſſen, daß du mich vor eine Mauer geſtellt haſt, als ein Ziel den Steinwürfen der philiſtäiſchen Männer?

Da ſagte ſie: Ich will dich befreien und mit dir gehen. Und du magſt mit mir tun, wie dir beliebt. Denn ich habe mich meines Stolzes entſchlagen und bin nichts als ein zitterndes Vöglein in deiner Hand.

Und neigte ſich vor ihm und küßte in Demut und ſchluchzend den Saum ſeines Mantels und wendete ſein Herz, alſo daß er nichts ſehnlicher begehrte als zu fliehen mit ihr und ihr Gatte zu ſein alle Tage ſeines Lebens bis zum Tod. Aber er verriet nicht, was ihn bewegte, und ſprach barſch zu ihr und ging davon.

In jenen Tagen ſtarb Gehila eines jähen Todes, als ſie in der Linnenkammer bei den Mägden ſaß, und da nun die Älteſten der Stadt die Siegel an das Haus legten, damit nichts geſtohlen werde — denn die Verwirrung war groß, und niemand achtete mehr der Sklaven und der Verſchnittenen — da geſchah es, daß zur Nachtzeit der Ruf eines Vogels hinter dem Garten erſcholl. Und Zadok ging hinab und forſchte nach, und ſiehe, da ſtand Silla mit zwei geſattelten Pferden, zog einen goldnen Stirnreif aus ihrem Gewand und ſagte: Dies iſt der Stirnreif deiner Mutter, geſegnet ſoll ſie ſein. Beliebt es dir, Freund meines Herzens, ſo laß uns fliehen. Denn ich vermag nicht mehr ſo weiterzuleben. Du aber magſt mit mir tun, wie du willſt.

Da küßte er den goldnen Reif und barg ihn zwiſchen Bruſt und Gewand, ſprach aber nicht zu Silla.

In jener Nacht ritten ſie durch das Land und ſchlugen ſich in das nördliche Gebirge, und Zadok berührte Silla nicht.

Und ſie aßen acht Tage lang das bittere Brot der Flucht, verbargen ſich bei Tag in den wilden Klüften der Berge und ritten bei Nacht und ſprachen nicht miteinander. Und war ein Sehnen in ihnen, das ſie erzittern ließ, wenn ihre Blicke von ungefähr ſich trafen. Und ſie kamen in israelitiſches Land, und keine Gefahr war mehr zu fürchten, als die von Räubern kam, die aller Welt feind ſind und der Reiſenden Habe nicht achten, noch ihres Lebens.

Aber da ſie eines Abends bei den Schnitzbildern lagerten auf der Höhe von Meggar, und eines abſeits vom andern ſaß, und nicht wußten, dieſes Leben weiter zu tragen — denn die Stimme des Herzens redete gewaltig in ihnen — da machte ſich Zadok auf und ſagte: Warte hier ein Weilchen; denn ich gehe einen Mann befragen, der die Loſe zu werfen weiß. Hier in der Nähe iſt ſeine Wohnung.

Und Gott ſpricht aus ſeinem Mund. Vielleicht, daß er mein Schickſal wendet; denn ſiehe, ich weiß, daß ich dich haſſen muß, und ſehe doch mit Wohlgefallen auf dich.

Da rang ſie die Hände und wagte nicht, ihm ins Angeſicht zu ſehen. Zadok aber ging den Hügel hinab und lief wie ein Gehetzter durch den dichten Buſch bis zu einer Lehmhütte in den Felſen am Rande des kleinen Fluſſes; denn dortſelbſt wohnte Jachzeël, ein prophetiſcher Mann, ein Eſſer von Mais und Früchten, ein Wahrheitsredner, und hatte ſich eine Hütte aus Lehm gebaut mit eignen Händen und lebte im Anſchauen Gottes. Zadok aber klopfte an und bat ihn, herauszukommen und zu richten.

Da hob jener ſeine Stimme und verwies ihm ſein Ungeſtüm. Aber Zadok ließ nicht ab und ſagte: Du ſollſt ein Urteil aufrichten zwiſchen mir und dem Weibe Silla, auf daß ich wiſſe, ob ich ſündige, wenn ich ſie vom Boden aufhebe; denn meine Liebe iſt gewaltig groß. Bleibe, wo du biſt, Jachzeël, aber ſprich zu mir; denn ich höre deine Worte, auch wenn du auf deinem Lager liegſt, und ich hier draußen harre.

Und es blieb ein Weilchen ſtill, und hernach hob Jachzeël ſeine Stimme und ſagte: Ich will einen Wahrſpruch aufrichten zwiſchen dir und jener. Weſſen klagſt du ſie an?

Sie verriet mich, ſagte Zadok, alſo daß ich ein Sklave wurde in den Händen eines götzendieneriſchen Volkes. Aber ich habe mit den Räubern, bei denen ich lebte, ihren Vater geſchlagen. Da half ich ihr zu Flucht, ſo wie ſie in dieſen Tagen mir zur Flucht verholfen hat. Richte du, ich weiß nicht, wo die Wahrheit iſt.

Du ſahſt ſie an in Liebe? fragte Jachzeël.

Ja, ich ſah ſie an in Liebe, und ſie nahm meine Liebe und verriet mich.

So töte ſie!

Ich ſie töten? Aber nun hat Gott es gefügt, daß ſie mich liebt. Wie ſoll ich töten ein Weib, das vor meinem Blick vergeht?

Töte ſie! ſagte Jachzeël, und wie ſehr auch Zadok ſprach und eine deutliche Antwort heiſchte — Jachzeël blieb ſtumm und redete nicht mehr.

Da machte Zadok sich auf, lockerte sein Messer im Ledergürtel und stieg schwerfälligen Schrittes den Hügel wieder hinauf zu den Schnitzbildern, die vor dem Monde dastanden, zwei zur Rechten, götzendienerische Werke einer verruchten Hand, und eins zur Linken, ein Ephod, ein Fallstrick für das Volk. Aber Silla sah ihn kommen und saß auf einem Stein und rührte sich nicht. Und da nun Zadok vor ihr stand, erkannte sie den Grimm seiner Seele und rüstete sich zu sterben.

Er aber wandte sein Gesicht von ihr und faßte sie an und gedachte ihr die Kehle zu zerschneiden. Er wandte sich aber ab, weil er nicht den Mut hatte, die Tränen ihres Auges zu sehen, und weil er fürchtete, es könnte die Weiße ihrer Brust und das zarte Beben ihres schlanken Halses ihn zu einem Weibe machen. Es stand nämlich der Mond am Himmel. Und Zadok sagte: Nicht ich töte dich. Jachzeël tötet dich; denn er hat ein Urteil aufgerichtet zwischen dir und mir.

Da sagte Silla: Lasse mich doch noch den Stirnreif deiner Mutter küssen, bevor ich sterbe. Das wird mir Kraft geben, daß ich nicht schreie, wenn die Schatten des Todes sich über mich senken. Der Geist deiner Mutter weiß, ob ich dich liebe.

Und seufzte und redete kein Wort mehr.

Siehe, da erkannte er mit einem Male alle Liebe des Weibes, das sich nicht sträubte, den Tod von seiner Hand zu empfangen, und warum Jachzeël zu ihm gesprochen hatte: Töte sie! und warf sein Messer weit von sich und sank vor Silla in die Knie. Und sie hielten sich weinend mit den Armen umschlungen und hielten Zwiesprache und erkannten, daß sie gemacht waren, in Eintracht zu leben und einander nimmer zu verlassen.

Zadok aber nahm den Stirnreif, küßte ihn und ließ ihn Silla küssen und krönte damit ihr Haupt, indem er sagte: Ich gebe dir ihn zum zweitenmal und gelobe ihn nicht mehr von dir zu nehmen. Denn Gott hat mir die Augen geöffnet, auf daß du lebest, indem er sprach: Töte sie!

Und ſie lagen beieinander in jener Nacht, eins in den Armen des andern, und küßten ſich ſatt bei den Schnitzbildern, da der volle Mond am Himmel ſtand, und ſchliefen und ſtiegen in das bebaute Land hinab bis zu den Wohnſtätten der Menſchen, am Fluſſe Zalmun, der in ſeinem Sande Gold führt. Und Silla wurde in jener Nacht geſegneten Leibes.

Was aber von Zadok und Silla und ihren Söhnen zu erzählen iſt, das iſt ja berichtet im Buche der Weisſagungen und im Buche der Gerichte Gottes, jedes zu ſeiner Zeit und jedes an ſeinem Ort.

Im Juni / von Richard Smekal.

Seit der letzte lange Frühlingsregen verrauſcht iſt, bewohne ich dieſe Blockhütte an der Berglehne. Untertags tanzen nur die Mücken, welche höchſt kunſtfertig durch das Schlüſſelloch geſchlüpft ſind, im dämmerigen Innern ihren Reigen. Abends aber kehre ich heim und jage die ungebetenen Gäſte hinaus; dann geſchieht es zumeiſt, daß ich noch lange auf der Türſchwelle ſitze und warte, bis die Sterne nach und nach am Horizonte aufblühen und ſich zu den tiefvertrauten Figuren ſchließen; nah und fern zirpen die Grillen. Wie ich es kenne, dieſes Weben der Sterne und die Stimmen der Nacht; und doch bleibt es ſtets neu und wunderlich. Dann ſchließe ich mich in die Räume des Schlafes ein; aber ſiehe, ſchon ſpringt ein Hinterpförtchen auf und läßt mich hindurch; ein kleiner Knirps ſteht daneben und meint, ich wiſſe ſchon, wer er ſei. „Gewiß, Sie ſind der Zwerg Alberich.“ Da lacht der Kleine und verzieht ſeinen breiten Mund; er ſei der Traum. Nun erinnere ich mich ganz dunkel. Ich könne in ſeinem Garten tun, was ich wolle, ſagt der Knirps. „Sehr viel Güte, Herr Zwerg. Ich möchte mich nur ein bischen umſehen.“ Und ſchon finde ich meinen Wanderſchritt; es geht friſch durch den ſonnigen Frühſommer: goldengrün ſind die Täler und rotbraun die Wege; Mücken und Schmetterlinge flackern durch den Äther, der ſich in irgend einer fernſten Ferne zum blauen

Globus rundet. Derart ſind meine Nächte: ein raſtloſes ſonniges Wandern durch Wieſe und Tal.

Und dann gibt es eine Zwiſchenzeit, die ich in ihrer Dauer nicht zu ſchätzen vermag: überall webt ein goldiges Braun im Gemache und zittert durch die rauchblauen Schatten meines Alkovenbettes. Zuerſt ſpringt es zuckend durch die beiden Herzausſchnitte in den Fenſterläden, dann drängt es ſich durch tauſend Fugen und Klumſen im Gebälke der Wände hindurch und ſpielt endlich frech und übermütig um Tiſch und Boden. Bis ich aber zur richtigen Erkenntnis dieſer Tatſachen gelange, vergeht eine gute Weile, während welcher ich noch manchmal auf der Wanderſchaft im Traumland mich befinde und irgend ein huſchendes Bild darinnen ſehe, ein rotes Dach oder einen Blütenbaum; andrerſeits ſpüre ich ſchon die Wirklichkeit mit ihrer goldigen Dämmerung: und ich laſſe mich einige Augenblicke darinnen wiegen, rühre mich nicht und leiſte keinem Rufe Folge. Noch einmal ſtelle ich es mir vor, wie mein Haus an der Berglehne ſteht, knapp unterhalb des Waldſaumes, etwas ins Erdreich eingebaut und vom tiefen Sommergras umwachſen. Dann aber denke ich an einen breitäſtigen Apfelbaum am drüberen Hang, auch mitten im Wieſenmeer; und ich entſchließe mich raſch, aufzuſtehen.

Das Waſſer klatſcht eiskalt um Geſicht und Rücken; die Sonne trocknet es ab; denn nun ſteht die Türe weit offen und der warme Schein liegt im Gemach; bald bin ich wegbereit; die Berglerchen ſind ſchon überm Wald und rufen laut: ob ich nicht bald käme? Sie kennen mich ganz genau, die Berglerchen. Gewiß komme ich, ſolange es Sonne gibt.

Das Gras um das Haus iſt knietief und grünſaftig; es zittern bläuliche Schatten dazwiſchen; rings aber gibt es Blüten, dreimalhunderttauſend Blüten. Salbei und Margeriten. Oder magſt du heute nicht Salbei und Margeriten? Dann gehe hinüber auf den anderen Hang, dort iſt Akelei und Rade, wieder dreimalhunderttauſend Blüten; und das Gras ſteht knietief und grünſaftig; dort drüben iſt auch ein Apfelbaum mitten im grünen Meer; und breitet eine ſchattige Inſel aus; rings aber branden Akelei und Rade; geh hinüber . . .

Aber die Lehnen erſtrecken ſich noch ſo viel weiter; und reichen bis an die ſchwarzen Tannenwälder, die ragende Berge umhängen; talaus, talein aber gehen die Wieſen mit Salbei und Margeriten, mit Akelei und Rade; überall das wogende Meer mit den bläulichen Schatten.

Im Talgrund ſchlängelt ſich ein glitzernder Faden, verſchwindet und blinkt wieder hervor und huſcht ferne in einen dunklen Wald, der dort tief hinabreicht. Die Höhe trägt heute ein blaſſes Blau und darinnen liegen unbeweglich weiße, ſchwere Wolken. Ada liebt dieſe lichtgetränkten Wolken am Morgen, ſolange ſie noch im Ungreifbaren ſchwimmen. Wo mag Ada ſein? Sie liebt Akelei und Rade und die Schatteninſel unterm Apfelbaum.

Mein Herz ſingt; noch gehe ich durch Salbei und Margeriten, durch die dreimalhunderttauſend, aber ſchon weiß ich von Ada, die drüben wo iſt und nach den Wolken ſchaut. Vielleicht iſt ſie auf der Schatteninſel; wer meint, daß ich Ada nicht finde? Ich weiß es ganz genau, ihre Augen ſind trunken von Licht. Und dann verliert ſich Ada; ſie verliert den Boden und das Meer und den Schatten, verliert Akelei und Rade, Salbei und Margeriten, mein Blockhaus und das Silberband im Talgrund. Und ſie verliert alle Wege, die wie Waſſerſtraßen über die wogenden Hänge zur Inſel ziehen und darunter auch den, den ich gehe durch Salbei und Margeriten; und ſie verliert auch mich; ſo iſt Ada . . . aber ich mag, daß ſie ſo iſt; ſie kennt die Sehnſucht, eine weiße ſchwere Sehnſucht mit Licht getränkt, die den Boden verläßt und in das Ungreifbare ſchwebt; und nicht mehr an Hang und Blüten denkt, ganz losgelöſt iſt und emporſteigt wie eine Berglerche; wunderbare Sehnſucht, die Ada in ſich trägt . . .

Mein Schritt durch das grüne Meer iſt unhörbar; und das Gras ſchlägt rechts und links knietief zuſammen. Drüben werden die Berge immer tiefer blau und die Wolken lichtſatter. Sonne rieſelt mir über den Rücken.

Dort oben aber iſt Ada's Sehnſucht. Unendliche Sehnſucht verlangt endliche Erfüllung. Drum mag ichs gern, daß Ada ſo iſt . . . jenſeits von Akelei und Rade.

Ich komme näher an die Inſel; ich ſehe ſchon das Weiße ihres Kleides; hier ſind keine Margeriten; die ſtehen drüben, dreimalhunderttauſend. Aber Ada iſt hier; ſie liegt im knietiefen Graſe unter dem Apfelbaum. Ich komme unhörbar heran; bin ich Ada's Erfüllung? „Ada", ruft es aus mir weit hinaus in das Ungreifbare; ich muß ſie von weit zurückrufen. „Ada" hallt ein lichttrunkenes Echo weit oben... Das weiße Kleid erhellt die ſchattige Inſel; ihre Arme ſind als ein Polſter unter dem Haupte verſchränkt; Ada trägt goldblondes Haar. „Ada" ruft es aufs neue; es ruft ihre Sehnſucht zurück von den lichterfüllten Wolken, vom ungreifbaren Blau; und ſchon iſt ſie hier und lacht. Die braunen Augen ſind noch ganz erfüllt vom Gold des jenſeitigen Landes; „Ada, hörſt du mich". „Ja Geliebter, ich warte ſchon ſo lange," und ihre Arme langen nach mir und beugen mich hinab, ſo daß ich ganz tief in das Goldbraun der Sehnſucht ſchauen muß; dann wird es klar und ruhig wie ein ſtiller See; und meine Lippen tauchen nieder. „Ada, daß du nur wieder da biſt."

So klingt das Leben, wenn es Sommer werden will.

Heimat / von Carl Dallago.

Nach langem Zeitengang, des Abends Sonnenmal
im Antlitz, liegt vor mir das heimatliche Tal.
Bergzüge ragen hoch. Der Hänge herbe Wucht
ſpannt ſich um eines milden blauen Waſſers Bucht.
Am Strande, wo der Weinſtock ſich mit Lärchwald mengt,
ſtehn träumende Gehöfte abendglutbeſprengt.
Es zagt geheim mein Herz von Rührung leicht geſchwellt,
ſo heimiſch traute Klangflut auf die Landſchaft fällt.
Ich weiß: — jäh löſt es ſich vor meinen Seherſchritten —
Vorfahren ſich im Schweiß den Boden hier erſtritten.
Verloren horch ich nach und prüf das Zeitgefüge
und ſeh zurück auf lauter lange Stammeszüge,
die Schickſal, Laub im Wind, gleich hin und hergetrieben, —
ihr Leben war wie meins: ein Sehnen, Glauben, Lieben.

Still rag ich hoch und breit die Arme innig aus
der Welt um mich und zärtlich grüß ich Haus für Haus —
und mehr noch Baum und Waldung, See und das Gelände,
die mir zutiefst vertraut sind, so als wiederfände
ich Dinge, die mein Blut zur Zeit schon liebgewann,
da meine Zukunft noch in Adern Andrer rann . . . .

In der Gefühle Gang, des Abends Purpurmal
im Antlitz, flammt vor mir das heimatliche Tal.
Verdämmert ängt der See. Entgleitend durch die Bucht
trotzt blauem Schattenheer das Licht noch auf der Flucht.
Bald will Gefild und Hang in sammtne Dämmerung tauchen,
Wohnstätten bleichen Herdrauch in den Abend hauchen.
Und schon erfüllt das Tal des Bergsees Schlummerdunst,
nur noch der Gipfelgratriß sprüht wie Feuersbrunst.
Als auch der letzten Zinne Leuchten sich verlor,
hält immer noch mein Schaun ein Glühn empor,
das auf erloschne Weiten aus der Seele rinnt
und sich der Dinge nur als Heimat noch besinnt:
Als Heimat, die als Blut in meinem Wesen kreist,
so meinem Sein an jedem Dinge Teilschaft weist,
daß machtvoll staunt mein Herz, das selber sich entweicht,
erschauernd leis: wie weit — wie weit die Heimat reicht.

Innsbrucker Kunstschau IV.

Frau M. von Gaffron: Drei Landschaften, ein Figurenstück. Über Dilettantenmaß hinaus gut gemalt. Das Seelische ist frauenhaft weich, aber willensstark genug, um Schwierigkeiten zu bewältigen. Das Ganze lehrt, wie viel zu respektablem Auftreten lernbar ist, und wie bescheiden-froh man hier werden könnte, auch nur Mittelgut zu begegnen.

E. Stoitzner und Fr. M. Albert. Wenn etwas nur unter so entsetzlichen Qualen zur Welt zu bringen ist wie diese Arbeiten, dann ist es besser, die Kinder zu opfern, um die Mütter zu retten. Vor allem aber stellt man Mißgeburten nicht aus. Es ist vergeblich,

von Dilettanten Zurückhaltung zu verlangen. Aber der „Kunsthändler" verfehmt sein Fenster, wenn er derartiges in Permanenz ausstellt. Die Leute gehn jetzt nur mehr hin, um zu lachen. Und die vorzüglichen bürgerlichen Qualitäten der Aussteller kommen dabei gar nicht zur Geltung.

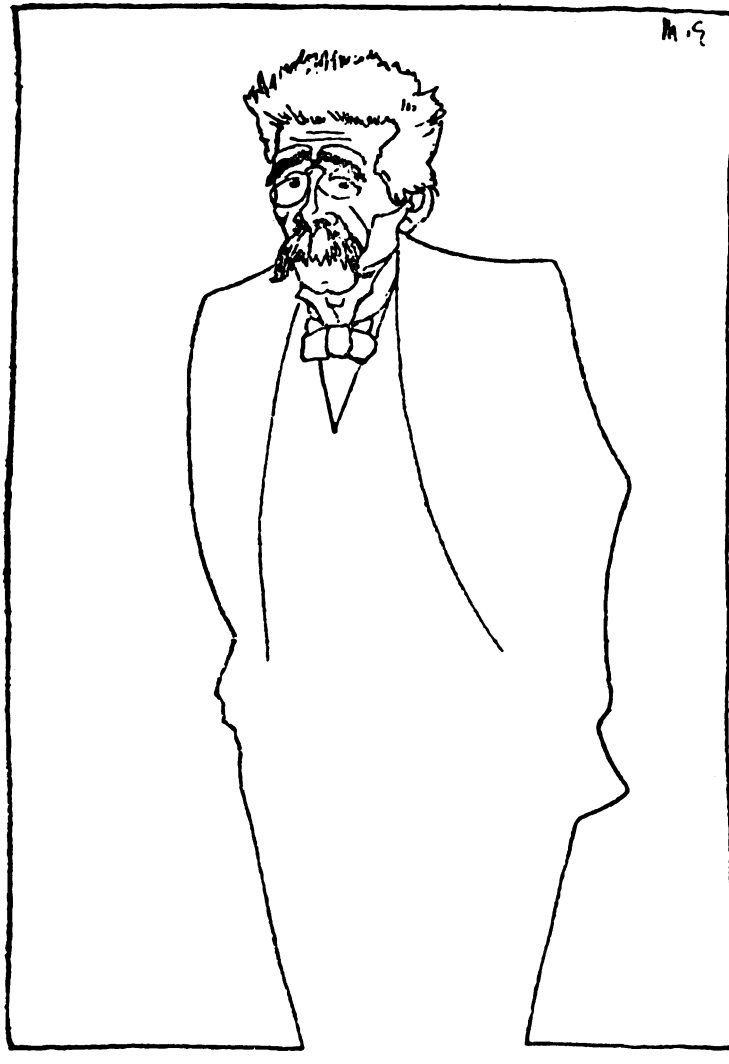
Jos. Marchesani: Matterhorn. Ein gewagtes Stück, aber von einem Künstler gesehen. Ein Aufjauchzen der Natur, ein seliges Schwimmen in Licht. Leider dilettantisch gemalt. Solche Sachen müssen breit, hastig, im Arbeitsfieber, nur in den allernötigsten Klexen hingesetzt werden. Zwingt der Maler durch Bedachtsamkeit und glattdetaillierende Technik das Auge in nähere Distanz, dann verfließt die Freude des Betrachtens in Enttäuschung.

M. von Esterle: Porträt des Herrn Heinr. Kühn. Der ewige Schneemaler als Porträtist. Ein Rückfall in Jugendsünden. Aber die Jugend ist vorbei und mit ihr die sorglose Routine. So enttäuscht der Karikaturist mit unscharfer Charakterisierung, der Lichtmaler mit dunkeln und etwas schmutzigen Farben. Es ist alles gequält, kompliziert, auf Umwegen erreicht, eine Art Feststellung bekannter Tatsachen, kurz eine Studie. Wirkliche Studien mißlingen ja immer, und je mehr sie mißlungen sind, desto mehr hat der Maler dabei gelernt und desto eher wird er uns das nächstemal überraschen können. Aber es wäre vielleicht besser gewesen, mit der öffentlichen Schaustellung auch so lange zu warten.

Die Kunsthandlung Unterberger hat eine Neuerung eingeführt, die Schule machen wird. Sie eröffnet eine moderne Serie der Geschmacklosigkeiten mit dem Fassadenplan einer ganzen Straßenfront, wie sie nicht sein soll. Das ganze Land seufzt bekanntlich unter den Maurermeistern, während Innsbruck den Vorzug genießt von diplomierten verschandelt zu werden. Da ist es nun sehr verdienstlich, die Öffentlichkeit durch abschreckende Beispiele vor der gefürchteten Maltabubenarchitektur zu warnen und für baulustige Kapitalisten die Adresse des Schöpfers beizufügen, damit sie sich den Namen merken. Bravo Unterberger!

O. Rasim: Drei Landschaften. Entschieden besser als die letzten. Immerhin haben sich Rasims Beziehungen zur Kunst nicht geändert. Ihm ist das Schneemalen nichts als ein höchst einfacher, schematischer Trick, den man sich von einem anderen abguckt. Mit diesem Trick in der Tasche begibt man sich zur Jagd auf Natur. Resultat: Bluff in Blau oder Esterle leicht gemacht. Es ist aber töricht, sich mit dem ernähren zu wollen, was ein Anderer verdaut hat. Durch den falschen

(gez. von Max v. Eſterle.)



Alma Mater
Oenipontana I.

Prof. Rudolf von Scala

Schluß wird Raſim verleitet mit Trümpfen herumzuwerfen, die keine mehr ſind, Türen mit Vehemenz einzurennen, die längſt offen ſind. Wie der Parvenü, der in vornehmer Geſellſchaft die guten Manieren übertreibt und gerade dadurch als unecht auffällt. Oder wie die klaſſiſche Zirkusfigur, die durch den Gegenſatz zwiſchen Geſchäftigkeit und Leiſtung zum Lachen zwingt. Kein Vorbild darf ſo faszinieren, daß man davor allem Eigenen mißtraut. Kramer hat neulich gezeigt, daß man Winterſchönheit auch auf anderen Wegen findet, ſofern man ſie nur ſelbſt ſucht. Raſims Winterbilder ſind Schemata geblieben und verblüffen vielleicht, erwärmen aber nicht. Kunſt iſt kein Wettrennen. Wenn Raſim aber ſo weiter fährt, endet er doch noch unplaziert.

Albert Plattner: Selbſtporträt. Dem Goetheſtübele gewidmet. Prächtige Leute, unſere Wirte. Der Umgang mit Praſchlet macht ſie treu und bieder, wahr und offen. Man kann ihnen keine Bitte abſchlagen. Sie ſind ſo ſelbſtlos. Und es rührt den Künſtler, wenn ſie neben Wein und Kracherl auch Kunſt verzapfen. Daß dieſe jetzt in keinem Beiſel mehr fehlen darf, iſt ihr Verdienſt. Kunſt und Damenbedienung finden ſich nur noch beim Tiroler Wirt. Und beide in gleicher Qualität. Und es wird animiert. Der Wein als Kuppler, die Kunſt als Hure, der Künſtler als Zuhälter — proſit! Benedikt.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 2.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall I / Bernhard Jülg: Der junge Faun / Hugo Neugebauer: Die Heiligsprechung / Guido Höld: Blütenwiese im ersten Frühjahr / Robert Michel: Der Marienkäfer / Karl Röck: An den Herausgeber / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau V / Die Zwickmühle der Justiz / Karikaturenfolge 26: Max von Esterle: Prof. Michael Mayr.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

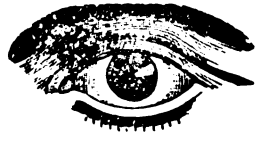
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Sämtliche Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Juni 1911. Heft 2.

Verfall / von Carl Dallago.

I.

Im Gegenſatz vielleicht zur allgemeinen Einſchätzung ſchaue ich bereits Symptome des Niedergangs gerade bei den Nationen, die ſich heute in Europa als die tonangebenden wähnen: nämlich bei der engliſchen und deutſchen Nation. Die Art des Niedergangs erfreut ſich vorläufig noch der großen Gebärde, des aufrechten und ſicheren Ganges und des Hineintragens von Beſtimmtheiten in alle Dinge. Aber ähnelt das nicht dem Tun des Herbſtes, der den Verfall der Natur in ſich birgt? —

So ein Tun bringt es mit ſich: daß die rätſelhaften Zuflüſſe des Lebens verſiegen, daß die geheimnisvolle Gangart der Kräfte zu ſtocken beginnt, daß das Endloſe ſich abtrennt von den Dingen. Alles tritt wie von ſelber in das Bereich des Beſtimmbaren — des Greifbaren — des Erreichbaren und läßt ſich ſo handhaben gleich völlig verfügbaren Dingen. Das Leben ſcheint nun wie eine große Scheune, in der die Ernten der Gegenwart und mehr noch die der Vergangenheiten aufgeſtapelt werden wie Heu und Garben und zuſammengeleſene Früchte.

So kommt es oft, daß die Scheunenverwalter in Anmaßung und Hochmut geraten bis zu dem Grade, daß ſie zu glauben anfangen, ſie wären die Schöpfer der füllenden Dinge: — die Schöpfer des Heues, der Garben, der Früchte, mit denen ſie das Leben wie eine Scheune angefüllt ſehen. Sie vergeſſen der Kräfte, die außerhalb ihrer Wahrnehmung geſtalten und nehmen die Handhabung und den

Genuß der Ergebnisse jener Kräfte für etwas, das sie sich selber verdanken. Es ist eine ungeheure Verirrung in sie gekommen, die ihre Seelen gefangen setzt und sie trifft wie eine schwere Heimsuchung, die ihnen die Daseinsentfaltung unterbindet, und sie den Zusammenhang mit den immerwährenden Kräften des Lebens verlieren läßt. Aber sie spüren nichts davon; ihr Äußerliches wird noch äußerlicher, ihr Inneres noch gehaltloser und trockner und verschrumpfter, bis es sich völlig zusammenschließt und eingeht. Dann steht noch ein Gebilde da, prunkvoll und behängt mit Flitter, bequem und mit Duft besprengt, farbig herausgeputzt mit aufgedrücktem Glanz und Schliff, eingeteilt in Fächer für alles, auf Druck sich öffnend und so immer wieder neue Leeren in die frühere hineingähnend, da immer reichlich Platz ist; durch Leere wird ja nie etwas ausgefüllt. Auf diese Weise ist aus jedem Menschentum gleichsam ein Menschenschrank geworden mit allen Eigenschaften eines Prunkmöbels für Gesellschaftskult. Dieser neue Mensch — dieser Menschenschrank verdankt sein Dasein der Herrschaft des Intellekts. Er zeugt am besten für die Fragwürdigkeit dieser Herrschaft — ja für den Fluch, der der Fruchtbarkeit solcher Herrschaft innewohnt.

* * *

Was dem Niedergang eines Volkes vorausgeht, ist der Niedergang seiner Ideale. Nun ist „Ideale haben" im landläufigen Sinn selbst schon ein Zeichen des Verfalls, denn wo die Natur ungeschwächt auftritt, nimmt sie gewiß den Menschen so in Beschlag, daß er die Wirklichkeit nie erschöpft sieht. Die unangekränkelte Menschennatur findet immer eine unerschöpfliche Wirklichkeit vor.

Aber wir Abstämmlinge aus Zeiten und Gegenden, wo gleichsam mit der Muttermilch der verschneidende und zersetzende Saft von Sitte und Sittlichkeit, von Moral und Satzung eingesogen ward, wir wurden daran gewöhnt, uns Ideale zu halten, die jenseits von Natur und Wirklichkeit wie überirdisch auf uns niedersahen. Dabei waren es doch die Tiefen unserer Natur — unserer Wirklichkeiten, die diese Ideale ausstatteten und am Leben erhielten; nur wußten wir es nicht. Wir kannten ja weder die Natur noch die Wirklichkeit, — wir hatten keine

Ahnung, daß alles an uns in ihnen Raum fände: all unſer Erkennen und Nicht-Erkennen, — alles, was wir überhaupt in uns aufzubringen vermögen. Uns brachte man mit Bedacht Natur und Wirklichkeit in Verruf und legte ſo einen Zwieſpalt in uns. Es ſchied uns etwas von allem, dem wir zuſtreben ſollten; es hieß uns zugleich: davon wir fortſtrebten, denn wir vermochten uns nicht von uns ſelber — von unſerer Natur und unſerer Wirklichkeit zu trennen. Es ergab ein beſtändiges Kompromißſchließen auf Koſten des Inneren, das dabei unnötig belaſtet und verbraucht wurde.

So wird das „Ideale haben" zur Verfallsform durch das Aufreibende ſeiner Zwieſpältigkeit — durch ſeine Zweiteiligkeit, die ſich nie ganz überbrücken läßt. Aber immerhin iſt es eine Verfallsform, die im Grunde die Kräfte für Wachstum und Entfaltung rege hält, die ſomit des Wachstums und der Entfaltung fähig iſt, da in ihr doch noch die Menſchennatur ihrer ganzen Weſentlichkeit nach — wenn auch auf Umwegen und umſtändlich eingeengt — ſich unterbringt.

Doch der Verfall ſchreitet weiter. Gerade bei Völkern, wo Sitte und Sittlichkeit überhand nehmen und ſich immer mehr zur Satzung ausbilden und der Menſchennatur Moral diktieren, gerät immer weniger die Aufſtellung von tauglichen Idealen. Es iſt das Emporwachſen der Einſicht auf Koſten der Gefühlsbetätigung, was den lebensfähigen Idealbau verhindert. Es veranlaßt, daß das Ideal immer mehr durch die Idee erſetzt wird.

Und wieder ſind es die „geregeltſten" Nationen, die nahezu ſchon ihr Sinnen und Träumen unter Geſetz geſtellt haben, die die meiſten Ideengeburten aufweiſen. Es bedeutet: die die meiſten Fehlgeburten — die meiſten lebensunfähigen Sprößlinge aufweiſen. Verwäſſerter Boden begünſtigt immer das Mißraten des Samens. Wie ſollte auf den einſichtdurchnäßten Stoppelackern eines geſetzlich feſtgelegten Geſchlechtslebens — es beſagt: eines der Lüge und dem Betrug beſtändig ausgeſetzten Liebeslebens — beſſere Frucht geraten können? Ein Geſetz, das in Kraft tritt, muß ein früher waltendes Geſetz aufheben. Nun verdrängt und erwürgt hier Satzung gewordene, unzu-

länglichste menschliche Einsicht die ältesten und ursprünglichsten Rechte der Menschennatur, ohne es je zu vermögen, ihre inneren Gesetzlichkeiten völlig aufzuheben. Aber wo der Mensch seine Natur eingebüßt hat, ist er nicht mehr fähig, dies wahrzunehmen, und ergeht sich, geführt von seiner vermeintlich erlauchten Einsicht, die zumeist nur roh zugreifende Blindheit ist, in die verhängnisvollsten Verranntheiten.

Solche Verranntheiten auf geistigem Gebiet, die vielleicht allzu satzungsmäßig eingehaltenem Sinnenleben vorangegangener Geschlechter anzurechnen sind, durchrauschen heute bereits wie breite trübe Ströme die englische und die deutsche Nation. Sie münden alle in die Volksseele, oder — wenn man will — in die National-Seele ein. Sie tragen in sie hinein, wovon sie selber durchtränkt sind: den Verfall — die Dekadenz.

* * *

So sympathisch, ja vornehm anziehend auch das Äußerliche des englischen Volkes wirken mag durch seine Sauberkeit und Geschultheit in der Handhabung der Pflege des körperlichen Lebens, bei tieferem Hinzusehen wird man etwas gewahr, das einen zuerst befremdet, bis es einen ernüchtert entläßt. So sehr langt eine förmlich Leib gewordene Nüchternheit in einen hinein, daß einem dabei ganz leer werden kann. Und mehr südliche Seelen, die den Rausch gern in sich beherbergen, beleidigt geradezu solche Nüchternheit. Zugleich laufen nicht selten Prüderie und Bigotterie noch nebenher, vor denen das Menschlich-Wahrste und Wertvollste in einem zurückscheut und sich abwendet, denn es sind die schlimmsten und übelst duftenden Übel der völlig ernüchterten Menschenseele. Sie sind es, die jedes Hineintragen von höheren Erlebnissen in die sinnlichen Genüsse ausschließen und damit auch jedes tiefere Verständnis für die Sinnenfeste des Lebens, die immer erlösend und auslösend hineingreifen in den Naturbegriff Mensch.

Eine Nüchternheit in diesem Grade ist eine Errungenschaft, die einem Abhandenkommen zu verdanken ist. Es mag sich bei den Engländern so gefügt haben: Als Seefahrervolk einsetzend, durch Umstände und Zeiten befruchtet, gezähmt, „verchristlicht", zum Welthandelsvolk

vorrückend, wird seine Art immer mehr Kaufmannsart — Krämerart großen Stils. Sie gewöhnt sich daran, alle Dinge nach der Handelsperspektive zu beurteilen — zu sehen — zu werten, also von der Gewinnseite. Und was ursprünglich nur Mittel zur Lebensentfaltung war, wird allmählich Selbstzweck. So werden auch Bereicherung und Gewinn Selbstzweck. Es ist etwas, dem eine Verarmung des Selbst vorhergehen muß. Diese Verarmung des inneren Selbst scheint heute bereits Erbteil der Nation geworden, deren große Geistesrepräsentanten der letzten Zeit sie sogar nicht verleugnen können.

„Auch Herr Herbert Spencer ist Dekadent" sagt schon Nietzsche. Und wie alles Sagen dieses Großen seinen Sinn hat und seine Tiefe, so auch dies — so auch die Abneigung, die sein geistiges Menschentum, das seine Stärke aus dem Süden sog, den Engländern entgegenbringt, als einem Volke, in dem der Krämersinn ungeheure Dimensionen angenommen und sogar die Sphäre des Gefühls und der Geistigkeit durchsetzt hat. Dieser Krämersinn doch ist nichts anderes als jene Verarmung des inneren Selbst, die der Handelshang des Volkes gezeitigt hat. Er ist auffindbar in Stuart Mill wie in Spencer und Carlyle. Er macht England zum klassischen Boden für den Altruismus der Menge, der im Grunde nur verfallener Egoismus ist, — Egoismus, der Handel treibt, Handel und Beschwichtigung zwischen seinem Gewissen und allen wünschbaren Dingen.

Die genannten großen Denker des Englands der letzten Zeit stellen sich alle als Norm auf, sich und ihre fragliche Weisheit, und möchten von sich aus die ganze Menschheit zu einem sozialen Bund zusammenschließen, dabei immer feilschend und sich abtretend und zugleich wiedrum verlangend, daß man sich ihrer Weisheit ein- und unterordne. Mir scheinen sie alle auf den Reichtum der Natur — auf deren Reichtums-Art, die ihre Mannigfaltigkeit ausmacht, vergessen zu haben wie auch darauf, daß die große Natur tausend derlei Wege zu derselben Höhe jeden Augenblick offen läßt. Auch darauf, daß der Mensch ohne die geringste soziale Note am tiefsten sozial zu wirken vermag. Denn was Macht, Stärke, Halt, Bestand dem Einzelnen — dem Menschen gibt, muß immer auch am besten

die nämlichen Wesenseigenschaften jeglicher Art von Menschenvereinigungen geben. Wo aber diese Vereinigungen derartig sind, daß sie alle jene Eigenschaften *nur* durch ihr Sich-Zusammentun finden, ist der einzelne, auf sich allein fußende Mensch immer noch ein Bedeutenderes und Wertvolleres, und es ist immer ein Verbrechen gegen den Geist der Natur, solche Menschenvereinigungen — mögen sie auch „die Gesellschaft" bedeuten — wichtiger als ihn zu nehmen.

Spencer's Aufgreifen des Ameisenstaates, als eines Vorbildlichen für unsere weitere Entwicklung, sollte zu denken geben, wie weit einer solchen Idee der Begriff *Mensch* bereits verloren ging. Mensch und Ameise: sind die beiden Begriffe sich wirklich gleichwertig? — Ist aber der Mensch ein Kostbareres — ein Höheres, wie soll ihm dann das Tun der Ameise höhere Lebensführung weisen können? — Außerdem: Was wissen wir von der Ameisenseele, von ihrem Empfinden, ihrer Auffassung, von ihren Zielen und Idealen? Es kann ein Verbrechen die Tracht der Nächstenliebe anlegen und ein Totschlag ein Hohes sein! Ein Tun ist für seine Beurteilung nicht das Entscheidende. Also kann das Beobachten eines Tuns nicht genug ein Erklärendes — ein Wertendes geben.

Ich erkläre meiner Vermutung nach das Tun der Ameisen für völlig persönlich. Es mag jenes Persönliche vorstellen, das sich zusammentun muß, um sich durchzusetzen. Es ist gerade so egoistisch wie alles Persönliche — wie auch alles Soziale. Denn der Sozialismus, wo er wahr ist, wo er natürlich ist, wo er nicht *lügt*, ist *Egoismus*. Man tut nicht etwas, um einander zu helfen; sondern man hilft einander, um etwas zu erreichen. Demnach am Grunde alles Sozialen: *Unvermögen*, — ein Egoismus, der nicht fähig ist, aus sich selber sein Gewünschtes zu erreichen. Es verlegt alles soziale Tun in das Bereich des Verfalls — der Veräußerlichung; um Innerliches zu erreichen, gibt es kein Sich-Zusammentun — eher ein Gegenteiliges.

Und nun: Wer den Menschen stärkt und erhöht, erhöht und stärkt auch die Menschheit; denn die Blüte und Frucht der Menschheit ist immer wieder der Mensch. Die Menschheit ist das Alte — das

ewig ſich Gleich-Bleibende als ſolche, — das Ewig-Gebärende mit allen Makeln und Nöten einer Gebärenden, — das Stumpfe und Troſtloſe und Grauen-Erregende in ihren Wehen — in ihrer ewigen Räumlichkeit für jedes mögliche Übel. Der Menſch iſt das Geborene, das Ewig-Neue und Verjüngte, das Licht Schaffende, in ſeiner Wohlgeratenheit und Vollendung das Ewig-Gegenſätzliche zur Menſchheit.

So ſehe ich es. Und es hängt ſich an mich wie eine Laſt, wenn ich immer wieder hervorragende Menſchen ihre Geiſteskräfte vergeuden ſehe für ein Emporbringen der Menſchheit; wenn ich ihre Naturflucht in Träume verzettelt ſehe, die nach ſo und ſo langer Zeit die ganze Menſchheit auf ſo und ſo hohen Stand ſtellen. Es mag Humbug ſein, der nicht gefühlt wird. Das Echte daran iſt nicht weniger verfänglich und trübe: es iſt Verarmung — Verfall der eigenen Menſchennatur.

* * *

Wie verwerflich klingt mir der Satz Carlyle's: „Von allen Menſchenrechten iſt das Recht des Unwiſſenden, durch den Weiſeren geleitet zu werden, mit Milde oder Gewalt durch ihn auf dem rechten Weg gehalten zu werden, das unbeſtreitbarſte: Die Natur ſelbſt befiehlt es von Anfang an, die Geſellſchaft kämpft der Vollendung zu, indem ſie es mehr und mehr durchführt." Ich frage mich immer wieder, wie das gemeint ſein ſoll, und finde keine Löſung, ſo widerwärtig redet der Sinn des Ausſpruchs zu mir. Er riecht nach dem Satz von der Heiligung der Mittel durch den Zweck, der nie genug zu verdammen iſt. Ich höre dasſelbe Furchtbare heraus, das in nahezu jeſuitiſch verführeriſche Faſſung gebracht iſt. „Mit Gewalt auf dem rechten Weg gehalten zu werden" ſoll „das unbeſtreitbarſte Recht des Unwiſſenden" ſein! Es iſt ſo überaus winzig in Zeit und Umſtand, wo das zutrifft, ſo äußerlich und nebenſächlich, daß das aufgewandte Pathos dafür nicht verſtändlich wird. Und die Einkleidung in ein Recht iſt auch unwahr; ein Recht drückt immer aus, daß einem etwas frei ſteht zu tun. Aber ein Recht, das einen der Gewalt preisgibt, iſt kein Recht mehr. Und

wenn ich nun die Worte aufgreife und deute und ihr Pathos nicht für leer und hohl nehme, wird der Ausspruch für mein Empfinden ein Unding — ja ein Ungeheuerliches. Wo ist der Weise, der Gewalt anwendet? — Wer weiß so bestimmt den rechten Weg? Gibt es nicht vielleicht tausend und tausend rechte Wege, für jeden einen anderen? Wo befiehlt die Natur die Gewalt von außen her; trägt sie nicht vielmehr ihre Gewalt als ihr Gesetz in sich? — Und die Gesellschaft, die der Vollendung zukämpft, indem sie Gewalt anwendet: — Durch Vergewaltigen sich vollenden! Ist das möglich? — Und ist mit dem Begriff Menge, wie ihn die Gesellschaft darstellt, Vollendung überhaupt je vereinbar? — Ist da die Gesellschaft auf dem rechten Weg? — Sind Gesellschaft und weise-sein nicht Gegensätze? — Ist die Gesellschaft nicht das kleine Alles-Wissende, und der Weise der große Unwissende? — —

In den Fragen gebettet wie in Falten eines Kleides liegt die Seele meiner Antwort. Man fühlt wohl, sie ist sprungbereit, sie schickt sich an zu entrinnen aus dem Bereiche des Ausspruches, so elend lichtlos und kerkerhaft ist ihr der Redebau dieses englischen sozialen Sehers, der die Schwäche seiner Sehkraft durch Wortpathos aufwiegt. Ich lasse ihm im Übrigen alle Vorzüge; doch stünde es der Harmonie seines Schaffens vielleicht besser, wenn er bei seinem Gesellschaftskult das Wort Natur mehr vermieden hätte. Derjenige' in dem einmal der Begriff Natur Wurzel faßt und aufgeht, kümmert sich nicht mehr viel um die Gesellschaft und was damit zusammenhängt, weil davon nichts mehr auf seinem Wege liegt. Er kann sich unter ihrer Vollendung auch nichts Rechtes vorstellen. Er frägt sich höchstens, wenn er milde denkt: Wie sollen sich Naturgeschöpfe in unnatürlicher Gefangensetzung vollenden können? —

Ist aber — und hier finde ich wieder Anschluß an mein Thema vom Verfall — nicht jeder Naturverlust eine Gefangensetzung des Menschen? — Und ich verstehe nun, daß die intellektischen Menschen immer einer Art Gefangensetzung das Wort reden müssen, sind sie doch selber, durch ihr Beherrschtsein vom Intellekt, gefangen gesetzt. Ich sehe in solcher Gefangensetzung des Menschen seinen

sicherſten und anhaltendſten Niedergang — den eigentlichen Verfall ſeiner Menſchennatur. Es mag ihm dabei ergehen wie einem Baume, dem die Zuflußrinnen der Kräfte und Säfte verſiegen. Er wird allmählich abſterben und kein Frühling wird mehr imſtande ſein, ihn zu erwecken. Und ſo geſchieht auch einem Volke, das vom Intellekt oder ſeinem Sprößling, der Idee, ſo ſehr beherrſcht wird, daß es ſich die Zuflußrinnen zu ſeiner Natur unterbindet und abſchneidet und damit die Kräfte und Säfte des eigenen Lebens zum Stocken und Eingehen bringt.

Schon ſprechen Anzeichen dafür, daß das engliſche Volk einer Geiſteserne entgegenreift, die die Gefangenſetzung ſeiner Menſchennatur offenkundig macht und den Verfall in die Tat hineinläßt. Der Rauſch der Seele — des Gefühls, der ſicherſte Zeuge für das Vorhandenſein überſchüſſiger Kräfte, iſt ihm längſt abhanden gekommen. Es iſt, als hätte ſchon Shakeſpeare, das Rauſchgenie und ewige Phänomen der Engländer, allen Rauſch den kommenden Geſchlechtern vorweg getrunken. Von da ab ſchon wird es leerer und nüchterner in ihnen, und was die tiefſtgehende Nüchternheit erreichen konnte, iſt gewiß auch von ihnen bereits erreicht worden. Nun geht es nicht mehr weiter. Es ſei denn: dem Volke würde ein großer heroiſcher Menſch erwachſen, noch vertrauensſtärker und gottverwachſener als Moſes, der aus dem nackten Fels der Nüchternheit den Quell für die Seele ſchlüge. Das ſcheint mir indes nicht mehr recht möglich. Die Zellen der Nüchternheit durchwuchern ſchon zu ſehr Samen und Boden und erſticken im Keime das Aufgehen eines ſolchen Menſchen.

Es wäre wohl auch das Volk bereits ſeeliſch zu entleert für ein Verſtehen ſolcher ſeltener Menſchen des inneren Rauſches und der inneren Kraft. Schon der große, auf ſich ſelber fußende Dichter ward im ſpäteren England gern ſcheel angeſehen und übel bedacht. Man denke nur an Byron und Shelley. Und wie verfuhr man erſt mit Oskar Wilde! Und doch iſt dieſer Dichter vielleicht die feinſte und reichſte poetiſche Erſcheinung des Englands der letzten Zeit. Er iſt viel weniger Dekadent als John Stuart Mill, Carlyle und Spencer. Seine Menſchennatur hat vielleicht ein Gebrechen, doch kommt ſeine eigen-

artige Dichterbegabung zu prachtvoll farbiger Entfaltung. Er ist sittlicher als die Sitte, weil er wahrhafter ist; er ist sittlicher als der Intellekt, weil er mehr Natur ist. Ich finde gesetzlich gestatteten Geschlechtsverkehr oft unanständiger und unsittiger, ja naturwidriger als alles Tun Wilde's. Ich heiße seine Verurteilung eine Schande seiner Zeit und seines Volkes — eine barbarische Tat gegen Geist und Kultur.

Und nun komme ich zum vielleicht größten Verhängnis des heutigen Englands: zu Bernard Shaw. So ergänze ich mein früher über ihn Gesagtes: Es hat seine guten Gründe, daß er der Zeit nach zugleich mit den Suffragettes auf den Plan tritt. Was diese im Weiblichen bedeuten, bedeutet Shaw im Dichterischen: den völligen Verfall. Dort das Weib bar jeder Weiblichkeit, hier der Dramen dichtende Publizist, bar jeder dichterischen Regung. Der Intellekt in beiden Typen verheerend umgehend, so verheerend, daß er alle Natur aufzehrt: dort die Natur des Weiblichen, hier die Natur des Dichterischen. Auf mich wirkt das Tun beider Typen wie tolles Wetteifern im Besudeln ihrer Gattung: dort im Besudeln des Weiblichen, hier im Besudeln des Dichterischen und wahrhaft Großen. Wenn ich mir eine Suffragette in Aktion denke, überkommt mich noch Andacht vor einer von ihrer Notdurft besudelten Kuh. Ich sehe an solchem Tiere nur natürliche Hilflosigkeit, und seine Besudelung ist leicht wegwaschbar. Aber das Tun der Suffragette schreibt sich besudelnd in die Grundtiefen des weiblichen Geschlechtes. — Wenn ich an Bernard Shaw's Schaffen denke, möchte ich niederknien vor jeder hilflosen dichterischen Regung — vor jeder Art von Sinnen- und Seelenrausch — vor jedem geschlechtlichen Taumel. Alles dies entbehrt wenigstens seiner schrecklichen berechnenden Nüchternheit und verbirgt vielleicht einen Keim zur Größe. Shaw aber tritt auf jede Art von Größe und möchte sie morden, wo er nur kann. Denn Größe leuchtet durch die Zeit. Doch das soll Bernard Shaw und nicht die Größe!

Erkennt man nun den hervorragendsten Publizisten als den hervorragendsten Journalisten — als das neben der Suffragette Hervorragendste im englischen Verfall? — Ein ganz

Intellekt gewordener Menſch, der ſein Leuchten durch die Zeit um jeden Preis durchſetzen will, der Gewaltherrſchaft des Intellekts entſprechend. So kommt es, daß ſein Intellekt Triumphe feiert, gewaltſame Triumphe, Triumphe ſkrupellos eingeheimſt — erbeutet — erbuhlt, wie überhaupt die Routine im Buhlen mit Mächten ſein Erfolgreichſtes ausmacht. An ihm undenkbar die Art des reinen Künſtlers, der ſein Schaffen allein als lebenden Teil von ſich in die Welt ſchickt. Shaw läßt vielmehr ſein Werk in die Welt tragen — in die Welt ſchreien von einer vorher ſich angeeigneten Menge. Dieſes Sichaneignen der Menge ſein ſtärkſtes Talent; es macht ihn zum gefeierten Mann der Klubs — der Logen — der Bünde. Seine innere Armut bedarf des äußeren Lärms wie des äußeren Gefolges, ſich vernehmbar zu machen. So lenkt er von ſich aus die Aufmerkſamkeit auf ſein Werk, auch hier Gegenſatz werdend zum Künſtler, der von ſeinem Werke aus erſt die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkt.

Aber wir haben in den Tagen des Journalismus mehr ſolcher Größen (wenn auch keine andere von ſolcher Energie und Zielbewußtheit), die ſich vermöge ihrer lärmenden Gefolgſchaft auf einige Zeit den bedeutenden Dichtern und Künſtlern einreihen laſſen, ja ſich ſogar noch in ſolcher Sphäre wie führend gebärden. Ich erinnere nur an den Öſterreicher Hermann Bahr. Und doch iſt alles erbeutete Triumphgeſchrei, das ſie, als im Grunde journaliſtiſche Begabungen, um ſich aufwirbeln, zuletzt nur da, ihr dichteriſches Flämmchen — wenn je eines da war — völlig erlöſchen zu machen. Denn ſo ungerecht und dumm der Menge und der Preſſe Art iſt, ſo ganz merkwürdig gerecht iſt es beſchaffen mit dem Weſen von Kunſt und Dichtung, das nur das Echte ſich entfalten und aufſteigen läßt. Und man kann anhanglos als kleines Publiziſtlein anfangen und bedeutender Künſtler und Weiſer werden, wenn man nur echt iſt — nur ſeine Wege geht und weiter nichts will, als anbringen, was in einem vorhanden iſt. In Öſterreich haben wir hiefür ein Beiſpiel an Karl Kraus.

Ich kannte ihn bisher nicht. Als ich erſt vor kurzer Zeit einen Band ſeiner Schriften zugeſandt erhielt, empfand ich bald dem Ge-

leſenen nach: Wieder ein Menſch! Und ich wunderte mich über das harte und doch wieder warme, weitherzige Menſchentum, das in dieſen Schriften umging, und auch darüber: wie viele Wege es gibt zur Künſtlerſchaft, wenn nur erſt das nötige Menſchentum da iſt. Kraus mag mehr Nachtfalter ſein; er ſchaut zu ſehr in unſere Ziviliſation und muß ſo ihre Nacht ſehen. Hätte ich die Landſchaft nicht, die mir den Tag der Natur erhält, ich müßte vielleicht ſehen lernen wie er. Und wie er ſeinen harten Weg machte, allein und ausgeſetzt, nur ſich ſelber getreu, gibt ſeiner Wegrichtung etwas von der Wegrichtung der Großen.

Bernard Shaw iſt auch hier Gegenſatz, und ſein Auftreten mit Pomp und Zulauf und Köder jeglicher Art wird nicht hindern, daß zuletzt der Mangel ſeiner dichteriſchen und künſtleriſchen — nicht der könneriſchen — Beſchaffenheit zutage tritt, der heute noch übertönt iſt vom lärmenden Anhang verſchiedenſter Geſellſchaftsgruppen, denen er ſein Emporkommen zu danken hat. In Kunſt und Dichtung aber hat niemals ein Emporkömmling dieſer Art auf die Dauer triumphiert. Vielleicht wird auch erkannt, wieviel ſein Stil, der ſo gerühmt wird, Oskar Wilde verdankt.

Mag Shaw einſtweilen noch von heroſtratiſchen Einfällen beſeſſen ſein wie in ſeinem Zwiſchenſpiel „Die ſchwarze Dame der Sonette", das alles, weſſen er habhaft wird, in ein Grinſen zerrt, das ein Lachen ſein ſoll, ſo die Begriffe: Shakeſpeare, Weib, Regentin, faſt mehr noch Kunſt und Dichtung und damit eigentlich das gröbſte Anſinnen doch nur an ſein Publikum ſtellt und — ſeinem deutſchen Zeitungspublikum ſoweit wohl auch gerecht wird.

Im Übrigen freut es mich Humaniſten der Tat, daß geiſtiger Vandalismus ſolcher Art zuläſſig iſt, ohne daß ſich Menſchen dabei vergeben, indem ſie ihn verbieten oder mit Strafe belegen. Man laſſe Bernard Shaw den journaliſtiſch fettbürgerlichen Ruhm und die journaliſtiſch fettbürgerliche Freude, den wahrhaft Großen ihren Ruhm zu rauben! Es gehört zur Art des berechnend heiſchenden Intellekts, daß er ſich immer übernimmt, wo er ſich etwas herausnimmt. Es macht das gänzlich Unzulängliche an ihm aus.

Den wahrhaft Großen tut dies keinen Eintrag; ihr Ruhm iſt die lebendige Macht, die dem Werke der Größe eignet und mit ihm durch die Zeiten geht. Wer ſollte dieſe Macht rauben können? Die ehrgeizige Hand, die ſich danach ausſtreckt, gelangt anders zum Ziele; ſie bleibt eben lärmend ausgeſtreckt nach der Größe und formt das Weſen der eigenen Kleinheit. Das bringt ſich leicht in die der Menge erwünſchte und verwandte Faſſung. Des Beifallsgejohles iſt dieſe „Kunſt“ ſicher; reſultiert doch aus ihr: So iſt die Größe — genau ſo wie wir!

Und wir erleben auf dem intellektiſchen Boden der geſellſchaftlich altruiſtiſchen und utilitariſchen Geſinnung (es bedeutet: der gewinnſchlagenden Geſinnung), wie ſich die Menge zu den Großen herabläßt und ſie vertraut aufnimmt, und wie im intimſten Winkel eines Jeden eine Regung laut wird, die der Großen Art für ſich erkennt und beanſprucht — als ihr eigen Fleiſch und Blut; — es macht die ganze Menge ſo überaus zuverſichtlich und ſelbſtſicher, — und dieſe Selbſtſicherheit lieſt ſich von den Augen eines Jeden, beherbergt doch jeder nun einen Shakeſpeare, einen Caeſar, einen Napoleon, mit dem ſich's verkehren läßt; — oder es wird einem ſogar leicht, dies alles ſelber zu werden, ja man iſt es eigentlich ſchon: — ſah man denn nicht, wie dieſe Größen ſind — für ſich — innerlich); — das Äußerliche muß eben von außen hinzukommen: ſo der günſtige Zeitpunkt, die Tat anzutreten, — vielleicht auch ein inſtinkttüchtiges Pferd; — und es müſſen zu einem die Schlachten kommen und die Siege und die ſchönen Beſiegten, oder — wenn man mehr Shakeſpeare iſt — das viele Glück mit den Weibern und den Theaterſtücken.

Man ſieht: Auch der Verfall zeitigt ſeinen Sämann. Wo der am ſtärkſten am Werke iſt, ſtreut ſein berechnender Intellekt ſeinen Sand in die ohnedies dürren Augen ſeines Publikums — ſeines Volkes.

(Fortſetzung folgt).

Der junge Faun / von Bernhard Jülg.

O junger Faun, in deinen Augensternen
Dehnt sich der Friede grenzenloser Weiten,
Darüber manchmal dunkle Schatten gleiten
Von Wolken, sag, aus welchen Himmelsfernen?

Dann bist du göttlich und zu scheuen, Bruder
Des Mondes und des Meeres und der Erde,
Und sorgend schaut der Hirt auf seine Herde
Und fester faßt der Schiffer seine Ruder.

„O grolle nicht, sei Freund uns, dem wir dienen,
Und halte fern die tückischen Gewalten,
Die sich in deinem Aug zu spiegeln schienen."

Der Schatten zieht vorüber, du bist heiter
Und gut. Du lachst der Sorgen, die dir galten —
Und hebst den braunen Fuß und schreitest weiter.

Die Heiligsprechung / von Hugo Neugebauer.

Aus einem Roman „Die Enthusiasten" (geschrieben 1906).

Seit Virginiens Tode ist manches geschehen, was selbst kühler Beobachtende überraschen und verwirren muß. Oder ist es ein bloßer Zufall, daß gestern und gerade um die Stunde, da Virginia starb, ein toller Mönch dem Kloster der Barfüßer entsprang und die ganze Nacht in der Stadt sein Unwesen trieb?

Als es dämmerte, kam er auf die vielen Bettler zu, die auf den Stufen und in der Vorhalle von S. Gervasio die Nacht zu verbringen pflegen:

„Auf, auf", rief er ihnen zu, „wie könnt ihr schlafen, während solche Dinge geschehen? — Die heilige Jungfrau ist auf dem Wege nach Ägypten geschändet und das Christkind ermordet worden. Aus

den Wunden aller Martyrer rinnt frisches Blut und die Flügel des Engels von Carpaccio in S. Dionigi sind gebrochen. Ersteht denn kein Ritter Georg mehr, um den Drachen zu töten? Eier hat er gelegt, ein ganzes Nest voll Eier, und die Schanddirnen auf dem Schloßberg brüten sie aus. Um Mitternacht werden die jungen Drachen ausschlüpfen, anfangs nicht größer als Fledermäuse, aber ehe die Sonne aufgeht, werden sie so groß sein wie Kirchen. Was dann geschieht, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich werden sie die ganze Stadt auffressen."

„Was faselt der Narr da?" versetzte ein greiser, griesgrämiger Bettler mit Triefaugen. „Wir glauben an nichts, an rein gar nichts, verstehst du mich? Laß doch die Heiligen in Ruhe! Mögen sie immerhin bluten und schwitzen dazu. Wir haben auch geschwitzt und geblutet, gehungert und gefroren unser Leben lang und niemand hat sich drum gekümmert. Schließlich sind wir gefühllos worden sogar für unsere eigenen Leiden. Sollen wir mitleidiger sein mit steinernen und hölzernen Heiligen als mit uns selbst? — Und dann die Drächlein! Mögen sie ausschlüpfen, wachsen und gedeihen und die ganze Menschheit verschlingen! Ich wünsche ihnen gesegnete Mahlzeit. Lange werden sie sich ihres Fraßes nicht freuen, sondern zugrunde gehen an dem Gifte und der Fäulnis, die sie gefressen haben. Denn wir sind alle faul und giftig: Du und ich und die da, alle. Und die großen Herrn und Damen erst recht. Die ganze Welt ist ein großer Ekel. Drum laß uns in Frieden ausruhn von unserm Tagewerk, du aber pack dich in dein Kloster zurück, wo du's besser hast als wir, die wir dasselbe tun wie du und doch nicht das gleiche davon genießen."

Also murrte der Bettler. Aber die andern, sei es, daß die Lust zu Abenteuern in ihnen erwachte, sei es, weil ihre Geister auch schon zerrüttet waren, schlugen ihren zweifelnden Gefährten, schmähten ihn einen Gotteslästerer und ungläubigen Heiden, rotteten sich um den Barfüßer und folgten ihm auf den Fersen, während der alte Triefaug behaglich grunzend den besten der frei gewordenen Schlafplätze einnahm.

Jene aber zogen, von dem Mönche geführt, in eines der öffent-

lichen Häuſer auf dem Schloßberge und begehrten ſtürmiſch die Brut des Drachen zu ſehn, um ſie zu zerſtören. Aber da kamen ſie übel an. Die Dirnen verhöhnten ſie mit unflätigen Witzen und ihre Gäſte, meiſt Matroſen, warfen ſie ſchließlich ohne viele Umſtände auf die Gaſſe. Nun zogen ſie lärmend und ſchreiend weiter, bis ſie auf die Scharwache ſtießen, die ſie umzingelte und viele von ihnen gefangen nahm. Die übrigen entkamen mit dem Barfüßer und ſammelten ſich in einer Vorſtadt wieder, von wo ſie der Mönch aufs offene Land hinausführte.

Die unwiſſenden und abergläubiſchen Bauern nahmen ihn freundlich auf und ſpeiſten ſein hungriges Gefolge reichlich. Er ſelber begnügte ſich mit Wurzeln und Waſſer. Die Mär von der Drachenbrut hatte er verworfen: Der Teufel habe ſie ihm eingeflüſtert, um ihn in einen Hinterhalt zu locken und ſich dort ſeiner unſterblichen Seele zu bemächtigen. Das ſei ihm aber nicht gelungen. Eine heilige Jungfrau, die in der Nacht vorher erſt vergewaltigt und dann ermordet worden ſei, habe die Verſuchungen zuchtloſer Weiber von dem Manne Gottes abgewehrt. Nun fordere er ſeine andächtigen Zuhörer auf ihm in die Stadt zu folgen und den Leichnam der heiligen Jungfrau zu begraben.

Unterdeſſen war es hier nicht ruhig geblieben. Gegen Mittag wurde die Glocke von S. Gervaſio ſo ungeſtüm geläutet, daß das Volk von allen Seiten herbeigelaufen kam und ein lebensgefährliches Gedränge um die Kirche entſtand. In St. Ägiden-Spital war Feuer ausgebrochen und hatte die Kranken auf die Gaſſe geſcheucht. Man mußte die Unglücklichen in den benachbarten Häuſern unterbringen, da die Krankenwagen und Tragbahren verbrannt und nicht genug Mietkutſchen aufzutreiben waren, um die vielen Obdachloſen beſſer zu verteilen. Das Unglück wollte, daß ſich um dieſelbe Stunde ein Sturm erhub, der die Flammen nach Nordweſten ſchlug, wo ſie ein ganzes Stadtviertel in Aſche legten. Die Kranken, die man dort geborgen hatte, mußten nun wieder fortgeſchafft werden, wobei viele von ihnen ſtarben. Ihre Verwandten und die Beſitzer der ausgebrannten Häuſer ſchieben die ganze Schuld an dieſen Unglücksfällen

auf das Verbrechen, dem Virginia zum Opfer gefallen iſt, und die zurückgekehrten Anhänger des wahnſinnigen Barfüßers beſtärken ſie in ihrem Glauben. Gegen Abend waren die Gemüter ſchon ſo erhitzt, daß man einen allgemeinen Aufſtand gegen die Beſatzung befürchtete und dieſe in ihren Truppenhäuſern unter die Waffen rief.

In der unterſten Stadt iſt eine Seuche ausgebrochen. Sie iſt ohne Zweifel von den vielen Siechen ausgegangen, die man bei armen Leuten (und ſelbſt bei ſolchen oft mit Gewalt) unterbringen mußte, weil ſich die Reichen und Wolhabenden weigerten, ſolche Gäſte aufzunehmen. So kam es, daß die Seuche in den ungeſunden, dicht bewohnten Vierteln raſch um ſich gegriffen und ſchon an die zweihundert Opfer gefordert hat. Um das Haus des Gracchus hat ſich aufgeregtes Volk angeſammelt, das Virginiens Leichnam ſehen will. Verſuche, die Menge zu zerſtreuen, ſteigern noch den Haß gegen die Urheber des Verbrechens. Die ganze Beſatzung — munkelt man — habe ſich zu dieſer Schandtat verſchworen, um einen Aufſtand hervorzurufen, bei dem ſie ihrem Übermut die Zügel ſchießen laſſen könnte. So unſinnig dieſes Gerücht auch iſt, findet es doch bei Tauſenden Glauben und Nahrung, und es iſt gefährlich, ihm zu widerſprechen.

*

Heute hat ſich etwas Entſetzliches ereignet. Um vier Uhr nach Mittag ſchaffte man Virginiens und ihres Vaters Leichname in die Kirche der Barfüßer, um ſie dort einzuſegnen und dann auf dem anſtoßenden Friedhofe zu beſtatten. Der ganze Bund hatte ſich zu dieſer traurigen Feier eingefunden, nur Herbert und Manfred fehlten: Herbert, weil ihn nächtlicherweile die Knechte des weißen Hauſes abgeholt haben, Manfred (woferne wir ihn noch zu uns zählen dürfen), weil er gefährlich erkrankt iſt. Außer uns Bundesgenoſſen nahmen noch an die tauſend Menſchen, meiſt aus dem armen Volke, an dem Leichenbegängniſſe teil. Vor dem Hauſe blieb anfangs alles ſtille. Als aber die Menge der beiden Särge anſichtig wurde, da erhub ſich laute Wehklage: „Die Gute! Die Reine! Die Heilige!“ hörte man und dazwiſchen die Rufe: „Verruchte Schandbuben! Blutige Mörder! — Gottes Zorn über ſie!“

Allmählich beruhigte ſich das Volk und die Leichenwagen rollten hart und knarrend über das unebene Pflaſter, die gedämpften Tritte der Menge überraſſelnd. Manche weinten leiſe, andere ſchluchzten laut, dann und wann wimmerte ein krankes Weib. Ein Arbeiter brach unterwegs mit ſchäumendem Munde zuſammen, und das Volk zwang die Leichenwagen ſo lange zu halten, bis man den erſtarrten Leib fortgetragen hatte. Vor der Barfüßerkirche bildeten Wachleute eine Gaſſe, durch die ſie außer den Leichenträgern, den Prieſtern und den nächſten Verwandten der Verſtorbenen nur wenige in die Kirche einließen, wobei ſie mit prüfenden Blicken und raſch zupackenden Händen die Leute von Stand und Rang von den ärmlich Gekleideten abſonderten. So kam es, daß die Kirche faſt leer war, während außen eine ungeheure und immer noch wachſende Menge Kopf an Kopf ſtand; denn viele, denen die Stunde des Begräbniſſes unbekannt geblieben war, kamen erſt jetzt herbeigeeilt, ſo daß ſich das Volk bald nicht nur auf dem Platz vor der Kirche drängte, ſondern auch die einmündenden Gaſſen verſtopfte.

Eben hatte man die beiden Särge auf die Bahren niedergeſtellt und ſchon begannen die Geiſtlichen die üblichen Totengebete zu plärren, da wurde plötzlich die Türe zur Sakriſtei aufgeſtoßen und Bruder Ambroſius, der raſende Mönch, trat über die Schwelle: verſtörten Antlitzes, lodernden Blicks, einen weiß beſtaubten Kranz von Judendornzweigen um das wirre, verfilzte Haar gewunden, die Kutte über der Bruſt aufgeriſſen, daß auf der molkig weißen und bläulich übertönten Haut die ſchwärigen Spuren ſcharfer Fingernägel erſchienen, eine lederne, mit Widerhaken beſetzte Geißel in der Rechten, in der aufgereckten Linken ein bäuriſch roh geſchnitztes Bild des Gekreuzigten. Aller Blicke waren auf ihn geheftet, ſo daß man ſeines Gefolges kaum achtete, das ſich hinter ihm zu verbergen ſchien, als hätte er Schutz ſuchen wollen im Rücken des ſchmächtigen Eiferers: der bewaffnete Haufe breitbrüſtiger, derbfäuſtiger Bauern, ſeines Winkes gewärtig.

„Platz da!“ herrſchte der Mönch, „Platz gemacht, ihr Heuchler und Phariſäer! Wie, ihr Sodomiter und Gomorrhäer, ihr wollt dieſe Heilige ſegnen? Mit Worten ihren Namen beſudeln, wie jene mit

Taten ihren Leib geſchändet haben? — O ich kenne euch, kenne euch alle von Grund aus! Hab ich doch Jahre lang eine Luft mit euch geatmet und dieſe Luft war verpeſtet —"

„Von deinem Atem!" verſetzte ein Mönch.

Der Raſende lachte gell auf:

„Ja, Bruder, von meinem Atem, der eher der deine war und eher der dieſes Menſchen da. Alles, alles haben wir miteinander geteilt und ſo wurden wir einander gleich wie ein faules, unfruchtbares Ei dem andern. Aber ihr, ihr, die ihr mich ſo gründlich zu kennen glaubt, ſehet, ihr kennt mich doch nicht. Denn — ich habe von euch losgeriſſen, ſoviel noch heil an mir war und aufrecht. Buße hab ich getan Tag und Nacht für meine Sünden. In Dornen hab ich mich gewälzt, daß ich ausſah wie ein Igel, Weſpen hab ich gereizt, bis ſie mich ſtachen, Skorpionen die Schwänze, Vipern die Köpfe abgebiſſen und ſie verſchluckt mit dem Speichel. So hab ich mich gereinigt, daß ich würdig würde des heiligen Werkes."

Er winkte. Da warfen ſich zwei Bauern auf Virginiens Sarg und ſtießen die krummen Klingen ihrer Haumeſſer in die Fugen. Es knirſchte und krachte, der Deckel ſprang auf und zerſchellte am Boden. Alſogleich fiel die Wache über die Gewalttätigen her und hieb mit blanker Klinge auf ſie ein; aber die Bauern waren ſtärker und in der Überzahl. Nach einem kurzen Handgemenge lagen ein paar Wachleute verwundet auf dem Boden, während die andern durch die Sakriſtei in den Kreuzgang gedrängt und dort feſtgebunden wurden.

Eine kurze Weile zögerte der Mönch. Dann wandte er ſich, erſtürmte die Kanzel wie ein Krieger die Schanze, ſchlug ein Kreuz, holte tief Atem und rief:

„Männer und Weiber! Hier ſteh ich vor euch, nicht als Prieſter, ſondern als Büßer! Die Kanzel iſt mein Beichtſtuhl, du Volk biſt mein Beichtvater und Richter an Gottes ſtatt. Ungeheure Sünden hab ich begangen, Volk Gottes, vor denen die deinen verſchwinden. Ihr Männer, ich habe eure Weiber verführt! Ihr Weiber, ich habe eure Männer betrogen! Ihr Eltern, ich habe eure Kinder mißbraucht! Ihr Armen, ich hab euch beſtohlen um das Almoſen, das ich euch

abſchwatzte! Ihr Nackten, ich habe euch nicht bekleidet, ihr Bekleideten, ich habe euch ausgezogen! Ihr Gefangenen, ich habe euch nicht befreit, ihr Freien, ich habe euch ins Gefängnis gebracht, wenn ihr euch ärgertet an unſerem Wandel! Du mein eigener Leib, ich habe mich an dir verſündigt hundert und tauſendmal, bei Nacht und bei Tage! — Und nun, du Volk Gottes, richte mich! Stürze mich von der Kanzel, zertritt mir den Kopf, reiß mir die Eingeweide aus dem Leibe und wirf ſie den Hunden vor, räudigen Hunden! Glaubſt du, die Strafe wäre zu hart? Du irrſt! Wenn jede Faſer meines Leibes ich ſelber wäre und ich tauſendmal dieſen Tod erlitte, um den ich euch anflehe, die Strafe wäre noch zu milde für meine Sünden!"

Erſchöpft hielt er inne, holte tief Atem und ſtarrte zum Gewölbe empor, als hätte von dort oben die Antwort kommen ſollen, merkte nicht, wie alle, alle, ſtarr vor Entſetzen, die Blicke auf ſein Geſicht geheftet hielten, in das ſelbſt die fürchterliche Selbſtanklage nicht einen Tropfen Blutes getrieben hatte.

„Wie," fuhr er nach einer Weile ohne den Blick zu ſenken fort, „du bleibſt ſtumm, du zögerſt, du willſt nicht? Wem denn, du barmherziger Gott, hab ich dieſe Langmut zu danken?"

Er richtete die Blicke ſeiner weit aufgeriſſenen Augen auf Virginiens Leichnam und faltete die Hände:

„Wem ſonſt als dir?" rief er verzückt, „dir, dir, du reine, du keuſche, du heilige Jungfrau Virginia!" Er ſchloß die Augen und als er ſie wieder öffnete, ſchwebte der ſchwellende Ton ſeiner Stimme wie Opferrauch über der inbrünſtigen Glut ſeines Aufblicks: „Auferſtehung" ſtammelte er, „Auferſtehung. Wellen verſinken — und Wipfel — und Wolken — über den Stürmen — den Wettern — tönender Glanz! — Entgegenwandelnde Glänze — entgegen — nah — näher —!"

Er brach ab. Seine Augen weiteten ſich ungeheuer, der Mund ſtand ihm offen — die Arme regten ſich ihm zur Gebärde höchſten Erſtaunens:

„Volk Gottes!" jauchzte er, „du geſegnetes Volk! — Wer iſt — iſt unter uns? Siehſt du ſie? Siehſt du ſie denn nicht? Sie

ſteigen nieder — ſie neigen ſich über ſie — küſſen ſie — auf Mund — und Stirn — und Augen: Engel! — Engel! — Engel!"

Durch das hohe Bogenfenſter glitt ein Abendſonnenſtrahl und fiel voll und golden auf das ſtarre Angeſicht der Toten. Und wir ſahen ſie lächeln: alle ſchauten wir das Wunder eines lebendigen Lächelns auf dem lebloſen Antlitz wie den Aufglanz eines himmelher nahenden Traums in der Nacht ihres Todes. —

Da übermannte es ſie, das dumpf und dunkel Erlebte, was ſie umhergetrieben hatte all die langen Jahre ihres elenden Daſeins, da ward es greifbar wirklich vor ihren wahnverblendeten Augen, da griffen ſie zu und vergriffen ſich in unheilig-heiliger Sucht: da warfen ſie ſich auf ſie, um ihren Leichnam zu küſſen oder mindeſtens zu berühren. Mütter hoben ihre kranken Kinder zu ihr empor, Sieche entblößten ihre eiternden Wunden und wieſen ſie ihr, Fallſüchtige wälzten ſich in Krämpfen, tobend ſchrie das Volk durcheinander:

„O heilige Virginia, hilf uns! — Bitt für uns vor Gottes Throne, du heilige Jungfrau! — Heilige mich, Heilige! — Mit deinem Blute waſche mich rein! — Reinige mich, Unbefleckte!"

Und als nichts dergleichen geſchah — denn das Volk erwartet ſichtbare Wunder — da wurden ſie zudringlicher, da erfaßten ſie das Gewand der Toten mit Händen und Zähnen, riſſen es ihr in Stücken vom Leibe, balgten ſich auf dem Boden um die Fetzen, ſtießen, traten, beſchimpften, beſpieen einander.

Noch tobte dieſer gräßliche Aufruhr unter einer wirbelnden Wolke Staubes, da rannte der Mönch die Treppe der Kanzel herab, zertrümmerte mit einem Fauſtſchlag den gläſernen Schrein, worin der Schleier einer heiligen Clariſſin aufbewahrt wurde, riß den Schleier heraus, ſtieg über die Leiber der Ringenden hinweg und warf den Schleier über den halb entblößten Leichnam. Dann wandte er ſich taumelnd ab und verſank mit verzerrtem Geſicht im Getümmel.

Kaum war das geſchehen, da erhob ſich Waffenlärm im Kloſterhofe und das Wehegeheul Getroffener. Mit gefällten Gewehrſpießen drang ein Trupp Soldaten durch die Tür der Sakriſtei und trieb die kreiſchende Menge vor ſich her. Ich fühlte mich mitgeriſſen,

gedrückt, geſtoßen, geſchlagen. Ehe ich mich deſſen verſah, war ich im Freien auf der Kirchentreppe. Da ſtolperte ich und fiel mit der Stirne ſo hart auf, daß mir die Sinne entſchwanden.

Als ich blut- und ſtaubbedeckt erwachte, war ich der einzige Menſch auf dem Platze. Hoch über mir funkelten die Geſtirne, von ferne rauſchte das Meer herüber. Oben auf der Treppe ſtanden Soldaten mit finſteren Geſichtern und geſchulterten Gewehren. Und vom nahen Kirchhofe her ſchollerte es dumpf auf Särge.

Blütenwieſe im erſten Frühjahr / von Guido Höld.

Auch kam ich an einen Ort,
wo die büſchelgraſige Weide
wie trunken vom erſten Frühjahrslicht
und ganz wie beſchneit mir ſchien
von vielen und doch nur wenigen
zerſtreuten, ſchaumig großen,
ſchimmernden Flocken.
Sie aber ſchienen gefallen
aus einer Wolke, die hoch oben
und ſchimmernd weiß dahinging,
ziehend im reinſten Sonnenlicht.
So ſehr aus reinſtem,
ſchimmerndem Lichte
ſchienen die Kelche
ganz geſchaffen;
ſchienen ſie mir gewoben.

Lebendig aber:
lebende Blüten geworden
— däuchte mich — waren ſie erſt
hier am Buſen der Erde,
wechſelweiſe geſäugt;
denn tränkende Weſen,

große tränkende Flocken
ſpät noch einmal gefallnen Schnee's
— aus Sonnenhöh'n noch einmal —
ſchienen auch ſie.

Nun aber waren ſie lebend.
Und ſie ſaßen wie viele
große, weiße Falter;
wie himmelentkommene Scharen,
auffitzende, — erſt hier unten
ſelige: auf den erwarmten
Brüſten der großen Mutter.

Alſo ſaßen ſie ſtill
auf rings ergrünenden Hügeln;
auf liebenden Brüſten: ſolchen,
die, wenn die Säfte in ihnen
noch kaum zu kreiſen begonnen,
ſie auch ſpenden ſchon.

Der Marienkäfer / von Robert Michel.

Cäcilie ſtand am Fenſter und blickte durch die großen Scheiben, an denen einige Gelſen und unten in den Ecken viele ganz kleine Mücken umherflatterten, hinaus über das weite Tal bis jenſeits zu den Wäldern, über denen der Himmel nach dem Untergang der Sonne feurig gefärbt war. Im Zimmer hinter ihr war es ſchon finſter. Sie wollte aber die Lampe noch nicht anzünden, weil ihr das Dunkel im Zimmer angenehm war; denn gerade heute wollte ſie die Gegenſtände dieſes Raumes, den ſie nun bald für immer verlaſſen ſollte, lieber nicht im hellen Lichte ſehen.

Schon vor drei Jahren, gerade am Tage vor der Hochzeit, hatten ſie und Rudolf über die Möglichkeit einer künftigen Eheſcheidung geſprochen — mit ſo viel Ernſt, zu wieviel man in Zeiten des Glücks überhaupt fähig iſt. Da waren ſie übereinkommen, daß ſie den richtigen Augenblick zur Eheſcheidung, wenn ſie einmal notwendig werden

sollte, bestimmt nicht versäumen dürften. Damals hätte Cäcilie freilich nicht vermutet, daß diese Vereinbarung so bald erprobt werden könnte.

Heute mittag war sie mit Rudolf einig geworden, daß sie sich scheiden lassen würden. Sie hatte dies schon seit Wochen kommen gesehen, seitdem Rudolf ihre Jugendfreundin, die rothaarige Esther, kennen gelernt hatte. Aber sie ließ das Schicksal walten und arbeitete nicht entgegen, weil sie sich selbst an Rudolf nicht unlösbar gebunden fühlte, um so weniger, da sie ja auch keine Kinder hatten. Rudolf war am Nachmittag in die Stadt zum Advokaten gegangen und nach einer Rückkehr wollte er mit ihr alle Einzelheiten der Scheidung besprechen.

Cäcilie hörte draußen Schritte. Sie ging rasch zur Lampe und zündete an; das Licht flammte gerade auf, als Rudolf eintrat. Das Aufhellen des Raumes war wie ein Gruß, so daß eine weitere Begrüßung unterbleiben konnte.

Sie setzten sich dann an den Tisch, auf dem schon das weiße Tischtuch für das Nachtessen ausgebreitet war. Rudolf begann nun vor Cäcilie alle Einzelheiten auseinanderzusetzen, wie er sie mit Hilfe des Advokaten zurechtgelegt hatte. Er trachtete alles vollkommen sachlich vorzubringen und doch verriet der Klang seiner Stimme deutlich, daß diese Unterredung dem Herzen mehr Not verursachte als Mühe dem Verstand. Es mußte über Dinge gesprochen werden, über die vieles Glück aus diesen drei Jahren der Ehe gestreut war wie zerpflückte Blumen.

Draußen verfinsterte sich allmählich der Abendhimmel und die Insekten auf den Fensterscheiben beruhigten sich zum Nachtschlaf. Nur eine von den Gelsen hatte sich von dem Lampenlicht zu einem Fluge durch das Zimmer verlocken lassen. Wenn Rudolf eine längere Pause machte, hörte man deutlich ihr feines singendes Summen. Später kam auch noch ein Marienkäfer gegen die Lampe geflogen, näherte sich aber dem Lichte zu sehr, so daß er geblendet auf das Tischtuch niederfiel. Auf Rudolf, der bei der Besprechung fast ununterbrochen nur vor sich auf das leere Tischtuch geblickt hatte, wirkte das Erscheinen des Marienkäfers wie eine Erleichterung. Gleich begann eine seiner Hände während des Sprechens mit diesem kleinen Käfer zu spielen.

Meist hielt der Käfer die Beine eng angezogen, daß er aussah wie eine winzige Halbkugel ohne Leben; und Rudolfs Finger spielten mit diesem Ding, als wäre es ein zufälliger Brocken. Manchmal versuchte der Marienkäfer in einer Ruhepause rasch abseits zu kriechen und einmal hatte er sogar die zwei roten Flügel mit den schwarzen Punkten gelüftet, als wollte er davonfliegen. Er wurde aber immer wieder von Rudolfs Fingern zurückgeworfen.

Zum Schlusse wollte Rudolf doch auch über die Vergangenheit sprechen und Cäcilie sagen, er wisse wohl, daß nur er allein die Schuld an der künftigen Trennung trage; und dann wollte er ihr noch danken für diese kurze Zeit der Ehe. Die Worte fielen ihm schwer und seine Finger wurden ungestümer. Einmal knackte es ganz deutlich in den Flügeln des Marienkäfers und bald darauf begann ihn der Zeigefinger immer fester zu drücken, bis er ihn schließlich ganz zerrieb; es war nichts anderes von ihm zurückgeblieben als ein runder dunkler Fleck auf dem weißen Tischtuch.

Cäcilie hatte ununterbrochen Rudolfs verlegenes Spielen mit dem Käfer verfolgt, und als seine Finger immer derber zugriffen, vermochte sie auf seine Worte nicht mehr acht zu geben. Nachdem sie das Knistern der brechenden Flügeldecken vernommen hatte, wurde sie so unruhig, daß sie nicht mehr sitzen bleiben konnte; sie stand auf und beobachtete mit Kummer das Tun der Finger. Sie dachte: „Mein Gott, nie im Leben hat er einem Tier mit Vorsatz ein Leid angetan und jetzt wird er diesen armen kleinen Käfer sicher noch töten." Sie hätte am liebsten seiner Hand Einhalt getan, aber sie fürchtete sich zu verraten, daß sie für ihn noch ein so sicheres Gefühl hatte.

Als Rudolf endlich bemerkte, was er getan hatte, zog er entsetzt die Hand zurück und sein Gesicht wurde ganz bleich. Da trat Cäcilie rasch zu ihm, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn immer wieder, bis allmählich das Entsetzen aus seinen Zügen schwand. Denn sie wußte, daß er in diesem Augenblicke ihre Hilfe brauchte und daß er ihre Küsse gewiß nicht mißverstand.

Aus Robert Michels soeben erschienenen „Geschichten von Insekten" Berlin S. Fischer, Verlag.

An den Herausgeber.

Ohne jedes werbende Wort, ohne irgend welche Wiederholung oder Neuformulierung eines Programms, kurz ohne irgend ein Geleitwort, das einen befriedigten Rückblick oder doch einen verheißungsvollen Ausblick täte — ohne alles derartige haben Sie jüngſt einen neuen, den zweiten Jahrgang des „Brenner" eröffnet. Als ob es ſich in Tirol für eine „ſchöngeiſtige" Zeitſchrift ſo ganz von ſelbſt verſtünde, einen zweiten Jahrgang anzutreten! Aber vielleicht empfinden Sie ſelbſt noch keine beſondere Befriedigung oder Genugtuung darüber, daß Sie einen erſten Jahrgang auf gute Art zu Ende geführt haben? Oder Sie empfinden ſie wohl, doch weil Sie dieſen angenehmen Ausgang ſo wenig dem Publikum zu verdanken hatten, wollten Sie auch nicht dieſem Ihre Genugtuung ausſprechen; denn dergleichen ſieht in den Augen vieler einer Dankabſtattung oft allzu ähnlich. Und andrerſeits Ihr wahrer Leſerkreis, der beſtändige, fühlt vielleicht ſchon für ſich ſelber ſolche Befriedigung über die Vollendung des erſten Jahrgangs und über die Wagung eines neuen, ſo daß Sie auch ihm Ihre eigene Genugtuung nicht erſt in beſonderen Worten auszudrücken brauchten.

Und dann, von einem Programm, von Ihren Intentionen neuerdings etwas zu reden, dünkt Sie gewiß nicht minder überflüſſig. Denn wer den „Brenner" wirklich, alſo von innen kennt, der kennt auch wohl ſeine Beſtrebungen. Und der ſpürt auch, was er davon noch nicht zu erfüllen vermochte und wonach er erſt trachtet. Denn nicht ephemere Erfüllungen und Fertigkeiten will Ihre Zeitſchrift bieten, ſondern eher ein Ringen ſpiegeln, das auch dann nicht ſchon zu Ende und fertig ſein, vielmehr noch lebensvoll fortleben würde, wenn dieſe Zeitſchrift eingehen, von ihrem Plane abtreten müßte. Und deshalb wollen Sie inbetreff der Erfüllung von Intentionen, die vielleicht noch unausſprechbare Inſtinkte, und inbetreff der Erreichung von Zielen, die von den Ihren vielleicht erſt dunkel empfunden werden, keinerlei Verſprechungen und nicht einmal Verheißungen machen. Sie gedenken vielmehr auch fürderhin nur eben das zu halten — nicht was Sie verſprechen, Sie verſprechen nichts — ſondern einzig das, was Sie mit Ihren Mitarbeitern nach und nach zu erfüllen vermögen. Was dies aber ſei, das werde ſich ja beizeiten zeigen; und ob es viel ſei oder wenig. Dies möge ſich dann jeder einzelne nach ſeinem eignen Maßſtab meſſen. Sie gehen einfach vor, wie mit ſelbſtverſtändlicher Zuverſicht und guten Mut's. Das Publikum freilich,

(gez. von Max v. Eſterle.)

Prof. Dr. Michael Mayr.

ich meine: das mögliche, das latente Publikum dürfte es schwerlich gewesen sein, das Ihnen diese Zuversicht eingeflößt hat; etwa indem es dem „Brenner" so stark zuwuchs, daß es ihm die bloßeste materielle Selbständigkeit verschafft hätte. Eher schon mag Ihnen Vertrauen eingeflößt haben der Leserkreis Ihrer Zeitschrift. Aber das stärkste gewiß die Mitarbeiter derselben. Eines nämlich hat der „Brenner" schon jetzt gewirkt und vermocht: aufzumuntern, anzuregen einige geistige Kräfte und Begabungen, Mut und Lust ihnen zu erwecken zu gültigem Hervorbringen: zu öffentlichem Mitteilen dessen, was auch ohnedies drängend in ihnen gelebt hätte. Drängend auch, seiner Natur gemäß, darnach, von Gleichgesinnten und Anteilwilligen mitvernommen zu werden. Und wenn auch nicht jegliches Einzelne jeden Teilnehmenden befriedigt haben sollte, ein Hauch wehte ihn dennoch an von jenem Geiste intensiveren Lebens, wie ihn nur solche atmen, die lang von jenem göttlichen Odem getrunken, mit dem das Leben der großen Schaffenden die europäische Atmosphäre belebend erfüllt hat. Und diese gute geistige Atmosphäre, die jeder künstlerisch Hervorbringende schließlich doch benötigt, war wohl dasjenige, was ein solcher selbst in den Städten unserer Heimat am meisten entbehrt hatte. Die Bergluft ist wohl herrlich, auch für ein Talent, daß es in der Stille eines kraftreichen Lebens gedeihe; aber sobald es sich, einmal erwachsen, nun auch auswirken will, da ersetzt ihm diese Bergluft jene geistige Lebensluft keineswegs. Nun aber scheint sich ein Bezirk solcher nötigen geistigen Atmosphäre auch in Tirol zu verdichten. Und überdies eine ziemlich staubfreie und eben darum reiner Gebirgsluft am nächsten verwandte.

Und so freuen auch wir Eingeborene uns dieser neuen Atmosphäre; wenigstens einige; jene nämlich, die sich nicht nur als Tiroler, sondern auch als gute Europäer fühlen wollen: Menschen, die schon immer — ob auch lange nur still für sich — auch für ihre Landsleute gut standen, daß die großen Menschen der Ebnen und ihre Stimme an unsern Gebirgsmauern nicht durchaus taube Wände gefunden haben. Gerade solche Leute scheint der „Brenner" am ehesten anzuziehen. Und mit froher Verwunderung nimmt nun mancher von diesen schon eine kleine Schar von Gleichgestimmten wahr, so viele Verständnisvolle, als er keineswegs vermutet hätte. — Im übrigen möchte vielleicht die Abonnentenliste des „Brenner" geradezu die Anzahl derer, die als Tiroler auch noch gute Europäer sind, ziemlich zutreffend vermitteln: für eine amtliche oder anthropologische Statistik derselben, wenn es eine solche geben könnte. Dies sei nicht bloß ein schlimmer Scherz von

mir; denn ich will ja nicht gerade behaupten, Ihre jeweilige Abonnentenliste gebe auch schon durchwegs die Namen jener guten Europäer an; nein; aber doch ihre ungefähre Zahl. Ich meine also nicht, daß sie geradezu als Proskribierten-Liste benützt werden könnte. Und überdies kann eine solche Vermutung nichts Kränkendes haben für ein Publikum, das, wo es nicht rein nur tirolerisch sein will, doch schon in den nächst höheren Gemeinschaftskategorien — etwa in einem Oesterreichertum, im Deutschtum — mit Haut und Haar sich unterbringen will, mit strenger Ablehnung aller noch höheren.

Und so wird denn wohl Ihr wirkliches Publikum — und natürlich nicht seine Zahl, vielmehr seine Beschaffenheit — Ihnen den entscheidenden Mut gemacht haben, sich um Publikum schlechtweg nicht sehr zu bekümmern. Sie ziehen derartigem einen Leserkreis vor, der nicht beansprucht, daß die Hervorbringenden hauptsächlich um seinetwillen da seien, wie etwa Tiroler Nationalsänger immerhin nur für das Publikum schlechtweg da sein wollen und müssen. Dem „Brenner" sind solche Leser die lieberen, die von vornherein anerkennen, daß der Dichter, und am meisten der lyrische, und der Denker, der seine Weltauffassung sich erst noch differenziert, vor allem für sich selber sich betätige und da sei, aber allerdings auch an verborgene Geistesverwandte und Anteilnehmende sich wende. Und keineswegs allgemein verdauliche (bloß Feineren etwa ungenießbare) Volkskost will Ihre Zeitschrift zubereiten, wie dies ein gewisses, heimlich auch vom „Brenner" Kenntnis nehmendes Publikum es allerwege verlangt und gutheißen möchte. Ich meine jenes Publikum, das sich mäcenatisch fühlt, wenn es sich verpflichten läßt, für heimatliche Kunst und Poesie „auch etwas zu tun." Um solches Publikum bewarben Sie sich nie. Obgleich eben dieses vielleicht gerade hinreichen würde, Ihrer Zeitschrift die materielle Selbständigkeit zu sichern; doch um ihre geistige Selbständigkeit und moralische Unabhängigkeit möchte es dann auch schon geschehen sein. Denn diese Art Publikum pflegt sehr bald noch ein anderes Publikum hinter sich zu wähnen, welches für jede Art Kunstgenuß erst noch zu erziehen sei und an dessen Verständnis sich daher auch alles Vorzubringende anzupassen hätte. Und es verlangt Belehrung und wo möglich auch Gesinnungsunterricht für dieses noch unentwickelte Publikum und beansprucht wohl gelegentlich selbst, demselben auch einmal von blumengeschmückter Lehrkanzel aus etwas vorzudozieren. Nein: an dieses überlegene Publikum wandte sich Ihre Zeitschrift nie und auch nicht an sein inferiores, vermutlich aber imaginäres Afterpublikum. Und das erstere hat Ihnen, gleichsam verstohlen teil-

nehmend (oder richtiger: herzuspähend) dieſe Ihre Exkluſivität gewiß auch ſchon höhniſch oder hämiſch beſtätigt.

Und ſo betrachte ſich denn der „Brenner" auch für die Zukunft vor allem als ein heimatliches Organ geiſtiger Ausſprache für alle jene, die ſich gegenſeitig von dem kundzugeben wünſchen, was wegen ſeiner nicht bloß perſönlichen innern Bedeutung über das unmittelbare (oft einſame) Erlebtwerden noch hinausverlangt nach der Teilnahme aller Gleichgeſtimmten; und was dann in ſolchem Streben eine vom Einzelnen losgelöſte, ſelbſtändige Geſtalt zu gewinnen vermag, eine künſtleriſche Form alſo, in der jenes Leben auch unabhängig von dem einen Erlebenden fortleben und weiterwirken kann.

Karl Röck.

Innsbrucker Kunſtſchau V.

Hugo Engl. Genreſzene und Morgenſtimmung. Engl iſt einer unſerer Altmeiſter. Seine Bildchen ſind, wenn nicht allzu flüchtig entſtanden, wahre Kabinetſtückchen. Mit dem ganzen Fluch dieſes Begriffs. Man kann ſich den Betrachter davor nicht anders vorſtellen, als vorgebeugt, in Andacht und Bewunderung gleichſam dankend für die vielen Aufmerkſamkeiten, die ihm der Maler im Bilde erweiſt. Engl iſt ſchon auch von dem wehleidigſten Publikum in Abhängigkeit geraten, das es gibt; von den Jägern mit ihrem Sprachhokuspokus, mit ihrem foſſilen Standesbewußtſein, mit ihren zimperlichen Förmlichkeiten. Der Jäger wird, wie ſelten einer, am Genuſſe der Naturſchönheit von anderen Pflichten verhindert und liebt, wie jeder andere Sportsmann nur die Sachlichkeit in der Darſtellung. Daß Engls ausgeſprochene Malernatur ſich dem Publikum gebeugt hat, darf nicht verwundern. Er ſtammt als Künſtler aus einer Zeit, in der man den Geſchmack weniger bilden, als benützen lernte. Wer damals „Bauernlackel" malte, war des Kreditbriefes ſicher und konnte ſeinen Pegaſus mit Taxameter verſehn. Der Maler hatte es nicht leichter als heute; o nein, alles muß gelernt ſein, und ſie können was, unſere Altmeiſter. Aber ſie ließen ſich ihre Naturſtudien doch zu ſehr vom Kunſthändler korrigieren und ihre Kunſt zur Methode machen, weil die Methode den Erfolg garantierte und der Erfolg das letzte Kriterium war. Heute hat vielleicht nur mehr unſer Putz eine Ahnung ſolch ſeltener Hochkonjunktur, wie ſie damals die armſeligen Künſtler zu reichen Leuten machte. Die vorſchwebende Wohlhabenheit iſt ein zu ſtarkes Zugſtück. Und weiches Gemüt zu ſchwach, ſich dagegen zu

stemmen. Was unsere jetzige Generation abhält, auch gut pointierte Genreszenen verdaulich zu finden, ist, daß sie für Miß Prudish aus Milwaukee oder Fräulein Milchreis aus Hamburg gemalt sind und immer waren. Heute verlangt man so stürmisch nach Echtheit und unverfälschter Wahrheit, daß man die malerischen Qualitäten ganz übersieht. So ist auch Engl darauf beschränkt, nicht wegen, sondern trotz seiner Sujets zu wirken. Daß ihm dies gelingt, ist das beste Lob für ihn. Seine bescheidene Art, die nie geschmacklos, weinerlich oder pathetisch auftritt, unterstützt ihn darin und bewahrt ihn vor dem Professortitel und anderer Mißachtung. Rein künstlerisch genommen ist er ein Opfer seines Erfolges, wie Defregger, Mathias Schmid und manche jüngere, die sichs vorläufig noch leisten, über diese alten Herren verächtlich die Nase zu rümpfen.

L. Scheiring lauert bei der Triumphpforte auf Ahnungslose und stößt ihnen einen brutalen Eindruck ins Auge. Dieser malende Jüngling mißbraucht sein bischen Talent zum Auflesen alter Farbentöpfe, die seine Zeitgenossen weggeworfen haben. Wenn man so große Formate nicht mit Eigenem auszufüllen vermag, so bleibe man bei kleinen. Denn da kann man zur Not mit einer Kourage prunken, die dort unfehlbar als Frechheit entlarvt wird.

Ferd. Behrens. Porträt Dr. Th. Christomannos. Eine Offerte vor Beginn der Reisesaison. Wenn Euer Hochwohlgeboren vielleicht nach Meran kommen, versäumen Sie nicht .... Referenzen hoher und höchster Herrschaften ... und empfehle ich mich besonders zur garantiert naturgetreuen Übermalung von Photographien Lebender oder Verstorbener .... im Dutzend billiger .... Rabattmarken ... Karte genügt ... Reisender gesucht. Benedikt.

Die Zwickmühle der Justiz.

In einer unangenehmen Zwangslage befand sich in der Nacht vom 6. auf den 7. Februar der Gemeindevorsteher einer Ortschaft im südlichen Mittelgebirge von Innsbruck. Laut eines vom 22. Dezember 1910 von der Bezirkshauptmannschaft erlassenen Verbotes war es in dem betreffenden Orte nicht gestattet, fremde Personen in Ställen und Futtertennen übernachten zu lassen. Der Grund des Verbotes lag in der Möglichkeit der Uebertragung der Maul- und Klauenseuche. Nun kam in der genannten Nacht ein Handwerksbursche, der gerade zehn Tage in Arrest gesessen war, zu diesem Gemeindevorsteher, welcher ihn in seinem Stalle übernachten ließ. Den Burschen anderwärts unterzubringen, war dem Gemeindevorsteher nicht möglich. Und in die kalte Nacht hinausjagen wollte er ihn auch nicht, da er bereits im vergangenen Winter Gelegenheit hatte, einem halberfrorenen Handwerksburschen,

den er auf der Straße fand, durch Gewährung von Obdach wahrſcheinlich das Leben zu retten. Nun kam aber die Gendarmerie dahinter und der Gemeindevorſteher, dem alle durchreiſenden obdachloſen Leute auf den Hals geſchickt werden und dem nicht viel anderes übrig bleibt, als ſie umſonſt in ſeinem Stalle übernachten zu laſſen, wurde vom Bezirksgerichte Innsbruck wegen Uebertretung des § 24 des Tierſeuchengeſetzes vom 16. Auguſt 1909 zu 5 Kronen Geldſtrafe, bezw. 12 Stunden Arreſt verurteilt. Die gegen dieſes Urteil eingelegte Berufung wurde vorgeſtern vom Landesgerichte Innsbruck als Berufungsgericht als unbegründet verworfen, obwohl ſich der Erkenntnisſenat der Zwangslage, in der ſich der Gemeindevorſteher gewiſſermaßen befunden hatte, nicht verſchließen konnte.

So geht's, wenn einem die Gendarmerie hinter mitleidige Regungen kommt, die ſie um die Genugtuung bringen, wandernde Fechtbrüder erfroren von der Straße aufzuleſen. Im übrigen aber ſcheint mir dies: Wenn auch zu Themis' allegoriſcher Adjuſtierung die Binde vor den Augen gehört wie die Scheuklappen zum Droſchkengaul — ſo ſtraff, daß ſie gebotenen Falls nicht einmal mehr ein Auge darunter zuzudrücken vermag, braucht ſie die Binde ſich gewiß nicht umzuknüpfen. Und ein lebendiger „Erkenntnis"-Senat, der ſich durch den toten Paragraphen eines Tierſeuchengeſetzes „gewiſſermaßen" in die Zwangslage verſetzen läßt, einem Gemeindevorſteher ſein pflichtſchuldig Bischen Menſchlichkeit auszutreiben, gehört von Rechts wegen in den Gemeindekotter. So lange wenigſtens, bis ſich herausgeſtellt hat, daß der gerettete Handwerksburſche die Maul- und Klauenſeuche tatſächlich verſchleppt und ſie der Gendarmerie inzwiſchen glücklich angehängt hat . . . F.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 3.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall II / Hugo Neugebauer: Geistlich Nachtlied / Hermann von Pfaundler: Gedichte / Bernhard Jülg: Chopin-Präludien / Ludwig Seifert: Proletarierkind / Karl Schoßleitner: Der Sturz vom Himmel in der Dämmerung / Peter Scher: Die Wurstmaschine / Arthur v. Wallpach: Ursprung / Vinzenz Penn: Kunst in Klausen / Benedikt: Innsbr. Kunstschau VI / Karikaturenfolge 27: Max von Esterle: Defregger.

Brenner-Verlag-Innsbruck

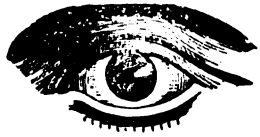
Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Juli 1911. Heft 3.

Verfall / von Carl Dallago.

II. (Fortſetzung)

Ich habe mein Wahrnehmungsvermögen gebadet in der durchſonnten Luft des Märzmorgens, um allen intellektiſchen Sand fortzuſchwemmen, den die Ausdünſtung der lärmenden Alltäglichkeit in uns hineinſtreut. Nun liegt mein Empfinden klar und wach und durchdringt zuweilen die Gewandung der Dinge.

So greife ich nach dem Deutſchtum, das ſich mir überall entgegenbreitet, ſchreiender, anmaßender, unüberzeugter denn je. Es reicht nicht mehr zum deutſchen Menſchen aus, es iſt nur mehr ſoviel da, ein eingegangenes Menſchentum mit der Leere einer Idee zu umwickeln. So wimmelt es heute im Reich und herein bis zu uns von Ideen des Deutſchtums, die ihre intellektiſchen Verfallenheiten hineintragen in die unmöglichſten Dinge. Und wenn wir in den Bergen in der Entwicklung zurück ſind, ſo ſind wir es noch mehr im Verfall, und dieſer Vorzug wird noch unſre Überlegenheit. Trotzdem iſt es ſo, daß auch wir zuweilen die Boten des Verfalls verſpüren.

Es ſingt zum Beiſpiel in einer Fremdenſtadt meiner Südtiroler-Heimat eine italiäniſche Künſtlerin. In einigen deutſchen ſogenannten „Intellektuellen“, deren Langſchädel dabei zuviel Ohr wurden, erweckt die Öffentlichkeit des fremden Geſangs die Idee, ihr Teutonentum öffentlich hörbar zu machen, und ſie erheben Proteſt gegen das wälſche Singen. Oder vom nördlichen Teile meiner Heimat: Dort treibt ſich ein Malprofeſſor herum, der ein ſolcher nur ſein kann, weil er nie einen Schüler hatte. Die freie Zeit ſolcher Mal-Profeſſur

macht sich schließlich das Deutschnationale als Idee zum Beruf. Den verübt er im ganzen Lande. In meinem vertrautesten Heimatsgebiet ward ihm endlich sein nationales Unwesen verleidet. Wie ich meine Wälschtiroler dafür liebe! Noch lehrt der Professor mit Hilfe der Zeitung sein praktisches Deutschtum weiter. Ich wundre mich nur, wie ein Deutscher so dumm sein kann, den Mann ernst zu nehmen. Doch ich wundre mich auch wieder nicht: es lernt sich von ihm das Praktische. Dieses Praktische in der nationalen Idee: es wächst dort gleichsam aus den Zellen des Verfalls, wo der nationale Mensch eingeht — wo der Nationalismus nur mehr Intellekt ist. Es bedeutet eine Idee, die national einhergehend auf Löhnung ausgeht. Der Nationalismus als das Werbende — als das Verbindende und Kunden Schaffende — als das Täuschende und Ködernde. Es verbirgt sich in ihm am besten jede Art menschlicher Unzulänglichkeit, sogar die Dummheit. Wo fände das falsche und hohle Pathos besser Platz als im intellektischen Nationalismus?

Wie rasch die Menschen das begreifen und aufgreifen, die ihren Verfall einmal greifen! Nicht umsonst gibt sich der korrupteste Journalismus mit Vorliebe einen nationalen Anstrich. Ich sehe hier nach dem vermeintlichen deutschen Süden mit seiner deutschen Kunststadt, deren national anmaßendste Kreise gerade einen größten Mischmasch am Blute aufweisen. Wie sich ihre journalistischen Größen und Jugendbildner kraftvoll national zu gebärden wissen. Was für ein stinkendes Philisterfettflämmchen ist doch dies nationale Leuchten des berechnenden Intellekts!

* * *

Im Norden des Reiches bewegt sich noch immer ein eitles Männlein in selbstgefälliger Gangart vermeintlich in den Fußstapfen Bismarcks, seine intellektisch verfallene Art echt weibisch mit germanischem Tand aufputzend. Karl Kraus hat diesen „National-Intellektuellen" denkwürdig gezeichnet, vielleicht etwas zu grausam, aber das provozierte der antikorruptionistische Anstrich des Mannes. Mich erfreute und erwärmte im allgemeinen die Echtheit der Tonart Kraus', und mir kommt vor, daß sie bald den „Zukunfts"-Mann samt

ſeinem Verteidiger, deſſen falſches Pathos ich noch von den Zeitungen her bis zum Ekel in Erinnerung habe, faſt aus den Augen verliert. Es wird eine Tonart — ich wenigſtens will es ſo hören — die gegen den allgemeinen Verfall anſtürmt, den gierige Journaliſten und Publiziſten, um ſich wichtig zu machen, überall ausſäen, wo ſie an Menſchen und Dinge rühren, die ſie durchſchnüffeln und zernagen wie Ratten die Böden und Mauern einer Behauſung. Niemand iſt vor ihnen ſicher, weder Adel noch Bürger, ſie freſſen ſich ſelbſt in das Geſetz hinein und verhetzen und trüben noch mehr Richteramt und Urteil als einſt jener jüdiſche Machttroß den Pilatus. Wenn ein Hund in einer Gegend nur das geringſte Anzeichen von Tollwut gibt, bekommt weit über die Gegend hinaus jeder Hund ſeinen Maulkorb. Gegen die biſſige Spürſucht und die tolle Senſationswut der journaliſtiſch publiziſtiſchen Köter, die bei Markt und Menge immer Anklang finden und ihren Dachsbau in der Preſſe haben, gibt es keinen Schutz und keinen Erlaß. Sie dürfen ſich in einen verbeißen und einen zerbeißen und das Intimſte und Verletzbarſte in einem beſudeln und verdrecken. Nicht umſonſt erachteten größte Tatmenſchen wie Napoleon, der den Juden allen Schutz und alle Freiheit gewährte, für die journaliſtiſche Publikation zuweilen einen Maulkorb als nötig.

Wir doch wollen weder Maulkorb noch Erlaß. Auch die gemeinſten Übel erſchüttern uns nicht als Liebhaber der völligen Freiheit. Wir laſſen dieſe auch allen Übeln. Nur möchten wir ihnen nicht die Begünſtigungen und Rechte eingeräumt ſehen, die den Vorzügen und dem Adel der Natur zukommen. Wir möchten den Verfall, wie ihn der im Trüben fiſchende Intellekt und die beutegierige Moral in ſich ſchließen, nicht den Platz der Tugend, die Vorteilsloſigkeit anſtrebt, einnehmen ſehen.

Uns dünkt die Preſſe als ſolche heute bereits eine Macht des Verfalls. Es ſchließt nicht aus, daß ſogar Erwähltes — Erleſenes in ihr zum Ausdruck kommen kann. Daß es durch ihre Gunſt zum Ausdruck kommt, macht auch hier den Verfall aus. Wäre es nicht Verfall, müßte es durch innere Nötigung — durch den Wert des Erwählten — des Erleſenen an ſich ſein. Das erleben wir heute nicht

mehr. Überall wird ſchon um die Gunſt der Preſſe gebuhlt und die Preſſe ſo an Herablaſſung gewöhnt und ihre Macht des Verfalls immer weiter ausgedehnt. Sie läßt ſich ſchon zu allem herab: zu Kunſt und Wiſſenſchaft, zu Religion und Moral, zu den Gerichtsverhandlungen, zu Rechtsſprechungen jeder Art, zur Sittenpolizei, zu den Verhandlungen des Parlaments. Da und dort darf ſie ſchon drohen, ſich nicht mehr herabzulaſſen. Kaiſer und Kronprinz im Reiche hören ihre Erfindung einer Automobilbremſe oder von drehbaren Manchettenknöpfen durch die Preſſe bekannt gemacht in einem Ton, der denken läßt, ſie fühlten dabei Ehrung. Man traut kaum ſeinen Sinnen, ſo vielſeitig und tiefgehend redet überall aus den Spalten der Preſſe der Verfall zu uns. Es offenbart uns ein wenig, weſſen Geiſtes Kind die Preſſe iſt.

Die Erleſenen eines Volkes ſind nicht die Preſſe — auch das Volk iſt nicht die Preſſe — die Deutſchen ſind nicht die deutſche Preſſe — auch die Chriſten nicht die chriſtliche und die Juden nicht die jüdiſche. Die Preſſe als ſolche, als Werkſtätte des Zunftjournaliſten — als Niederſchlag des eigentlichen Zunft-Journalismus, iſt eine Art Unterſchlupf für alles Niedrige und Gemeine im Leben geworden, das auf den krummſten Wegen ſeine Macht- und Herrſchſuchts-Gelüſte befriedigen will. So bedeutet ſie uns, wo ihr dies gelingt, nur mehr das Triumphieren der Gemeinheit einer Menge. Wo ſie wirklich die Macht an ſich geriſſen hat, iſt der Verfall und die Gemeinheit auch bereits in allen Dingen. Und wo ſie Moral und Satzung diktiert, haben wir die fluchwürdigſte Inquiſition.

* * *

In Zeiten des Verfalls iſt die Kunſt immer ein Ausgeſetztes. Dies Ausgeſetzte von Kunſt und Künſtler trägt auch unſre Zeit in ſich. Zunft-Journaliſten ſehen es freilich anders: ſie ſehen eben die Kunſt nicht. Man nimmt heute in deutſchen Landen Können für Kunſt und Könner für Künſtler. Und Nur-Könner mögen auch Anklang und Zulauf finden. Könner: das klingt wohl nur innerer Armut wie goldener Reichtum! Es hebt auch die Leute, die ihr Hand-

werk verstehen. So kommen alle Schuster, die ihren geglückten Stiefel machen, zu Verdienst und Ehren. Und Kunst ist nur mehr Handwerk.

Soll ich das der deutschen Kunststadt in Erinnerung rufen? Sie kommt mir ja mit Belegen ungemein entgegen; sie ist eine Könnerstadt geworden. Doch wer möchte zum Beispiel alle die literarischen Könner, die die Kunstmachthaber dieser Stadt aufspüren und einführen, für Künstler nehmen! Ein Könner ist noch lange kein Künstler. Zuerst muß in einem etwas da sein zum Erschließen — das nötige Menschentum. Ohne dieses keine Künstlerschaft. Nun wird man aber umso eher Könner, je weniger in einem jenes Nötige da ist. Es läßt erkennen: wie für die Kunst Verfall ist dieses Gönnertum für das Könnertum. So ist die deutsche Kunststadt auch Gönnerstadt: sie gönnt der Kunst edelmütig das Handwerk.

Das falsche Machthabertum, das gönnerhaften Unternehmungen solcher Art vorsteht, zeitigt auch seine Früchte. So eine Frucht ist das Abhandenkommen des Wertungsvermögens künstlerischen Schaffens. Es kann sich zu solcher Entartung auswachsen, daß geglaubt wird, man könne Kunst willkürlich bestimmen, — es hänge alles nur davon ab, das Richtige zu treffen, die Dinge für Kunst auszugeben, — der Vertrieb tue alles.

Wie (um auch hiefür ein Beispiel zu bringen) Herr Georg Hirth, ein Häuptling derartiger Unternehmungen, seinen Cliquengünstling, Herrn Rudolf Greinz, den Verfasser vieler Tiroler Kalendergeschichten und Marterln, mit Gewalt sogar auf Kosten der antiken Tragödie zum großen Dichter und Dramatiker machen will, stellt ein Höchstes dar an derlei kunstkritischem Unvermögen und kunstkritischer Willkür. Über ein Stück dieses Herrn Greinz, das ein typisches Machwerk darstellt, wie es nur Leute vollbringen, die ihr sprechendes Unvermögen zum Echten durch Vorführung von Gewaltsamkeiten niederschreien möchten, schreibt Herr Hirth in seiner „Jugend“: „Im Münchener Volkstheater wurde „Die Thurnbacherin“ von Rudolf Greinz unübertrefflich aufgeführt. Das strikte Gegenteil des jetzt so sehr wieder bewunderten Oedipus, da alles, was dieser arme Pechvogel an nächsten Verwandten und menschlichen Empfindungen, gewissermaßen auf einer

Beſtimmungsmenſur zur Beluſtigung der Götter, ſündigen mußte, hier in dieſer Tiroler Einödtragödie als Exploſion wirklicher Leidenſchaften, wirklicher unverzierter Menſchen erſcheint." Es iſt ernſt gemeint, ſo unglaublich es klingt. Iſt nun auch Herr Hirth als Schriftſteller und Kunſtkritiker nicht ſehr ernſt zu nehmen, als eines, der die umfaſſendſten Verbindungsfäden für Kunſtbetrieb in den Händen hält, wiegt doch etwas ſeiner Rede Sinn. Und ſo höre ich dieſen Sinn: Kunſt und Dichtung an ſich ſind Dreck; erſt wir geben ihnen Preiſe und Wert, — wir erſt machen Kunſt und Dichtung, die gilt! — Ob das noch Kunſtpflege iſt? — Gewiß, wenn darunter verſtanden wird: daß die Kunſt als Verfall erſt die Kunſt als Geſchäft in Gang bringt. —

Das falſche Machthabertum des Journalismus aber hat auch manchen beſſeren Mann im kunſttauglichen Sinn für die Kunſt verdorben. So: Richard Muther, der uns das ſchöne Büchlein über Millet ſchenkte. Die Kunſtanſchauungen jedoch, die uns ſein letztes großes Werk übermittelt, machen einen faſt glauben, daß auch er ein Opfer des Journalismus geworden in dem Sinn: daß er, dem die Zeitungen und Zeitſchriften ungemein gefügig waren, den Rang eines Kunſtwerkes ſchließlich nur mehr ſeiner Macht und Willkür überlaſſen wähnte. Er hätte beſſer getan, einzuſehen, daß der Journalismus ſein Selbſt angekränkelt und die Kräfte ſeiner Natur, das Entſcheidende zur Einwertung eines Kunſtwerkes wahrzunehmen, arg geſchädigt habe.

Ich habe hier kleine Dinge berührt, weil ſie eben in mir lagen. Wo Größeres und Großes daneben liegt, haben wohl auch ſie ihre Berechtigung.

* * *

Das Ausgeſetztſein von Kunſt und Künſtler fördert auch der Sozialismus, wo er intellektiſch — wo er als Idee auftritt und dieſe Idee in die Sphäre der Kunſt hineinträgt. Aufgabe des Künſtlers jedoch iſt es, Natur und Menſchentum und nicht Ideen zu formen, die dort entſtehen, wo der Menſch als Natur eingeht. Eine Idee dieſer Art, ſozialiſtiſchem Boden entwachſen, bekundet der Ausſpruch: „Ohne ſozialiſtiſche Tendenz erreichen wir keine ſozialiſtiſche Kunſt. Und wenn wir es nicht zur ſozialiſtiſchen Kunſt bringen können, iſt

unſre Weltanſchauung ein ſeelenloſes Etwas." Er zeigt beinahe draſtiſch das Nicht-Erfaſſen von Kunſt und Künſtler — die Abwehr gegen ihr Aufkommen — das Ausgeſetztſein der beiden Begriffe. Er läßt erkennen, daß man noch immer nicht weiß, daß es keine ſozialiſtiſche Kunſt gibt — noch, daß die Seele flüchtet, wo die Idee herrſchend auftritt, — daß die Seele Natur und ein Innerliches iſt, daß ſie eine eigenwillige Kraft — eine ſelbſtherrliche und nicht ſoziale Macht iſt.

Man weiß auch immer noch nicht, was Sozialismus iſt: daß er ein aufgepfropftes dürres Reis auf abgeſtorbenen Menſchenbäumen iſt: daß er eine entartete und verfallene Macht darſtellt. Iſt menſchlich nicht mehr als geſellſchaftlich, bedeutet human nicht mehr als ſozial? Wie ſollte auf einmal das Soziale über alle Humanität triumphieren dürfen? — Iſt es human, wenn mehrere ſich zuſammentun, aus der Überlegenheit des Einzelnen ein Verbrechen zu machen? Und iſt es etwa human, die menſchliche Natur zu verſchneiden — zu vergewaltigen und ſie dem Wahn einer Idee zu opfern? Man ſchaue doch ſo eine Idee nahe genug an und durchſchaue ſie einmal: was für ein Wahnwitz — was für ein Ungeheuerliches dabei herauskommt!

Ich nehme nochmals Herbert Spencer vor, der als Soziologe den Deutſchen noch voraus iſt.

Das Wenige, was ich von dieſem Gelehrten kenne, der die Soziologie ſamt ihrer Moral gleichſam zu ſeiner Philoſophie gemacht hat, widerſteht ſo ſehr meinem Empfinden, daß ich immer in Aufregung gerate, wenn ich an ihn denke. Ich ſehe in ihm eine an natürlichem Menſchentum verarmte Perſönlichkeit, die völlig vom Intellekt geleitet iſt, der wiederum die umfaſſendſten Ideen ausheckt von der Macht der Ziviliſation. Ich erſehe an dieſen Ideen erſt deutlich, wie dieſe Macht der Ziviliſation Nacht iſt, die das freie Tageslicht der Natur nicht verträgt und der Geſchlechtlichkeit abhelfen möchte, die wie die Sonne alle Fruchtbarkeit auslöſt.

Wenn ich mir vergegenwärtige, wie der nachgiebige Lafcadio Hearn in ſeinen müden Stunden den Geiſt Spencer's in ſich einließ

und sich ihm widerstandslos preisgab, erhebe ich noch heute die Hände zu fruchtloser Abwehr. Hearn wird gewahr: „Herbert Spencer hat seinen Glauben dahin ausgesprochen, daß die Menschheit auf ethischem Gebiete zu einem Zustand der Zivilisation gelangen wird, der ethisch dem der Ameisen an die Seite gestellt werden kann.“ Dieser Wahrnehmung folgen Betrachtungen und Grübeleien, die durch ihren Ernst für so verfahrene Richtung ungemein traurig stimmen. Immer mehr Spencer mit seiner Ameisenethik vor Augen habend, spricht sich Hearn schließlich dahin aus, daß die Menschheit den vollkommenen sozialen Gleichgewichtszustand nur erreichen werde, wenn „ein Mittel zur Lösung der ökonomischen Probleme entdeckt würde, etwa so wie die sozialen Insekten sie durch Unterdrückung des Geschlechtslebens gelöst haben.“ Hat doch Spencer schon „gezeigt, daß die Zeit des größtmöglichen Menschenleids noch bevorsteht, und daß sie mit der Periode des größtmöglichen Bevölkerungsdruckes zusammenfallen wird.“ — Damit wäre eine Verringerung der Fruchtbarkeit und ihrer Ursache, der Geschlechtlichkeit, in Aussicht gestellt durch Gewaltmittel. Und dies aus ökonomischen Gründen. Dabei verdirbt noch immer die weit größere Hälfte der gebildet zivilisierten Welt nicht aus Mangel am Notwendigen, sondern aus Übermaß an Unnotwendigem. Und der sanfte und gütige Hearn, wie verseucht von den Spencer'schen Ideengiften, betört sich selber mit der Folgerung: „Die höheren Typen einer über dem Geschlechte stehenden Menschheit könnten imstande sein, den Traum eines tausendjährigen Lebens zu verwirklichen.“ — Ein tausendjähriges ungeschlechtliches Leben mit der Ameisenethik zur Satzung: — Weiß man nun, was sozial ist? —

Und falls man so ein Leben schön fände, — falls es ein Mensch noch schön fände und vollkommen, wäre es altruistisch — wäre es sozial, so ein Leben auf Kosten der Fruchtbarkeit — auf Kosten Anderer so lange auszudehnen? — Wäre da nicht dem mächtigsten Altruismus, dem des Todes, arg mitgespielt? — Wüchse es sich nicht zum schändlichsten Egoismus aus, der nicht einmal der Lust den Verbrauch seiner Kräfte opfern will? Und wohin verläge es das noch immer Höchste unsrer Kultur: die Schöpfungen der

Kunſt? Würde eine über dem Geſchlechte ſtehende Menſchheit Kunſt noch erfreuen können? Kann dieſe Menſchheit Natur noch erfreuen? Der ganzen Natur liegt das Geſchlechtliche zugrunde. Und allen Werken der Kunſt liegt Natur — liegen die Regungen der geſchlechtlichen Kräfte — liegen die Empfindungen einer Seele zugrunde, die vom Geſchlechte nicht zu trennen iſt. — Ahnt man nun die Art der Höhe dieſes Zuſtandes? Erkennt man die Beſchaffenheit der Idee, die jenen „ethiſchen" Zuſtänden zuſtreben möchte, „wie ſie die Inſektengeſellſchaften veranſchaulichen" ſollen, — die Idee, die noch meint: dieſe Zuſtände „können nur durch verzweifelte, während Millionen Jahren gegen die furchtbarſten Notwendigkeiten fortgeführten Kämpfe erzielt worden ſein." — Die weiter meint: „Nicht weniger erbarmungsloſe Notwendigkeiten können ſich gegebenen Falls der Menſchheit entgegenſtemmen und von ihr überwunden werden müſſen." —

Erhört man hier die Grundtonart: die ideelle Bereitwilligkeit, die furchtbarſten Preiſe zu zahlen — ein Ungeheures von Gewalt aufzuwenden — auch durch Millionen Jahre, um jene „ethiſchen" Ideen durchführen zu können? Es bedeutet: die ideelle Bereitwilligkeit, die Menſchennatur dem Wahnwitz einer Idee während Millionen von Jahren zu opfern.

Begreift man nun, was Ethik — was Moral — was Soziologie — was Herr Herbert Spencer iſt, auf deſſen Schuldkonto ich das Gehörte ſetze. Dabei noch der Humbug, von ethiſchen Zuſtänden im menſchlichen Sinne zu reden bei Tieren, die uns die Beweggründe ihres Tuns verborgen halten. Man täte wahrlich gut, keine Philoſophie ernſt zu nehmen, die nicht gelebt wird! — — —

Derlei Mißgebilde intellektiſchen Wahns bezeugen am beſten den Verfall von Samen und Boden, der ſie aufſproſſen ließ. Sie vermehren den Mißwachs der Menſchennatur, und wo dieſe wohlgeraten iſt, legen ſie Ketten um ſie und umſtellen ſie mit Mauern, ihre Wohlgeratenheit zu behindern und machen es ſo nötig, daß ihr Leben ein Ausbrechen wird.

Auch wir ſind Ausbrecher, die wir noch auf die unge-

brochenen Kräfte in uns hören und zu ihnen beten in unsren besten Stunden, daß sie uns nie verlassen mögen. Daß sie uns immer willig unsrer Natur sein lassen — unsrem Egoismus. Denn nur als Egoisten können wir zugleich größte Humanisten sein: Menschen, die ihre Natur zu Ehren führen. Wir, die den Entwicklungsglauben für Wahn nehmen, — die wir die Aufwärtsentwicklung der Menschheit als solcher für Humbug halten und nur das Wachstum des ewig wiedergeborenen Menschen wahrnehmen können — oft bis zu erstaunlicher Höhe, — wir machen dieses Wachstum abhängig von dem Zu-sich-selberkommen — von dem Aufgehen in die eigene Natur, das zugleich das Aufgehen dieser Natur ist.

Dieses Aufgehen wird von der Art des Samens abhängig sein, wie auch von der des Bodens, in dem er zu liegen kommt; die Samenart wiedrum vom Samenspender, nämlich: ob verbrauchte oder aufgespeicherte Kräfte in ihm sind. Das kann sich durch Generationen hinziehen. Das kann sich in ähnlicher Weise auf ein ganzes Volk übertragen. Auf diese Art mögen Völker wie Menschen aufsteigen und vergehen können, wenn ihre Kräfte verbraucht sind. Aber eine allgemeine Entwicklung der Menschheit auf Millionen Jahre hinaus ins Auge fassen, und sie noch in unserm heutigen Sinne ethisch nennen wollen, muß uns neben Humbug auch Unfug sein. Eine wirkliche Kraft — denken wir — wird von der unmittelbaren Nähe — vom offnen Ich so stark in Anspruch genommen, daß es ihr unmöglich ist, eine Allgemeinheit in so weiter Entfernung zu beobachten. Aber die Herren Soziologen und Ideologen übertünchen als Dekadenten den Kräfteverfall des Allernächsten — den Verfall ihrer Natur — mit geschwollener Fernsicht.

Wir aber, unsre Aufgabe erkennend und lösend, vielleicht würdig der größten Humanisten aller Zeiten, — wir stehen zur Menschennatur gegen die Mächte des Verfalls: gegen Einsicht und Wissen, gegen Moral und Sitte, gegen Satzung und Gesellschaft, gegen jede Art Herrschaft des Intellekts und der Menge, — wir verhelfen einzig den Menschen zu ihrer Natur — zum Menschen zurück!

(Fortsetzung folgt).

Geiſtlich Nachtlied / von Hugo Neugebauer.

Nun iſt ſo weit die Welt,
ſo ſtrahlend aufgetan
als Bräutigams Gezelt
die Seele zu empfahn.

Es iſt der Pfad der Braut
von milden Lampen licht,
ſie ahnt, jedoch ſie ſchaut
den Bräutigam noch nicht.

Sie hat das Reiſekleid
noch nicht von ſich getan,
noch engt ſie Raum und Zeit
und aller Dinge Wahn.

O Seele, ſchwer von Leid,
mit erdenmüdem Schritt,
ſchon naht, der dich befreit,
ſchon hör ich ſeinen Tritt:

des Boten, den entſandt
der holde Bräutigam,
in leuchtendes Gewand
zu kleiden deine Scham.

Wirf du die finſtre Tracht
aus Erdenſtaub von dir
und hüll dich in die Pracht
von aller Himmel Zier,

ſo wird das Dunkel licht,
ſo wird die Stille laut,
ſchauſt du das Angeſicht
des Bräutigams, o Braut!

Hermann von Pfaundler / Gedichte.

(Aus einem dieſer Tage bei Wagner in Innsbruck erſcheinenden Gedichtband)

Du liebe Frau, ſag, wenn du Mädchen ſiehſt
Und vielleicht eine, die dir ähnlich iſt,
Was denkſt du dann?
Vielleicht daran: Du führſt ſie mir ins Haus
Und dieſes Glück wirft keine Schatten aus
Auf dich.
Liebſt du ſo mich?
Denkſt du vielleicht, es ſollte nicht geſchehn
Und beteſt heiß, ich ſollte ſie nicht ſehn,
Biſt meiner Einſamkeit ganz heimlich froh?
Liebſt du mich ſo!?

*

Ein neues Leben: Fern iſt alle Glut
Von Seelenlüſten und von Marterſtunden.
Der Kampf war lange und die Raſt iſt gut:
Ich hab einen Frieden gefunden.

Wunſchlos und ſtill — und leichten Trittes gehn
Durch eine Welt, die dir ein Jenſeits iſt,
So fremd! Und wo kein Wachſen und Vergehn
Des Werts und Weſens aller Dinge iſt.

Wo nichts mein Eigen iſt, doch nichts mir feind
Und kein Beſitz die Augen ſtrahlen macht
Und kein Entbehren ſtößt in Nacht,
Wo Licht iſt ſtets, doch keine Sonne ſcheint.

Mein neues Leben iſt dein Werk geweſen,
Der Hände, die ich nicht mehr ſtreicheln werde,
Der Augen, die ich nicht mehr ſchauen werde,
Der Seele, deren Rätſel ich geleſen.

Reut dich dein Werk? Soll ich dir böſe ſein?
Wozu noch Frage, Antwort, leeres Spiel!
Mich kümmert nicht mehr, daß mein Glück zerfiel
Und deines blüht. Mein Herz ward Stein.

*

Kannſt mirs ſagen, warum die einen
Jagenden Wolken ſich Brüder meinen,
Von Tagen träumen, die auf Erden
Nie geweſen, noch kommen werden,
Wie arme Verirrte aus fremden Welten,
Indes die andern ihr Haus beſtellten,
Nicht heiße Wangen noch Heimweh tragen
Nach Wolkenzug und verwirkten Tagen,
Und alle doch der gleichen Erde
Kinder ſind und zielloſe Herde?

Bernhard Jülg / Chopin-Präludien.

Nr. 22.

Eines Abends, während der Hora, raſte ein ungeheures Gewitter über das Kloſter. Der Regen ſauſte wie Peitſchenhiebe nieder. Die alten Bäume ächzten und ſtöhnten im Sturm. Viele zerbrachen wie kleines Röhricht. Die Vögel flatterten ſchreiend und angſtverwirrt aus den Blätterkronen, wurden erbarmungslos gegen Mauern und Stämme geſchleudert und fielen tot zur Erde. Nur die ſchlanken, hohen Pappeln ſpielten und tanzten mit dem Wind — ſie neigten ſich wie in ſcherzend vornehmer Abwehr, richteten ſich ſtolz und höhniſch auf und hoben dann jauchzend die Häupter und ließen ſich die Mähnen zerwühlen. Unten, gegen die Felſen, wälzte ſich das Meer, wie ein Ungeheuer mit tauſend Schlünden, und verſchlang brüllend das Feuer und das Waſſer vom Himmel.

Bei der Hora vermißte einer der alten Väter den jüngſten Novizen, und es hub dann ein ängſtliches Suchen im Kloſter an.

Man fand ihn aber weder in den Zellen noch auf den Gängen — und in den Sturm hinaus traute ſich keiner.

Der Novize aber war draußen. Er hatte heute mehr als je gefühlt, daß der Glaube, die Liebe und die Hoffnung in ihm geſtorben waren, alles, die Sehnſucht nach dem Leben und die Furcht vor dem Tod und das Begehren nach der Sünde und der Abſcheu vor ihr —: alles, alles. Dieſe Leere war furchtbarer, als wenn ſich ein Heer von böſen Lüſten und Zweifeln auf ihn geworfen hätte. Dann hätte er ſich gegeißelt, hätte ſich im Schmerz gekrümmt, hätte Gebete der Reue geſtammelt. Aber in ihm war nichts. Er fühlte, wie ſich eine ſtarre Hülle von Blei um ſeinen Leib und ſeine Seele legte. Und doch bäumte ſich irgend etwas noch dagegen auf.

Dieſe Qual war ſchrecklicher als alle Leiden, die hinter dieſen Mauern kauern mochten. Als der Sturm losgebrochen war, hatte es ihn hinausgetrieben — er wußte nicht warum. Er lag platt auf der Erde, am äußerſten Felſenvorſprung und klammerte ſich an den Fuß einer rieſenhaften Zypreſſe, dem dunklen Trieb alles Lebendigen folgend. Der Regen und der Wind peitſchten ihn — er ſpürte es kaum. Tief unten toſte das Meer, aber er ſah und hörte es nicht. Er ſtarrte nur grad hinaus, eine namenloſe, ſtumme Frage auf dem verſteinten Antlitz.

Da zuckte ein Blitz. Dann erſchien in der Wolkenwand vor ihm das Bild der Dreieinigkeit, wie es über dem Altar der Kapelle hing: Gott Vater, thronend, im unbeweglichen Antlitz einen Ausdruck, den niemand beſchreiben und niemand denken kann. In den langen grauſamen Händen trägt er das Kreuz, an dem der geopferte Sohn hängt. Eine Taube ſchwebt reglos über ſeinem Haupt.

Er dachte: Die Sphinx iſt kindiſch gegen dieſes Götzenbild, welches der furchtbarſte Ausdruck iſt, den die Menſchen für das große Welträtſel gefunden haben.

Und — mitten in der Wut des Sturmes, umgeben von Geſichtern, am Rande des Abgrundes — lächelte der Novize, halb müde, halb ſpöttiſch.

Ein Blitz ſauſte in die Zypreſſe, die er umſchlungen hielt. Sie

barſt und ihre Krone löſte ſich langſam und ächzend vom tief verwundeten Stamm und ſtürzte dann über den Abhang in das Meer.

Dann war Stille.

Der Sturm hatte plötzlich ausgetobt. Die Brüder fanden den Novizen, noch immer den zerbrochenen Stamm umſchlungen haltend.

Er war nicht tot, nur ohnmächtig. Das Feuer hatte ihn nicht verzehren wollen.

Nr. 6.

Der Regen rieſelte troſtlos, unaufhörlich vom grauen Himmel auf das große einſame Kloſter herab. Die Treppen, die Steinfließen, die Schindeldächer überzogen ſich mit breiten naſſen Schimmern und glänzten matt im trüben Licht. Der Nebel zog lautlos an den Mauern, an den kleinen Zellenfenſtern vorüber, hinter denen dunkle frierende Geſtalten über Büchern ſaßen oder, vor einem Kreuze knieend, murmelnd beteten; er umhüllte die Zypreſſen, unter denen die Mönche ihren Schlaf ſchliefen, aus dem ſie keine nächtliche Glocke zum Gebet aufſchreckte; ein ſchwacher Wind zerfetzte ihn manchmal und dann erſchien in der Ferne eine ungeheuere öde Fläche — grau und troſtlos wie alles —: das Meer.

Hie und da ſchwebte durch die Stille der Gänge und Zellen eine Melodie, ein Orgelton, bald dumpf, bald lauter. Manchmal, wenn irgend jemand lautlos eine Türe öffnete, klang es ſüß und klar.

Denn unten in der Kapelle ſaß der jüngſte Novize bei der Orgel — faſt im Dunkeln. Es flackerte bloß das rote Licht vor dem Altar. Von dem großen halb blinden Fenſter floß nur ein bleicher Schein aus dieſem Regentag herein.

Seine Hände glitten ihm halb unbewußt über die Taſten, während ſein Blick in das Dunkel ſtarrte. Draußen fielen die Regentropfen auf die Steinfließen, mit gleichmäßigem, leiſem Klingen.

Eine troſtloſe Müdigkeit legte ſich wie eine Laſt auf den Novizen. Er ſaß mit gebeugtem Rücken. Er dachte: Wie lange wird dieſe Eintönigkeit noch dauern? Wann, wie war er hiehergekommen? Er wußte es kaum. Draußen hatte er das Leben und die Liebe und die Freude

vorüberrauſchen laſſen, ohne die Arme darnach zu ſtrecken. Er wollte nicht. Oder er konnte nicht.

„Ich bin willenlos und feige" — murmelte er. Über der Orgel hing ein Kreuz. Der Novize ſah die blutenden Wunden — und fühlte, daß ſich nichts in ſeiner Bruſt regte — keine Demut — keine Andacht. —

Manchmal war ihm der Gedanke gekommen, vor der Weihe zurückzutreten.

Aber an dieſem Regentag wurde ihm klar: nie, nie würde er den Mut dazu finden. Es wurde ihm klar: ſein Leben muß verrinnen, ohne Troſt und ohne Licht wie dieſer Regentag, einförmig wie das Ticken der Regentropfen draußen auf den Steinen — ſchwächlich wie die flötenden Orgeltöne unter ſeinen Fingern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und er wunderte ſich, daß er kaum Schmerz oder Furcht davor empfand.

Nr. 12.

Es kamen aber Tage, da in ihm eine raſende Wut gegen ſeine eigene Ohnmacht aufloderte. Dann wuchs die Sehnſucht nach einer Tat, gleichviel ob gut oder böſe, rieſengroß. Das Böſe lockte ihn mehr als das Gute. Während der Hora, wenn die andern ihre Gebete leierten, ertappte er ſich bei dem Wunſche, Zwietracht und Neid unter den Brüdern ſäen zu können, ihre geheimen Sünden zu entdecken und ihre Begierden teufliſch anzuſpornen. Die Unzucht ſollte wie eine große Schlange, in tauſend Farben ſchillernd, durch die Gänge ſchleichen, in die Zellen kriechen, ſich um zitternde Glieder ſchlingen. Alle Laſter müßten wie die Peſt über das Kloſter hereinbrechen. Und er würde ſie in heimlicher Freude begünſtigen, würde die unruhigen Gewiſſen einſchläfern, bis das Übel ungeheuer und unheilbar wäre. Dann würde er ihnen tückiſch die Größe ihrer Sünden zuflüſtern, würde ihnen die Reue wie brennendes Gift einflößen und würde ſich an ihrer Verzweiflung weiden.

In einer ſchwülen Nacht hatte ihn ſein krankes Hirn ſo lang gequält, bis ihn das Fieber am ganzen Leibe ſchüttelte.

Es war, als ſchlügen zwei kleine eiſerne Hammer an ſeine Schläfen, fortwährend, fortwährend. Die Zunge brannte, die Kehle war ihm ſo trocken, daß es weh tat, einen Tropfen Waſſer zu trinken.

Draußen wehte kein Hauch. Ein ſchwerer Duft lag reglos über dem Kloſtergarten.

Wo war Kühlung zu finden, in dieſer Nacht?

Es fiel ihm die Kapelle ein. Die war kühl wie eine Gruft.

Sofort formte ihm ſein Hirn einen neuen Aberwitz:

Hinunter in dieſe Kirche, wo dieſer grauſame Gott tronte, heuchleriſch in einem ſchlichten Brot verborgen! Mit der Fauſt den Tabernakel einſchlagen und das goldene Gefäß herauszerren und klirrend zu Boden ſchleudern und es zerbrechen —

Ach — das wäre eine Tat, eine Tat! Und die große Müdigkeit darnach, die Erſchöpfung, worin er untergehen würde wie in das Nichts.

Er war viel zu klug, um nicht ſofort das Lächerliche daran einzuſehen. Er haßte ja dieſen Gott gar nicht! Im Grunde war er ihm gleichgültig. Aber doch — es getan haben! Ach, er wollte es nur tun, um es dann getan zu haben! Und dann: es würde entdeckt werden. Er würde bekennen. Harte, harte, ſüße Strafen müßte er erdulden.

Es litt ihn nicht mehr in der Zelle. Er ging in den Garten hinunter. Der Kreuzgang lief um dieſen kleinen Garten, voller Thymian, Myrten und Roſen. In einer Ecke des Ganges war eine ſchwarze Tür, die in die Kirche führte.

Dieſe Tür ſchien ihm ein ſchwarzes Aug, das lockte und lockte. Er ſtarrte es nur an und ging immer näher, immer näher und hörte ſein Herz wie in einer fernen leeren Höhle klopfen.

Dann verſchlang ihn das Loch. In der Mitte der Kirche ſtand eine große ſchwarze Geſtalt und ging auf ihn zu.

Da ſchrie er einen Todesſchrei, im wahnſinnigen Entſetzen. Es war nur ein Kloſterbruder, der ihn lächelnd beruhigte.

Nr. 3.

Es war ein ganz ſtiller Nachmittag.

Er ſaß in ſeiner Zelle, das kleine Fenſter ſtand offen, aber es

ſchaute nichts herein als ein viereckiges Stück Himmel. Ein weißer Himmel, in dem keine große Sonne ſteht, aber über den das ganze Sonnenlicht zerſtreut ſcheint, wie weiße Milch; und eine wohlige befruchtende Wärme ſtrömt herab und die Erde empfängt ſie dankbar und Gras und Blumen ſprießen. — Unten im Hof plätſcherte der Brunnen, fortwährend, gleichmäßig.

Aber wenn man zuhörte, mit geſchloſſenen Augen, war es nicht gleichförmig. Es war eine ganze Leiter von Tönen, ſteigend und fallend, lauter und leiſer. Manchmal überſtürzte ſich das Waſſer, dann ruhte es auf einen Augenblick aus, dann ſang es wieder weiter, glücklich, ſorglos, ohne Anfang, ohne Ende.

Eine Amſel wurde in dieſer ſchläfrigen Stille wach und lockte mit ihrem Liebesruf. Sie ſchwieg, begann von neuem. Und der Geſang des Vogels und der Geſang des Brunnens vermengten ſich, liefen eine Weile zuſammen, froh, wetteiferud, trennten ſich, fanden ſich. —

Gott, welcher Friede lag in dieſen kleinen, demütigen Dingen!

Er ſchloß die Augen, beinahe glücklich.

Es kam ein Augenblick, in dem er glaubte, dieſes leiſe Lied da draußen ſei das einzig Lebende auf der ganzen Welt. Die Begriffe von laut und leiſe verloren ſich. Es konnte auch ein Getöſe ſein. Es war vielleicht das klopfende Herz der Erde, des ganzen Weltalls.

Wie lang dauerte dieſer Augenblick?

Er ſchlug die Augen auf.

Der Vogel ſchwieg. Das Waſſer plätſcherte, ohne Anfang, ohne Ende.

Gott, welches friedliche Glück lag in dieſen armen kleinen Dingen.

Nr. 17.

Und einmal kam eine Nacht, in der alles an ihm vorüberzog, die Vergangenheit, die Zukunft und der Tod.

Er ſtand am kleinen Fenſter ſeiner Zelle. Es war dunkel, es zogeu Wolken über den Himmel, es wehte kühl und feucht. Und es lebte und regte ſich alles und ſprach mit tauſend Stimmen.

Die Quellen ſtiegen gluckſend aus ihren geheimnisvollen Tiefen, die Bäche rauſchten wie in den Frühlingsnächten, unten in der Ferne ſang das Meer ein ewiges Lied.

Die Bäume ragten ſchwarz und ſtöhnten leiſe und im Gras zirpte und ziſchelte es und alle Cykaden ſchrieen ſtoßweiſe laut und ſchwächer, wie ein großes Atmen der Erde.

Von irgendwo her kam es wie von fallenden Blöcken und ächzenden Stämmen. Das Dunkel verwehlte alle Spuren unſerer kleinen Arbeit, daß die Erde unberührt und menſchenfremd erſchien wie am erſten Tag, im Frühmorgen der Welt: und doch wieder ſteinalt und wiſſend von ewigen Wahrheiten und ungeheuren Geſchicken. Und endlich, in dieſer Nacht, ſtieg im Unglücklichen eine reine, tiefe Sehnſucht auf: Zu ſein wie dieſe dunklen Dinge, die da rauſchten und wehten und nicht wußten, daß ſie es tun; die ſich von ewigen Mächten leiten ließen und glücklich ihren Lauf liefen und nie ihr Ziel verfehlten.

Er dachte: Ich bin dem Leben der Menſchen ſo fremd wie dieſe Nacht — aber ich kenne alle ſeine Erbärmlichkeiten.

Nach und nach fielen Gedanken und Erinnerungen von ihm ab wie wertloſer Plunder.

Das Geſtern und Heute und Morgen rückte in unendliche Fernen. Es gab nichts mehr. Um ihn rauſchte die Unendlichkeit.

Wie war er aus dem Kloſter gekommen? Die Nacht umfing ihn wie eine Geliebte und er war ihrem ſchlagenden Herzen ganz nahe. Der Wind blies ihm ins Geſicht. Da wurde er leicht und friſch und rief: Bruder Wind, ſei gegrüßt.

Ein Freudentaumel ergriff ihn, daß er anfing zu laufen, zu laufen. Er ſtolperte, fiel ins kühle Gras und erhob ſich lachend — und lief jauchzend weiter — bis zur Zypreſſe über dem Abgrund. Und mit ausgebreiteten Armen, mit einem Jubelſchrei ſtürzte er ſich hinab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht rauſchte weiter, ewig jung über den Geſchicken der Menſchen.

Proletarierkind / von Ludwig Seifert.

Er hat keine roten Kinderwangen,
Sein Antlitz iſt ganz wie die graue Stadt,
Die großen Augen vorzeitig matt —
Er iſt noch niemals durch den Wald gegangen.

Sein Blick hat ganz die ſtumpfe Traurigkeit
Der Viertel, welche Blumen nie erhellen,
Durch die der Werke böſe Pfiffe gellen,
Wo ſich der Armen Elend heiſer ſchreit.

Und doch wie ſelbſt die große graue Stadt
Vor Sonnenuntergang nach kurzem Regen
Bisweilen goldnen Glanz auf allen Wegen
Wie leiſes Lächeln, wie ein Beten hat:

So kannſt bisweilen du ein Schimmern ſehn
Der großen matten Augen dieſes Knaben:
Da ahnſt du, daß die Gottes Liebe haben
Wie Frühlingsblumen, die im Felde ſtehn.

Der Sturz vom Himmel in der Dämmerung / von Karl Schoßleitner.

Noch waren alle Täler bis zur halben Bergeshöh'
Von ſammetblauer Dunkelheit umſchlungen,
Die tiefſten Ritzen und die ſchroffſten Klüfte
Erſchienen ausgeglichen und erfüllt
Mit leichten anſchmiegſamen Federdaunen
Gleich einem weichen Bette,
Darin ſich trefflich und geborgen ruht.

Erſt im Erwachen wälzte ſich das Land dem Morgen zu.
Wie ein verſchlafner, ungeſchlachter Rieſe,
Der ſeine Augen lange Zeit nicht öffnen kann. —
Ich ſelber war ſein jüngſtes Kind
Und trug ein Widerſpiel der Dämmerzeit
In meiner Seele —:

Mir waren alle Dinge noch verhüllt
Und ſchwer mit köſtlichen Verheißungen behangen,
Die wundervolle Früchte eines reifen Erntetages
In ſchwellender Gedrängtheit aneinanderreihten.
Doch nur zu bald verwirrten ſich
Die reichen Möglichkeiten
Und ſchwanden lautlos vor dem argen Feind: —

Der Morgen kam herauf in Erz gerüſtet
Und ſchnellte ſeine Todespfeile weit voraus;
Wie ein verruchter Jäger ſchoß er mir
Die Bäume meiner Sehnſucht kahl,
Darauf die Vögel meiner Träume ſangen,
Hob unerbittlich alle Schleier weg,
Daß jeder Abgrund auseinanderbrach,
So ſchaurig nackt und groß. —
Der ungewiſſe Dämmerſchein
War weit und breit verſcheucht,
Die hart umgrenzten Schatten fielen in
Das Land — und ſie bedrücken meine arme Seele . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Mich tötet dieſer Übergang!

Die Wurſtmaſchine / von Peter Scher.

Tutewich, ein emeritierter Fleiſchermeiſter in Sangerhauſen, pflegte in grauen Stunden die Summe ſeiner Daſeinserfahrungen in dieſen Satz zu formulieren: „Das Leben iſt eine Wurſtmaſchine.“

Frau Tutewich äußerte dann immer begütigend und von dem menſchlich ſchönen Drange bewegt, dem unheilvollen Peſſimismus des Gatten Einhalt zu gebieten: „Unſinn, Tutewich. — Du haſt immer an der Speckſeite des Lebens geſeſſen!“

Aber Tutewich ſchüttelte traurig abweiſend den Kopf. Er war ſeit der endgültigen Aufgabe des Geſchäfts ein anderer geworden. Anfangs hatte es ihm ſchön und erſtrebenswert geſchienen, als ein immer noch rüſtiger Mann in einer hübſchen kleinen Villa zu wohnen und ganz über ſeine Zeit zu verfügen. Aber es kam alles anders. Im erſten Vierteljahr nach dem großen Umſchwung ging es ja noch. Da las er am Vormittag die Zeitung von Anfang bis zu Ende durch, wobei er aus ſeiner ſchönen ſpannenlangen Meerſchaumſpitze rauchte. An den Nachmittagen aber beſchäftigten ihn die Angelegenheiten des Vereins ehemaligen 98er, zu deſſen Vorſtand ihn das Vertrauen ſeiner Mitbürger berufen hatte. Man ſah ihn auch mit auf den Rücken gelegten Händen durch die Straßen ſchreiten und unter ſcheuen Geberden ſein ehemaliges Geſchäft umkreiſen, das ein gewiſſer Schirdewahn übernommen hatte, über deſſen geſchäftliche Tüchtigkeit das Publikum noch etwas geteilter Meinung war.

Alles dieſes vollzog ſich mit einer Regelmäßigkeit, deren beſänftigender Wirkung auf die zum Grübleriſchen neigende Sinnesart ihres Gatten Frau Tutewich voll und ganz vertraute. Die gemütvolle und lebensluſtige Frau ſollte in dieſer Hoffnung leider enttäuſcht werden.

Eines Morgens — es war im vierten Monat nach der Aufgabe des Geſchäfts — kehrte Herr Tutewich von dem kleinen Gange, den er, einer alten Gewohnheit zufolge, ſchon mit dem früheſten zu unternehmen pflegte, mit betroffenem Antlitz zurück. Er

wollte sich schweigend, mit grämlicher Miene, an den Frühstückstisch setzen. Aber seine Gattin, von trüben Ahnungen erfüllt, legte ihre Rechte auf seine Schulter und sprach mit innigem Tone also zu ihm: „Herrjeh, Tutewich — wo sitzt's denn?"

Herr Tutewich würgte schweigend an seiner Semmel. Aber die besorgte Frau ließ nicht locker. Nachdem ihre Milde ihn nicht zum Sprechen gebracht, versuchte sie es mit einer eindringlichen, nahe an Schärfe grenzenden Tonart.

Da brach es grollend aus Tutewich hervor: „Das Leben ist" — er stutzte und vollendete nach einer kurzen Pause, wehmütig lächelnd: „. . . keine Wurstmaschine!"

„Oho", sagte Frau Tutewich, „steht es so? Dagegen muß gleich was getan werden. Du hast zu wenig Bewegung, das werden wir schon kriegen!"

Tutewich strich sich resigniert über den Magen und lächelte schmerzlich. Er benutzte zum ersten Mal die Meerschaumpfeife nicht.

Die nächsten Wochen gestalteten sich für den bedauernswerten Mann zu einem Martyrium. Frau Tutewich, deren angeborener Hang zur Beweglichkeit seit Monaten vergeblich nach Betätigung gelechzt hatte, komponierte vom Morgen bis zum Abend purgierende Getränke, deren Zubereitung ihr, als einer eifrigen Leserin der „Praktischen Hausfrau", kein Geheimnis war. Tutewich rang vergeblich die Hände, wenn er sie, milde Besorgnis auf der schweißbetupften Stirn, mit einem umfangreichen Gefäß auf sich zukommen sah.

„Na, nu is aber genug!" begehrte er nach dem zweiten Literglase in nervöser Wallung auf.

Frau Tutewich sah in mit ihren großen blauen Kuhaugen verwundert an.

„Tutewich?!" sagte sie. Und Tutewich trank, ruckweise mit weit vorstehenden Augen. Er schüttelte sich. In seinem starken Leibe bullerten die bitteren Tränke wie unterirdische Gewässer. Aber je mehr er von den heilkräftigen Mixturen mit entsagender Miene zu sich nahm, umso trostloser wurde sein Gesicht, wenn er am Morgen, von ergebnislosen Ausflügen zurückkehrend, am Frühstückstische Platz nahm.

Dumpfe Schwermut senkte sich auf Tutewichs Seele. Die Sonntagsplauderei seiner Zeitung, deren Witz in früheren Tagen seinem arglosen Gemüt stets ungeheure Heiterkeitsausbrüche abgenötigt hatte, entlockte ihm kaum noch ein resigniertes Lächeln. Hingegen begann die Leichtfertigkeit, die Schirdewahn dem Publikum gegenüber an den Tag legte, ihm schwere Sorge zu machen. Auch das Vorstandsamt bei den ehemaligen 98ern dünkte ihn eine von Tag zu Tag drückender werdende Last.

Frau Tutewich wußte sich bald keinen Rat mehr. Sie hatte im Verlauf eines Monats alle Rezepte, deren sie habhaft werden konnte, durchgeprobt. Nun versuchte sie es mit einem letzten verzweifelten Mittel. Sie kochte nach den Angaben einer befreundeten Apothekerswitwe einen Absud aus Rhabarber, Aloe, Tamarinde und Sennesblättern. Mit diesem Getränk, das einen verblüffenden Geruch verbreitete, nahte sie dem Gatten, als er in einer seiner schwärzesten Anwandlungen mit verstörtem Blick am Fenster saß. Der unselige Mann zuckte zusammen und streckte abwehrend beide Hände aus, indes ein ächzender Laut seiner Kehle entfuhr.

„Anna!“ schrie er auf. Aber Frau Tutewich, obgleich vom Klang dieser Stimme im Innersten getroffen, blieb standhaft.

Tutewich griff mit einem beschwörenden Blick nach dem Gefäß, umklammerte mit der anderen Hand die Stuhllehne und trank.

Frau Tutewich sah mit Genugtuung, wie sich der Strom der braunen Flüssigkeit in seinen Mund ergoß. In ihren Augen, die sie, vom Gatten abgewandt, zum Himmel richtete, lag die letzte Inbrunst einer bekümmerten Frauenseele.

Nach einer Weile hielt der Mann mit abwesendem Blick den Topf mit der Öffnung nach unten. Kein Tropfen fiel heraus.

Tutewich sank ächzend, beide Hände auf den Magen gepreßt, in den Stuhl zurück. Keines sprach ein Wort. Frau Tutewich ging schleppenden Schritts auf den Korridor, nahm einen Schlüssel vom Haken und drückte ihn dem Gatten in die Hand: „Ich warte!“

Eine Träne fiel auf den Schlüssel.

Als Frau Tutewich eine Stunde später die Tür zum Zimmer ihres Mannes öffnete, fuhr sie mit einem Schrei zurück. Er saß, noch immer beide Hände auf dem Bauch, im Lehnstuhl, wackelte mit dem Kopf immer hin und her und — weinte.

Da konnte sie nicht mehr an sich halten. Sie zog sich an und rannte zum Arzt. —

Der Doktor schüttelte den Kopf, als er Tutewich in dieser hilflosen Verfassung erblickte. Er sah sich, während er ihm den Puls fühlte, im Zimmer um und erkannte, daß dieser Mann zu viel von dem besaß, was ihm mangelte. Er beschloß, dem Mangel abzuhelfen.

„Nun, nun, Herr Tutewich," sprach er mit milder Stimme, „der Fall ist schlimm, aber nicht hoffnungslos — durchaus nicht hoffnungslos!"

Tutewich ächzte dankbar.

Der Doktor verbreitete sich nun näher über das Übel. Er sah ein, daß eine eingehende Erörterung des Themas dringend nötig war. Sein eiferndes Antlitz glühte, als er seine Darlegungen folgendermaßen schloß: „Denken Sie sich, Herr Tutewich, einen Religionsstifter, der im Augenblicke, wo er sich anschickt, eine Religion der Lebensbejahung zu gründen, von diesem Übel befallen wird! Was wird die Folge sein? Er wird — ich nehme das zu Gunsten seiner starken Persönlichkeit an — zwar nicht von dem Plane überhaupt Abstand nehmen, aber —" die Augen des Doktors funkelten vor Befriedigung — „er wird eine Religion der Asceſe, der Abtötung des Fleisches, kurz: der Lebensverneinung gründen. Da haben Sie es!"

Tutewich nickte krampfhaft und griff sich an den Kopf. Die Ausführungen des Doktors befremdeten ihn eigentlich etwas; hinwiederum schienen sie durch den bestimmten Ton des Vortrags besänftigend auf ihn einzuwirken. —

Der Doktor kam nun täglich und sprach oft stundenlang mit Tutewich. Es hatte anfangs auch den Anschein, als ob seine Bemühungen um den Leidenden zum endlichen Erfolge gedeihen würden. Aber es schien nur so. Tutewich nahm sich zusammen, so lange der Arzt bei ihm war. Hernach war er wieder der Alte.

Eines Tages kam ihm das Gerücht zu Ohren, daß es mit Schirdewahn brenzlig stünde. Das traf ihn ins Herz. Er ging tagelang umher und jammerte: „Die Schande! Die Schande! Das gute alte Geschäft!"

Ein andermal stellte es sich heraus, daß unter den ehemaligen 98ern ein heimlicher Sozialdemokrat sein Unwesen trieb. Das warf Tutewich, den Vorstand, fast zu Boden.

Seine Frau war von allen diesen Schlägen so mitgenommen, daß sie jeglichen Antrieb verlor, irgendwie helfend einzugreifen. Sie ging nun fast täglich zu ihren Freundinnen, die sie bei Kaffee und Kuchen über ihr Unglück zu trösten versuchten. Alles das wirkte zusammen, um die Ereignisse zu jenem Höhepunkt zu treiben, von dem hier nun berichtet werden muß.

Es war am 23. Oktober, an Frau Tutewichs 47. Geburtstag. Die arme Frau hatte sich umso mehr auf diesen Tag gefreut, als sie von ihm eine, wenn auch nur flüchtige, Änderung im Wesen ihres Gatten erhoffte. Aber sie hatte sich bitter getäuscht. Tutewich weckte sie nicht — wie früher — mit einem zärtlichen Kuß aus dem Schlummer. Auch keine Blume, nicht das kleinste Geschenk bewies, daß er sich ihres Ehrentages erinnert hatte. Dafür kam er am frühen Morgen, nachdem er die Post durchgesehen hatte, mit schreckverzerrtem Gesicht laut schreiend in ihr Schlafzimmer gestürzt.

„Hilfe! Hilfe — er ist wahnsinnig geworden!" kreischte sie.

Und Tutewich heulte: „Da hast du's — Schirdewahn ist bankrott! Der Lump! Die Schande! Das gute alte Geschäft!"

Da riß ihr Geduldsfaden endlich. Sie schrie, ganz rot vor Wut: „Du Hanswurst — ist das dein Geburtstagswunsch! Mach, daß du rauskommst! Und koch dir dein Fressen selber, — ich geh meiner Wege! Da hört sich doch alles auf!"

Er raste aus dem Zimmer, Frau Tutewich aber kleidete sich im höchsten Zorn an und verließ in stürmischer Bewegung das Haus.

Nun war Tutewich allein. Er schien sich wenig daraus zu machen, daß seine Frau ihn verlassen hatte. Er lachte sogar mehrmals hellauf. Mit dem Schirdewahnschen Brief in der Hand raste

er durch alle Zimmer, sauste die Treppe hinauf in die erste Etage. Oben sah er die Leiter und kletterte auf den Boden. Er fuhr suchend in alle Ecken, tobte, rollte mit den Augen, stürmte den Weg zurück und kam schließlich in die Küche. Er erwischte eine Lampe, zündete sie an und eilte weiter — in den Keller.

Der erste Verschlag war bis oben mit Kohlen gefüllt; im zweiten blieb er schnaufend stehen. Seine Lippen bewegten sich immerzu. Er blinzelte mit den Augen und versuchte, sich in der Dämmerung zu orientieren. Beim Vorwärtsgehen stolperte er über einen Haufen Kohlrüben. Und plötzlich fuhr er zusammen. Aus dem Hintergrunde glotzte wie ein schwarzes Untier ein plumpes Gestell. Tutewich hielt die Lampe höher. Nun erkannte er es. Er brüllte vor Freude hell auf.

Es war die alte Wurstmaschine, über die Schirdewahn, dieser neumodische Affe, sich lustig gemacht hatte. Na, der war ja weit gekommen mit seiner Firlefanzerei!

Tutewich stolperte näher. Inmitten eines Haufens riesiger Kohlrüben ragte ein mächtiger Holzklotz. Über dem Klotz, schräg hochgehalten durch einen Strick, stand das ungeheure Wiegemesser.

Tutewich wippte, als er dieses plumpe und drohende Ding in seinem ganzen Umfange übersah, wie ein vergnügter Junge auf den Fußspitzen. Er wackelte immer heftiger mit dem Kopfe und stieß merkwürdig gluckende Schreie aus. Und mit einem Male kniete er nieder und legte den Kopf auf den Klotz. Er wendete das Gesicht nach oben und sah nun die Schneide des Messers genau über sich blitzen. So verblieb er einige Sekunden. Seine Finger begannen leise zu zittern; die Zähne klappten aufeinander. Er wollte den Kopf vorsichtig zurückziehen, aber er konnte es nicht. Tausend Dinge schossen ihm durchs Gehirn. Seine Frau, die ehemaligen 98er, eine noch nicht bezahlte Schneiderrechnung und — und — Schirdewahn! Er kreischte laut, fuhr mit der Hand in die Tasche, riß das Messer auf und schnitt, während seine hervorgequollenen Augen zur Seite stierten, mit einem kräftigen Ruck den Strick durch.

Das Messer sauste nieder. Die Lampe verlosch. —

Gegen Abend kam Frau Tutewich, von Gewissensbedenken ge-

quält, nach Hauſe. Als ſie Tutewich nirgends fand, freute ſie ſich.

„Gott ſei Dank, daß er endlich mal ausgegangen iſt!“ ſagte ſie, und ſie dachte: ein Stündchen hätte ich unter dieſen Umſtänden ſchon noch bleiben können!

Mit frohen Gedanken ging ſie in die Küche und überlegte, was es zum nächſten Mittag geben ſollte. Sie dachte: Kohlrüben haben wir lange nicht gehabt!

Sie nahm einen Korb, ſtieg in den Keller und erraffte in der Finſternis etliche der ſtattlichſten Rüben.

Als ſie wieder in der Küche war und den Korb bei Lichte beſah, ſtieß ſie einen gräßlichen Schrei aus und fiel in Ohnmacht.

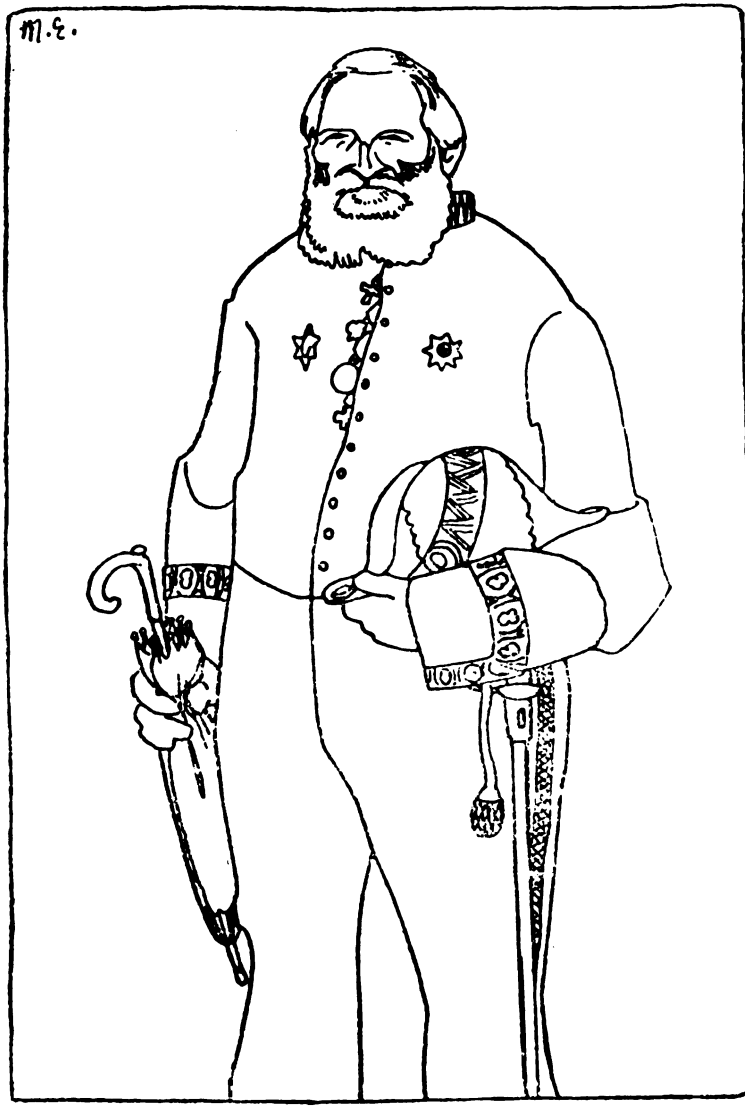
Denn obenauf lag, heftig grinſend, Tutewichs Kopf.

Urſprung / von Arthur von Wallpach.

Eisödnis iſt mir Heim, läßt mich beim Rauſchen
Der Welle, die dem Gletſchertor entſpringt,
Der lauten Rede meines Herzens lauſchen,
Die zu den Sternen dringt, zu Gott ſich ſchwingt.

Wie aus erſtarrten Rieſenblöcken ſauſend,
Dem Nebelland des Tods, das Leben bricht,
Der Schranken ſpottend, alles überbrauſend
Verſtröme mein Gedicht im Firnenlicht!

(gez. von Max v. Eſterle.)



Prof. Franz von Defregger.

Kunst in Klausen.

Die Referate der Tagesblätter haben über diesen Ausstellungsversuch schon alles gebracht, was sich beschreibend sagen läßt. Wer die Aussteller sind und ob ihre Schöpfungen als gut oder schlecht anzusprechen sind, dünkt mich aber weit unwichtiger als die Tatsache, daß die bedeutenderen Künstler nur mit belanglosen Werken oder gar nicht vertreten sind, und daß einzelne hervorragende Stücke nur durch günstigen Zufall der Ausstellung angegliedert werden konnten. Die Erklärung findet man unschwer im mangelnden Interesse der Künstler, die an ausgezeichnet organisierten und im Niveau hochstehenden Ausstellungsmöglichkeiten keine Not leiden, und die gegen kleinere von Laien arrangierte oder stark beeinflußte Unternehmungen gerechtes Mißtrauen empfinden.

Eine Kunstausstellung beabsichtigt, in den meisten Fällen eine Verkaufsgelegenheit, seltener die repräsentative Schau einer Gruppe oder eines Landes, manchmal nur eine Nummer eines größeren Fremdenindustrieprogrammes zu bilden. Die Beteiligung der Künstler richtet sich ganz nach dem Zwecke. Verkaufen will jeder, zu Repräsentationszwecken wird er sein Bestes beitragen, ohne Rücksicht auf Verkäuflichkeit, aus Patriotismus, Ehrgeiz oder sonstigen ähnlichen Motiven. Fremdenverkehrsinteressen zu dienen wird ihm am wenigsten liegen, und wenn er sich dazu herbeiläßt, wird er es aus sekundären Gründen tun und auch nur das „Gloapete" einsenden. Am günstigsten wird sich also eine repräsentative Idee ausführen lassen.

Das haben die Veranstalter der „Kunst in Klausen" ganz richtig geahnt und deshalb legten sie dieser Ausstellung den Plan zu Grunde, einmal alle Künstler, die in Klausen arbeiteten, zu einer vereinten Heerschau zu veranlassen. Sie vereinigten dadurch die Interessen des Fremdenverkehrs, indem sie das Sommerrepertoir bereicherten, mit den ehrenvollen Interessen der Künstler, die aus Klausen ein Malerstädtchen mit rühmlicher und ergötzlicher Historie, mit weinseligem und ulkigem Milieu gemacht haben und ihm ihre Anhänglichkeit gerne bezeugen. Eine strenge Jury war da nicht am Platze. Was eingesendet wurde, war willkommen. Die Verantwortung für die Güte der einzelnen Werke blieb den Einsendern. Es war eine glückliche Improvisation, und die Unkenntnis der Schwierigkeiten verlieh allen Mitwirkenden den nötigen Elan.

Diese Idee des vorigen Jahres ist heuer unglücklicherweise vom Ehrgeiz gekreuzt worden, eine nicht nur originelle, sondern auch gute

Ausstellung zustande zu bringen. Es wurde eine große Zahl von Künstlern eingeladen, die keine Beziehungen zu Klausen haben, die aber gern überall dabei sind oder die der und jener im Vorjahre vermißte. Da der Raum zu klein ist, mußte ausgewählt und eine Jury aufgestellt werden. So kam eine Zwiespältigkeit in die Absichten, welche früher oder später die „Kunst in Klausen" in Mißkredit bringen muß. Wenn man eine „gute" Ausstellung zusammenbringen will, muß man von allen anderen Nebenzwecken absehen, man muß eine Jury aufstellen, die nur aus Künstlern besteht, muß dieser volle Freiheit einräumen und ihr auch das Hängen überlassen, und muß ganz davon absehen, daß Zurückgewiesene eventuell beleidigt sein und Klausen verfluchen könnten. Das Zwitterding, das heuer geschaffen wurde, wirkt nach zwei Seiten zugleich peinlich. Zuerst wurde juriert und gehängt und mancher „Klausener" gekränkt, dann, als die Jury verabschiedet war, wurden nachträglich Kunstwerke eingereiht, um Kränkungen zu vermeiden. Man verlangte künstlerische Sichtung und wollte doch nicht ganz. Das Ergebnis ist ein Mischmasch und ganz gerechte Entrüstung. Und es liegt die Gefahr vor, daß sowohl zurückgewiesene Stammgäste als auch Künstler „die es nicht nötig haben" Klausen von nun ab meiden.

Da kann nur Eines helfen: Rückkehr zum allein richtigen Ausgangspunkt. Man scheide ehrlich den überflüssigen Ehrgeiz, in Klausen eine Art Landesausstellung zustandezubringen, von den wirklichen Motiven, den Fremdenverkehrsinteressen. Wenn man ein übriges tun will, so liegt ein breites Feld der Betätigung vor den Veranstaltern: das lokale Kunstgewerbe. Da sind Schätze zu holen, die Fremden neu und auch den Einheimischen noch interessant genug sind. Das wird anziehen und Absatz finden. Mit halb guten, halb schlechten, halb ambitiösen, halb geschmacklosen Ausstellungen kann man sich keine Lorbeern holen, sondern nur die Mißstimmung der Aussteller und das Achselzucken des Publikums. Vinzenz Penn.

Innsbrucker Kunstschau VI.

Erna Unterberger: Schneelandschaft. Zur Zeit kann man noch nicht sehen, ob es das übliche Farbenklimpern der höheren Tochter, ob es Schmückedeinheimarbeit oder der Anfängerversuch einer edlen Seele ist. Es läßt sich nur konstatieren, daß der Sauerteig, wenn er da ist, noch nicht recht aufgehn will.

O. Hainmüller: Landschaft. Zu wenig Licht und zu wenig Geschlossenheit. Die Pastelltechnik ist sympathisch ausgenützt und spricht für feineres Bedürfnis.

Ernst Lösch: Bleistiftzeichnung. Eine wahre Reklamezeichnung für Hardtmuth oder Faber. Denn es überrascht, wie viel mit dem einfachen Material erreicht ist. Sogar eine gewisse Farbigkeit. Im übrigen ist sie ein wenig zu sehr Tatbestandsaufnahme, von einer Gewissenhaftigkeit und Sauberkeit, die unmodern ist, aber stets Liebhaber finden wird. In der Wahl des Ausschnittes und der Lichtabstimmung steckt die künstlerische Leistung, genau so wie in einer künstlerischen Photographie; nur bietet diese noch mehr Schwierigkeiten.

Andrä Einberger: Studienkopf. Einberger hat eine mühsame Entwicklung hinter sich. Möglich, daß er zeitweilig unter ein Schlagwort geriet, das ihn zerquetschte. Vielleicht war es das berühmte Wort Andreas Hofer's (oder war es von Alb. Plattner? Man verwechselt beide so leicht —): „Mir Tiroller sein koane Farbler nit." Oder sonst eine unserer tiefen Stammtischweisheiten. Jedenfalls wurde er von einer Hemmung befallen, die ihn hinderte, sich selbst zu bejahen. Noch heute fragen die Fleischtöne seines Studienkopfes „ists jetzt recht?" Es ist aber noch nicht recht. Wirklich unmittelbar gesehen und gemalt sind nur die hellen Partien des Bildes, insbesondere die Primel auf dem Hut. Da richtet sich Einberger plötzlich als Lichtmaler auf. Im Hellen sieht er Feinheiten, die ihm und uns warm machen. Schade, daß er den alten Götzen der tirolischen Düsterkeit nicht ganz hinauswirft.

A. Nikodem: Landschaften, Blumenstück. Sehr ernst gemalt. In dem dunklen, etwas uncharakteristischen Bild der abendlich besonnten Häuser ist manches aufs andächtigste empfunden und aufs beste geraten; nur der dunkelgrüne Vordergrund zu grundlos und luftleer, das Ganze vielleicht allzusehr auf Gegensätze bedacht. Das sehr charakteristische Bodenseebild wirkt etwas flach, weil die Vordergrundwellen zu viel Draufsicht haben und die Häuserreihe des Mittelgrundes zu bestimmt in den Helligkeiten schwimmt und nach vorne drängt. Das Blumenstück ist nur technisch sehr lustig. Benedikt.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 8·—).
Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.
Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten n den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 4.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall III / Arthur von Wallpach: Verona / Hans Kiene: Spätsaat / Bernhard Jülg: Sommerabend / Hugo Neugebauer: Huldigung / Karl Röck: König Ödipus im Zirkus / Walther Lutz: Exl in Wien. — Karikaturenfolge 28: Max von Esterle: Prof. Baron Myrbach.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Juli 1911. Heft 4.

Verfall / von Carl Dallago.

III. (Fortſetzung)

Auch der Moralismus gehört zum Verfall unſrer Zeit. Er bedrängt mehr als jede andre Macht die Menſchennatur, er vermehrt und feſtigt das Ausgeſetztſein von Kunſt und Künſtler, — er iſt der größte Gegenſatz zu ihnen. Er iſt die Fleiſch gewordene Berechnung — das Intellekt gewordene Fleiſch und in ſolcher Eigenſchaft die Verkörperung der Unwahrhaftigkeit. Er bedeutet: ein Zurückdrängen des Lebens — eine Gegnerſchaft des Lebens, denn das Leben als ſolches iſt Wahrhaftigkeit. Alles Leben iſt zugleich Natur, und der Künſtler, als Interpret der Natur, auch Darſteller des Lebens. Die Wahrhaftigkeit iſt demnach Grundbedingung des Künſtlers. Es ergibt: Kunſt iſt Sittlichkeit als Ausfluß der Wahrhaftigkeit — als Ausdruck der inneren Weſenheit — als Bekenntnis zu ſich. So genommen: wie unſittlich wird doch alle Sitte, wie verfallen alle Moral und Satzung, die von außen her ein inneres Verhalten diktieren will! Wie wahr und willig den Geboten des Lebens — den Geboten der Natur iſt dagegen einzig der Künſtler — der Immoraliſt! — Aus ſolcher Erwägung heraus verabſcheue ich den landläufigen Begriff Sittlichkeit; er hat immer noch zu allem Unſittlichen geführt.

Wenn ich mich nun in der Zeit umſehe nach den Hütern der Kunſt — nach ihren Anwälten und Anwärtern, nach Kräften, die der Kunſt dienen und dem Volke Wege und Eingang zu ihr verſchaffen wollen, finde ich ſolche Kräfte, falls ſie nicht dem Journa-

lismus — dem Nationalismus — dem Sozialismus verfallen sind, umsomehr in den Banden der Moral. Die Kunst als Hebung der Moral — als sittlichen Idealismus und sich so hineinbreitend in Geschmack und Bequemlichkeit — in die Tätigkeiten der Menschen: dies Programm ungefähr nehme ich heute wahr an Ferdinand Avenarius, dem deutschen „Kunstwart."

Er mag Ausnahmen machen geglückter Form zuliebe; er gibt auch an, Kunst als Ausdruck der inneren Wahrhaftigkeit zu nehmen; er strebt emsig nach „Ausdruckskultur"; — aber es ist eigentümlich: wenn diese Wahrhaftigkeit „unmoralisch" ist, findet sie bei ihm keine Gnade und keine Aufnahme. So bin ich gegen ihn mißtrauisch geworden. Ich fühle ihn als einen, der Nietzsche meiden möchte — der dessen Größe für schädlich hält — der dessen abgründiger Wahrhaftigkeit beflissentlich aus dem Wege geht. Und mit ihm ein Anhang, der schon mehr einer Menge gleichsieht.

Ich finde Avenarius überhaupt als einen allzu gesitteten Liebhaber der Wahrhaftigkeit; er erschrickt förmlich, wenn diese sich vor ihm entblößt und auszieht oder gar sich ihm ganz auftun will. Er ist gewiß kein großer Lyriker; der Rahmen seiner Kunstauffassung sperrt das hinaus, was den Lyriker erst groß macht. In sein „Hausbuch" soll Richard Dehmel schwer Einlaß gefunden haben, auch Detlev von Liliencron hatte es nicht leicht, — leicht müssen einige Lyriker hineingegangen sein, die sich weit eher geckenhaft als bedeutend ausnehmen. Ich liebe ein Gedicht von ihm — nicht hervorragend in der Form, aber anziehenden Inhalts —, ein Gedicht, das den Heroismus eines Knaben feiert. Ich wundre mich umsomehr, daß ihm jedes Verständnis abgeht für den Heroismus des Immoralisten.

Hier setzt meine Verdächtigung gegen ihn, der einst mein Zutrauen hatte, ein: Ob er Spitteler nicht erst seine ganze Huld schenkte, nachdem er dessen „Essays" kannte? Und diesen Essays erst, nachdem er die darin enthaltenen Stellen kannte, die der Moral das Wort zu reden scheinen? — Ich habe keine Beweise dafür; der Gedanke kam plötzlich in mir auf zugleich mit der Witterung, die eine Geschmacklosigkeit und ein Unrecht unsrer Zeit, die Ausspielung Spitteler's

gegen Nietzſche, dieſer Kunſtrichtung zur Laſt legte. Mir ſchien es nämlich: daß aus der Machtſphäre des „Kunſtwarts“ und des „Dürerbunds“ dieſe Ausſpielung auf die Schule überging, ſodaß heute bereits grüne Jungens ſich damit brüſten dürfen, die gewiß weder für Nietzſche noch für Spitteler ein Maß in ſich aufbringen. Das entfernt einem das deutſche Kunſtwarttum; ſeine Wirkungsart hat zu häuslichen Beigeſchmack. Man ſucht nicht mehr Kunſt und Künſtler als ſolche in ſeinen Hausbüchern; man verſteht auch, daß manches des Beſten und Eigenſten in ſie nicht hineingeht. Die Begriffe Kunſt und Künſtler ſind bereits zu ſehr für das behagliche deutſche Heim und Haus umgeſtaltet und bieten ſo keine Zufluchtsſtätte mehr einem Menſchentum, dem nur das Daſein Haus und Heim iſt. —

Von den moraliſierenden Stellen in den Eſſays Spitteler's — nicht von den Eſſays — denke ich: es kann ſich ein Großer ſeines Schlages kleine Augenblicke gönnen. Es iſt, als wollte ein Reicher zeigen, daß er auch die Bagatelle nicht verachtet. Das Überragende an Spitteler bleibt der epiſche Dichter und nicht der Eſſayiſt; und das Überragende in den Eſſays iſt die Urſprünglichkeit und Bündigkeit der Wortführung und ihr ſieghafter Grundton, der ſie für „Lachende Wahrheiten“ und „zum Trutz“ hinauswirft. Wer wollte da rechten mit den behaglichen Fältchen in den großen Zügen! Sie bilden nicht die Phyſiognomie der Größe, aber ſie verunzieren ſie auch nicht, ſie gehen mit als nahezu belanglos. So: „Die Don Juan-Idee“, „Speck“, die Worte des „Iragoras“ über Sittlichkeit und vielleicht noch einiges Anderes.

Ich vermöchte mir nämlich zu denken, daß — zwar nicht die Don Juan-Idee, aber das Don Juan-Motiv — Großes in ſich trüge: das große Suchen des Mannestums nach dem Fehlenden ſeiner Natur. Es ergäbe vielleicht auf dem Wege ein Auskoſten der Weiblichkeit von Mädchen zu Mädchen, ähnlich und elementariſch wie bei den Bienen das Auskoſten des Honigs von Blume zu Blume. — Dann wäre es mir keine Frage, daß die Natürlichkeit des Inſtinkts höher ſtände als die Sittlichkeit des Intellekts. Es brächte einem auch an „Kinderſpeck“, „Säuglingsſpeck“ noch Freude ein, und wäre

es nur, weil man sich vorstellt, wie an solchem Anblick der Ammeninstinkt zu seinem Wohlgefallen käme. Das sei neben die Äußerungen Spittelers gestellt und nicht dagegen; es wäre wohl auch grundlos.

Nur den Worten des Ixagoras halte ich entgegen: Ich sehe unsre „Sittlichkeit" wirklich vielfach für eine Schande an. Ich finde Unflätigstes erlaubt und Natürliches nicht erlaubt. Ich sehe manches als Laster verrufen, was kein Laster ist — und wirkliche Laster ungescheut sich breit machen. Ich sehe natürliche Presthaftigkeiten mit Zuchthaus bestraft und unsittliche Handlungen unbestraft. So dokumentiert mir, im Zuchthaus gesessen zu sein, noch durchaus nicht eine Unanständigkeit — und im Zuchthaus nicht gesessen zu sein, noch nicht eine Anständigkeit. Unsere Satzung ergibt mir kein Wertmaß für sittliches Tun — vielleicht keine Satzung. In der Satzung herrscht die Moral der Menge, sie bedeutet mir noch lange nicht Moral — sie bedeutet mir eher Verfall für den Menschen.

Das alles richtet sich nicht gegen den Geist Spittelers, höchstens vielleicht gegen oberflächliche Zugeständnisse, die dieser große Künstlermensch dem Bestehenden einräumte. Das Kritikübende scheint seiner Natur weniger zu liegen und erlangt nicht die Bedeutung wie bei Nietzsche, der als Kritiker schöpferischer Künstler ist. Große Gestalter von dem seltnen Range Spittelers haben im rein kritischen Schrifttum nie ihre Stärke. Ihr Schaffen begeht andre Wege und andre Ziele. So sind sich Nietzsche und Spitteler auch niemals Nebenbuhler und niemals Gegensätze. Sie sind sich durch Größe vertraut im Grunde; dabei jeder seinem eigenen Stern folgend zu seiner Berufung. Sie berühren sich kaum auf ihren Wegen, so verschieden ist ihr Schaffen. Bei Nietzsche: ein schöpferisches Erschließen seines Menschentums; es wird ein Erschließen der Menschennatur als solcher — ein Wegräumen aller Hindernisse für solches Erschließen. Bei Spitteler: ein großes dichterisches Gestalten des vorhandenen Menschentums. Dies die abschließende Tat eines epischen Künstlers; jenes die Raum schaffende und vorbereitende Tat eines lyrischen Sehers und Kämpfers, die noch kommenden Menschen und Künstlern reiches Erbteil wird.

Ich sehe hier wieder, wie unmoralisch der Moralismus ist, der

Spitteler gegen Nietzſche ausſpielen und hetzen möchte. Es liegen ihm gewiß üble Abſichten zugrunde — Abſichten einer Menge. Es iſt ein Tun der Berechnung — des ſpekulativen Intellekts — ein Tun des deutſchen Verfalls. Der legt ſeine Hände an die Kunſt und begehrt von ihr Moral. Kunſt und Künſtler, wo ſie rein ſind, aber kennen die Moral nicht; ſie ſind ihrem Weſen nach dafür zu lauter — zu wahrhaft. Auch Spitteler kennt als Künſtler dieſe Moral nicht; in ſeinem „Olympiſchen Frühling" finden ſich hundert Belege dafür. Und am erhabenſten wirkt auf mich der Abſchluß ſeiner gewaltigen Dichtung, wo Herakles ausruft:

„Hie Waſſerdonnertanz, umrauſcht von Adlerflug!
Mut ſei mein Wahlſpruch bis zum letzten Atemzug!
Mein Herz heißt: dennoch! Herakles bedarf nicht Dank:
Auch mit verhärmten Wangen geht ſich's ohne Wank.
Genug, daß über meinem Blick der Himmel ſteht;
Getroſt, daß eines Gottes Odem mich umweht.
Und wenn im Spiegel Torheit mich und Schwächen grüßen,
Ich nehm's in Kauf: was tut's? Man wird es eben büßen . . .

Ich höre hier prachtvoll gefeiert den Heroismus des Immoraliſten.

IV.

Eine Idee iſt eine totgeborene Blüte, ſie iſt keines Kampfes wert. Wo ſie nicht totgeboren iſt, bedeutet ſie *mehr* als Idee — wird ſie Menſchentum. Dies trägt allen Kampf und Unterliegen oder Sieg in ſich. Von ſeiner Beſchaffenheit iſt alles abhängig: je mehr bedroht und ausgeſetzt, umſo mehr findet es Raum und Gelegenheit ſeine Überlegenheit und Stärke darzutun. Die Idee wirbt, agitiert; das Menſchentum bewirkt, zieht an und verführt zu ſich; es iſt wie das Leben ſelber — wie Liebe und Luſt. Die Idee dagegen iſt wie ein Totes — wie eine Ware, die man anpreiſen muß, um Abſatz — um Anhängerſchaft zu finden. Dort das Leitende: Die Ausſicht auf Gewinn durch vielen Abſatz — durch große Anhängerſchaft; — hier der einzige Gewinn: ſich leben und ſich abgeben können — ſich als Gebender — als Schenkender, oft freilich als Schenkender größten Stils, als die Beſchenkten Beherrſchendes, anzubringen. Hier Leben

— Mensch — Künstler; dort alles Wissenschaftliche, das heute lärmender und anmaßender als je tut.

Zwar wo Wissenschaft noch nicht spekulative Idee ist — wo sie noch nicht in Verfall geraten, tut sie nicht anmaßend. Dort lebt sie noch heute zurückgezogen für sich als eine Art Menschentum, das als Neugierde und Begierde, in Verhangenheiten des Lebens einzudringen, sein marktfernes Leben führt. Wenn es ihr auch nicht glückt, das Dasein aufzudecken, — wenn auch niemals für eine Daseinslösung Maßgebendes von ihr erbracht wird, so bleibt ihr doch der stille Heroismus des beharrlichen Eifers und Hoffens. Es macht ihr Glück aus und ihre einzige Erhabenheit. Denn Wissenschaft an sich ist nicht erhaben; sie macht auch nicht erhaben, sie nimmt den Dingen vielmehr ihre Erhabenheit. Das Erhabene ist immer das Unlösbare — das Unerforschbare an den Dingen. Zu dem darf sich die Wissenschaft nicht bekennen. Sollte dies — ihre Tragik — am Ende noch erhaben zu nennen sein? —

Was heute als Wissenschaft überall frech und lärmend umgeht, sodaß unsre Zeit als ein wissenschaftliches Zeitalter sich aufspielen möchte, dünkt mich Verfall der Wissenschaft. Unsere Zeit ist nicht wissenschaftlicher — aber die Wissenschaft ist zeitlicher geworden. Zeitlicher in jedem üblen Sinn: intellektischer — ideenhafter — sozialer, auch moralischer und nationaler, vor allem aber journalistischer und gemeinverständlicher; es besagt: gemein genug, um von jedem Bildungspöbel verstanden zu werden. Auch zeitlicher in der Dauer: man wechselt Errungenschaften bereits von heute auf morgen aus. Schon gibt sich die Wissenschaft her zur Stillung der Schachergier der Presse und erlangt dafür die Popularität.

Hier setzt mein Ekel ein. Freilich nur der Ekel der geringen Stunden, in den besseren geht mein Schauen nach Anderem. Aber ich sehe: die Wissenschaft ist geil und lüstern geworden; ihr wässert der Mund nach Popularität. Da leistet ihr die Presse Zuhälterdienste. Und die Früchte davon: daß sich schon Greißlergehilfen mit wissenschaftlicher Weltanschauung brüsten. Der Verfall ist damit nicht zuende; er überbietet sich selber noch, indem er sich das Geschaffene zum Verdienst

und zur Zierde anrechnet und Gott weiß noch was für Entwicklungshöhe darin sieht.

* * *

„Über die Wissenschaft" heißt eine Schrift Tolstoi's, die Doktor Eugen Heinrich Schmitt herausgegeben hat. Der Herausgeber, „der beste Kenner der Gedankenwelt Tolstoi's" genannt, will Tolstoi verteidigen und versteht ihn nicht in entscheidenden Punkten; er will die Wissenschaft verteidigen und sagt ihr Schönes nach, das nicht zutrifft. Kennen ist noch nicht Erkennen. Was Tolstoi über die Wissenschaft sagt — soweit ich es der Schrift entnehme — liegt seinem Menschentum der späteren Zeit völlig harmonisch — ist klar und wuchtig und gerechtfertigt in seinem Verdammungsurteil. Es hört sich übrigens genau, was er mit Wissenschaft meint, wenn er auf die Einrichtung der Gesellschaft hinweisend sagt: „dasselbe eigentümliche, falsche, schlecht angebrachte und oft auch schädliche Wissen — —, welches jetzt unter dem Namen der Wissenschaft verkündigt wird." Er sieht eben auch in dem, wie sich die heutige Wissenschaft gebärdet, Verfall — und wo er gegen die Wissenschaft an sich loszieht, gehört es zu seiner Natur als ein Gewachsenes. Es ist also niemals ein „Dilettantisches und direkt Falsches", wie Dr. Eugen Heinrich Schmitt meint; viel eher halte ich alles Spekulativ-Wissenschaftliche für dilettantisch und direkt falsch, weil es der Menschennatur von außen her aufgebunden wird und nie die Sicherung eines Verwachsenseins mit ihr erreicht.

Will man Tolstoi's anklagenden Ausführungen entgegentreten, muß man ihn an seinem Menschentum fassen, dem alles bereits anhaftet, was in diesen Anklagen als unzutreffend und unzureichend erscheint. Tolstoi bleibt immer ein bedeutender Mensch, was ein „Wissenschaftler" selten genug ist. Er hat seine große Menschlichkeit auch in seinem Kunstschaffen untergebracht. Nach und nach aber ist er mehr ein winterlicher Mensch geworden, an dem ein herrliches Sinnenleben einging; er hatte vielleicht einen zu stürmischen und zu herrisch sich auslassenden Frühling. So ward er früh wie ein Baum im Winter, der Seele nach. Sein Leben und Lehren ward winterlich. Es

iſt ſeine Einſeitigkeit — ſeine Schwäche — ſein Mangel. Er vergaß ſchon faſt auf das Große des Lebens. So mag auch dieſes Einſeitige — dies Winterlich-Menſchliche zuweilen die Führung ſeiner Darlegungen übernommen haben, die die Wiſſenſchaft verurteilen. Eine Verurteilung jedoch — und noch die härtere muß dem heutigen Wiſſenſchafts-Gebahren zuteil werden von allem Frühlingshaft-Menſchlichen.

Wo ſtand je ein Menſch — ein Volk im Frühling, — wo war je ein aufſteigendes Leben, das ſich dem Wiſſenſchaftlichen völlig auslieferte — das ſich von der Wiſſenſchaft ſeine Erfüllung erhoffte — und erſt von dem, was ſich heute für Wiſſenſchaft ausgibt? — Ein derartiges Sich-erhoffen und Sich-ausliefern wäre vielleicht das größte Verfallsſymptom einer Zeit. Und wenn unſre Zeit und unſer Volk das führende Hervortreten des Wiſſenſchaftlichen auf allen Lebensgebieten auslöſen, ſo tragen Zeit und Volk eben dieſe Symptome in ſich. Das mag ſich noch ſteigern können, bis zum völligen Einmünden alles Menſchlichen — alles Natürlichen ins Wiſſenſchaftliche. Wo das möglich iſt, bedeutet es ein Abſperren — ein Hinausſperren der Menſchennatur und damit die größte Gewalttat gegen die Kräftefreiheit des Lebens. — Aber vergewaltigt man da noch Freiheit, wo die Kräfte bereits verfielen? —

Es berührt mich ergreifend, wie der greiſe Tolſtoi, der längſt einen mächtigen und fruchtbaren Teil ſeiner Sinne begrub, noch ſoviel Kraft fand, ſich der unwiſſenſchaftlichen, für die Menſchennatur bedrohlichen Ausbreitung der Wiſſenſchaft entgegenzuſtellen zur Sicherung ſeines Volkes. Ich erkläre es mir ſo: ein winterlicher Baum iſt noch kein abgeſtorbener Baum. So iſt auch ein winterlicher noch kein abgeſtorbener Menſch. Und ſo ein Menſch als Natur wittert wunderbar den Verfall . . . .

Als Wiſſenſchaftler und Gelehrter kann Eugen Heinrich Schmitt beim beſten Willen dem Menſchen Tolſtoi nicht gerecht werden. Entſcheidendes liegt ihm im Wege: Das wiſſenſchaftliche Wiſſen und der Glaube an dieſes Wiſſen. Tolſtoi ſchreibt auch darüber ſeinem Freund Dr. Skarvan: „Die Erwiderungen Schmitts über die Wiſſenſchaft

erinnern mich lebhaft an ebenſolche Erwiderungen der Geiſtlichen über die kirchliche Religion. — — — In unſeren, ſogenannten gebildeten und gelehrten Kreiſen treffe ich mit ſeltenen Ausnahmen immer auf völliges Nichtverſtehen. Ich ſage Nichtverſtehen und nicht Meinungsverſchiedenheit. — — Es kann das gar nicht anders ſein, denn das Nichtverſtehen bei den Gebildeten und Gelehrten leitet ſich aus derſelben Urſache ab wie auch das Nichtverſtehen bei den Kirchlichgeſinnten — vom blinden Glauben: bei den einen an die Kirche, bei den anderen an die Wiſſenſchaft." —

Wie richtig erkennt weiters Tolſtoi: „Ganz abgeſehen davon, daß eine Verrammlung des Gehirns mit unnötigen und meiſtenteils falſchen Begriffen und Vorſtellungen nicht ſtraflos vorbeigehen kann — ſind die wiſſenſchaftlichen Begriffe als ſolche unvergleichlich mehr unverſtändlich und falſch, als die allergrößten religiöſen Begriffe." Und wunderbar ſchlicht und klar wird über Gott, Welt und Menſch ausgeſagt: „Gott hat die Welt erſchaffen, Gott hat mich erſchaffen — heißt eigentlich ſoviel, daß ich nicht weiß und nicht wiſſen kann, wie ich und die Welt und der Anfang von allem entſtand." Trotzdem rügt Schmitt: „Wenn Tolſtoi von Gott oder Geiſt ſpricht, ſchweben den Leuten gewiß keine reinen Vernunftanſchauungen vor." Als ob man Gott und die Menſchen mit reiner Vernunftanſchauung faſſen und feſthalten könnte? Wie begründet ſagt Tolſtoi: „Der kluge, doch leider „gelehrte" Eugen Heinrich Schmitt."

Wohin ich auch höre — was dieſer Herr Schmitt vorbringt, ſcheint mir zumeiſt ein Fehlgehendes. So, wenn er Großes zur Aufklärung des großen Publikums für geeignet hält. Ich denke: je größer etwas iſt, umſo kleiner das Publikum, das dafür zu haben iſt. So, wenn er meint: „Doch auch ganz abgeſehen von all den großen Errungenſchaften der modernen Phyſik, genügt es, das Hauptaugenmerk auf unſere geiſtige Innenwelt zu richten und deren Entwicklung im Einzelnen und in der Geſchichte. Dieſe Erkenntnis iſt jedoch wiſſenſchaftlich vermittelt." — Hat ſich denn unſere geiſtige Innenwelt wirklich entwickelt im Einzelnen und in der Geſchichte? Ich ſehe es nicht. Gab es nicht immer vereinzelte große innerliche Menſchen? — auch Zeit-

alter mit größerem geiſtigen Innenleben? Iſt denn unſre Innenwelt heute ſo geiſtig entwickelt? Liegt ſie nicht vielmehr brach und verödet? Geht nicht alles darauf aus, den Menſchen und ſeine Entwicklung zu veräußerlichen? — Demnach wäre uns hier nur Trug als Erkenntnis vermittelt. Daran mag das Wiſſenſchaftliche gewöhnt ſein, doch macht es ſich dadurch nicht verdienſtlicher.

Aber Schmitt geht noch weiter fehl und bedenklicher. Er legt Giordano Bruno, zuſammen mit Kopernik und Kepler, der Wiſſenſchaft zu. Er vergißt auf die künſtleriſche Perſönlichkeit Bruno's, deren Wirkung auf den Menſchen eine ungleich eingreifendere iſt als jede wiſſenſchaftliche Entdeckung. Ich wittere hier in ihm den Verfall unſrer Zeit, der ſchon verſchiedentlich verſucht, in Bruno das Wiſſenſchaftliche als das Weſentliche hervorzukehren. Schmitt iſt Wiſſenſchaftler — iſt Gelehrter. Stil, Anſchauung, Auslegungen zeigen ihn mir als ſolchen. Ich ſpüre zuweilen ſein wiſſenſchaftliches Dogma heraus, und es ſchmeckt nicht beſſer als das religiöſe. Welch ein Wahn iſt ſein Ausſpruch: „Die ganze große Frage der Möglichkeit einer Befreiung aus kirchlichen und ſtaatlichen Feſſeln ſteht und fällt mit der Frage nach einer Möglichkeit der wiſſenſchaftlichen Löſung der höchſten Fragen des Lebens." — Wie das klingt dem Gehör eines Menſchen! — Und der Menſch in einem ſteht auf und ſchüttelt ſich wild und möchte die Berührung der Worte von ſich ſchleudern. Einen Menſchen ſoll erſt die Wiſſenſchaft „aus kirchlichen und ſtaatlichen Feſſeln" befreien? — Iſt nicht Kirche wie Staat gebaut auf vermeintliches Wiſſen — und die Befreiung aus ihren Feſſeln auf Erkennen des Nichtwiſſens? Mit dem Wiſſen iſt der Gewalt Raum gegeben, mit dem Nichtwiſſen aller Gewalt der Raum entzogen. Und wo ſind Kirche und Staat, die einen ganzen Menſchen in Feſſeln zu halten vermögen? — Ja, wo ſind denn Kirche und Staat überhaupt: — kennt ſie noch der wachgewordene Menſch? — Anerkennt er ſie noch in ſich? — Iſt es nicht das Ewig-Unlösbare der höchſten Fragen des Lebens, das dem Menſchen die Kraft gibt, ſie nicht zu kennen — wenigſtens der Seele nach nicht? Iſt es nicht das Ewig-Rätſelhafte des Daſeins, das ihm erſt Unterpfand wird für ſeine völlige Freiheit? — — —

Die Gegensätze zwischen Menschen und Menschen sind äußerlich; in der Tiefe ist es nicht mehr nötig sie zu überbrücken. Die Gegensätze zwischen Menschwerdung und Wissenschaft sind innerlich; man sieht die geschlagene Brücke und nicht die Kluft, die immer mehr unüberbrückbar wird nach der Tiefe hin. — So sehe ich es. Der Wissenschaftler Eugen Heinrich Schmitt aber will vermitteln, was sich nicht vermitteln läßt. Er ist Gelehrter mit schwärmerischem Einschlag, falls er echt ist. So fühlt er sich zum freien Menschen hingezogen, ohne die Kraft aufzubringen zur Gefühlserkenntnis von der Ohnmacht des Rein-Wissenschaftlichen für die Befreiung des Menschen. So liebt er das Wort ideal; er bedarf seiner als Bindeglied, wie die meisten Menschen seiner bedürfen, die den Menschen noch nicht genug in sich tragen. So sagt er auch in seiner „Christus"-Broschüre: „Liebe ist eine ideale Macht, ein ideales Gefühl, kein gemeinrealistisches, welches auf der Heerstraße der Sinne liegt." Ich denke dagegen: Liebe liegt immer auf der Heerstraße der Sinne, und daß diese Heerstraße ein Höchstes ist. Auch daß höher als alles Ideale das Reale ist. Was wissen wir, wie weit unsre Sinne reichen — wie weit die Realität unsres Seins reicht? — Ein Schriftsteller, dem ich dankbar sein möchte für den Buchtitel: „Friedrich Nietzsche an der Grenzscheide zweier Weltalter" sollte nicht mehr das Ideale dem Realen entgegenstellen. Er setzt sich dadurch dem Verdacht aus, Nietzsche — trotz des geglückten Buchtitels — nicht genügend erfaßt zu haben. Ich persönlich bleibe jenem Eugen Heinrich Schmitt zugetan, der einer äußerlichen Gelehrtenlaufbahn entsagte (wie er selber berichtet) und sich bestrebt zeigt „im Sinne Tolstois" und „im Sinne des Bergpredigers" Milde und Gewaltlosigkeit zu verkünden, die, wie er schön zu sagen weiß, „nur eine Konsequenz der Ehrfurcht ist, die der Mensch dem göttlichen Wesen des Menschen zollt." — Vielleicht hat Schmitt damit einen Weg betreten, der ihn vom wissenschaftlichen Gelehrtentum entfernt und dem reinen Menschentum noch einmal zuführt.

* * * (Schluß folgt.)

Verona / von Arthur von Wallpach.

Der Himmel falbt wie goldner Wein
Und Silberſterne gloſen drein,
So ſelig klar erklommen.
Mir iſt die laute Straße quer,
Durch Lärm und Qualm, von Norden her
Ein ewiger Gruß gekommen.

Aus Lichterglaſt und Schattenblau
Trennt ſich der Römerbrücke Bau
Mit riſſigen Rieſenquadern.
Dumpf quillt die Etſch und ſpült und ſchwillt,
Als ſtröme endlos, ungeſtillt,
Blut aus der Heimat Adern.

Spätſaat / von Hans Kiene.

Der Abend lag über dem Tal. Rotgoldne Fäden ſpann er mit zitternder Hand durch die ſchwüle Luft, wob ſie durch die blendendweißen Gewänder der Wolken, zart, wie aus leiſer, leichter Seide. Müde rannen die Schatten von den Höhen, dehnten ſich hinter jedem Hügel und ſtarben in den Buchten des Tales zwiſchen den blauen Tannen.

Lange, ſehnſüchtig lange, als ſcheide ſie für immer, küßte die Sonne den Talgrund, jeden Anger, jedes Kornfeld und die ſauberen Häuſer von Santa Chriſtina am grünen Hang. Den letzten Schimmer trank ſie aus den kryſtallhellen Wogen des Baches.

Die ſtolzen Berge droben aber umarmte ſie noch mit vollem Feuer; die trotzige Felsburg Sella glühte, die weiten, öden Kaare im Puëz, es glühten die wilden Türme von Fermeda und der Col dalla Piëres, der Rieſe Langkofel glühte und glänzte, als ſchmelze der ewige Firn aus den Steilriſſen dahin in ſengender Umarmung. Um das mächtige Haupt des wunderbaren Berges zog's wie zarte,

roſenfarbne Schleier, die vor dem tiefblauen Firmament wogten. Der ganze Himmel leuchtete von ihnen.

Allmählich breitete ſich die Dämmerung über das Tal; in ihrem ſchläfrigen Banne lagen ſchon die Wohnungen der Menſchen. Nur oben, hoch zwiſchen Saltaria und Mondeſora den letzten Hof traf die Sonne noch. Dort lachte ſie noch einmal durch blitzblanke Scheiben in die getäfelte Stube hinein, lief den Söller entlang, auf deſſen Brüſtung in bunten Geſchirren brennende Lieb' und Nelken ſtanden, mit großen, roten Köpfen und umſchmeichelte jede Blüte, eh' ſie unterging. Ihren letzten Schein aber goß ſie verklärend um den kunſtreich geſchnitzten Giebel des Hauſes, nachdem ſie das Sprüchlein aufgeleſen, welches in grüner Schrift oberm Tor ſtand:

„Viel Glück zieh' ein in dieſes Haus,
Und reicher Ernteſegen,
Drum bitt' ich Gott jahrein, jahraus,
Mög er ſein' Hand drauflegen!
Chriſtian Stuffleſer, anno domini 1822."

*

Martin Stuffleſer, der jetzige Bauer, war der Enkel jenes Chriſtian, der im Jahre 1822 dieſen Spruch über ſeine Tür geſchrieben hatte. Chriſtians Bitte war nicht vergeblich geweſen; Gottes Hand ruhte ſichtlich über dieſem Hauſe, Wohlſtand und Glück waren in dasſelbe eingezogen. Im ganzen hinteren Tal galt der Koſelhof für eine Muſterwirtſchaft. Sechs große Äcker umrahmten ihn, Kleefelder, Wieſen und ein prächtiges Stück Bannwald, das faſt bis zum Confinboden hinaufreichte; dabei war noch ein Stall für einen Viehbeſtand von über dreißig Stück, Schweinekofen, ein Hühnerhof und ein ſtattliches Bienenhaus. Martin Stuffleſer war ein zufriedener Mann; mit Leib und Seele hing er an ſeinem Hof. Und der Ertrag war der beſte; zu den wohlhabendſten Bauern hier im Tal gehörte er, der Koſelmart. Und er würde ſich auch für einen der glücklichſten Menſchen auf Gottes Erde gehalten haben, hätte es nicht zwei Umſtände gegeben, die ſein Leben verdüſterten. Der frühe Tod ſeines braven Weibes im vorigen Frühjahr war der erſte; am zweiten aber

war der Sohn ſchuld, den ihm dieſes Weib vor zwanzig Lenzen geſchenkt hatte.

Erſt heute morgens war Georg wieder zum Tal hinausgegangen; für immer war er fortgezogen von der Heimat. Nicht zu halten war er geweſen, der Bub. Nach Innsbruck ging er, um Medizin zu ſtudieren. Die Mutter ſelig und der Pfarrer, und nicht zuletzt Doktor Moroder, der Gemeindearzt, hatten es vor neun Jahren dahin gebracht, daß Georg in die Stadt hinaus aufs Gymnaſium geſchickt wurde. „Warum nicht? Ich ermach' es derweilen allein! Wenn er ſeine Schul' fertig hat, dann iſt's Zeit genug, daß er den Hof nimmt. Warum ſoll es denn nicht auch einmal einen Bauern gegeben haben, der Matura gemacht hat?" Damit tröſtete ſich der alte Stuffleſer.

Ja, warum denn nicht? Draußen in Ulrich dem Senoner ſein Florian hat auch das Gymnaſium hinter ſich und ſogar noch zwei Jahr Hochſchul' in Wien unten! Und ſo ſchöne Artikel ſchreibt er in die landwirtſchaftliche Zeitung, und hat die erſte Dreſchmaſchin' gehabt im ganzen Tal, und ſitzt im Fremdenverkehrsverein und im Eiſenbahnausſchuß obenan, der Florian, und iſt Gemeinderat, trotzdem er noch ein ganz junger Menſch iſt. Aber ſo einen kann man unter tauſenden ſuchen! Denn die Leut', die acht Jahr lang die Bildung mit dem großen Löffel gegeſſen haben, die paſſen nimmer zu Senſ' und Pflug, die kramen lieber in ihren gelehrten Büchern herum, ſtatt zu überlegen, ob's heuer ratſamer iſt, Rüben als Nachfrucht zu ſäen oder Buchweiz.

Ein hartes, trübes Lächeln umſpielte Martins Mund, als er dies überdachte. Er, der keine andre Welt kannte als die des Koſelhofes, hatte damals die Sache unterſtützt. Weil er ſie nicht ernſt nahm; weil er nie daran dachte, daß ſein Georg dem Koſelhof untreu werde ſein können, dem Koſelhof, auf dem ſeit vierhundert Jahren ein Stuffleſer dem anderen folgte. Aber der Herr Pfarrer und das liebe, gute Mundſtück des verſtorbenen Weibes — mein Gott, ſo war es halt gekommen. Da mußte der Vater nachgeben; er kannte auch damals ſeinen Sohn zu wenig. Jetzt, da es zu ſpät war, hatte er ihn kennen gelernt; es war ſein Sohn.

Ja, ſein eigener harter Schädel war es.

„Ich will dir keine Vorwürfe mehr machen, Schorſchl“, hatte Martin geſagt. „Es wär' ja ſo wie ſo umſonſt. Nur das eine aber kann ich dir ſagen: Ich könnt' ſo was nimmermehr tun, und wenn ich zehnmal ein Studierter wär. Denn ich tät' den Undank ſcheuen, den ich damit an unſerm alten Grund und Boden und an meiner Familie begeh'!“

Und Georg hatte geantwortet: „Das muß ein jeder mit ſich ſelbſt ausmachen, Vater! Ich werde in meinem Beruf ebenſo gerade durchs Leben gehen wie Ihr, und am End' meiner Tage ebenſo zufrieden zurückſchauen wie Ihr! Tüchtig und brav kann man in jedem Beruf ſein, Vater, wenn man nur will! Freud zum Arbeiten hab' ich ja von Euch mitbekommen. Und ich will arbeiten, unermüdlich, und mir das wichtigſte Gut zu bewahren trachten: Die Geſundheit!“

Georgs braune Augen hatten dabei hinter den goldgeränderten Brillengläſern gradaus und warm hervorgeleuchtet. Es waren die Augen der Mutter. Was blieb da dem Alten übrig, als den Kopf zu ſchütteln und dem Buben auf die Schulter zu klopfen: Das war ſein Sohn!

„Und wenn du ſchon Alles hier aufgibſt und ein großer Herr in der Stadt drin werden willſt, dann bin ich der erſte, der dir dazu hilft, Bub! Mein Geldbeutel ſoll dir immer offen ſein, ſobald du kommſt und was brauchſt! Für wen Andern als für dich hab' ich ihn ja nicht geſpickt alle Jahr hindurch und die Viehhändler und Metzger drangekriegt! Sag's nur, ich bin der Stuffleſer von Gröden und mein Vater iſt Bauer hoch oben am Berg! Mein Gott, man hat halt auch ſein bißel Stolz!“

Und vom Segen des Vaters begleitet hatte Georg die Heimat verlaſſen.

Der Hof aber? Und die Zukunft? Was wird geſchehen, wenn ich nicht mehr bin? Wie halt' ich ihn, wie heb' ich ihn, wie geb' ich ihn weiter? War das nicht der einzige Gedanke, der mein Sein ausgefüllt, der einzige Zweck, der mein Leben von einiger Wichtigkeit machte?

Dieſe Fragen zerwühlten Martins Herz, als er ans Fenſter trat, ſich auf den Walken lehnte und ſtumm hinausblickte.

Draußen glitzerten ſchon die Sterne, tauſendfach ſilbern, und

die Milchſtraße wand ihren Flitterkranz ums mächtige Haupt des Sas long. Im milden, bläulichen Frühmondſcheine ſchwamm das Tal; märchenhaft, einem heimlichen Zauber gleich, umfloß er die jähen Kanten der Geißler, ſammelte ſeinen höchſten Glanz im Felsbuſen des Val d'Ega und lief blendend über die Schneebänder der Sella. Nur drüben um den Puflatſch und auf der andern Seite des Eiſacktales ums Rittnerhorn rannen noch die bunten Tinten eines frühverglommnen, ſchönen Herbſttages.

Von Santa Chriſtina trug es den Klang der Abendglocke herauf; ernſt und ſchwer tönte ſie, zog weit ins Tal hinein und ſchwoll zu vollem Schalle; die ſchwangeren Kornfelder beugten ſich rauſchend in ihrem ſegnenden Hauch.

Der Knecht kam aus dem Stall und klapperte mit ſeinen Holzpatſchen über den rohgepflaſterten Hofweg und über die Dielen vor dem Brunnen. Schwach drang das Geſchelle der Kühe herüber, als die Mägde die vollen Melkeimer austrugen und in den Flur ſtellten.

Dann begannen ſie an der Bank vorm Haus das Ave Maria.

Martin, der ſonſt ſtets den Feierabendſpruch mitgebetet hatte, ging heut' nicht hinaus. Er vergrub trotzig ſein Geſicht in den Händen, fuhr ſich durchs ſtruppige Haar und ſeufzte.

„Mein Hof, mein ſchöner alter Kofelhof! Was ſoll nun aus dir werden? — Verkaufen ſoll ich ihn, hat Moroder geſagt, oder ſo, wie er iſt, dem Georg vermachen, der ihn verpachtet und im Sommer ſeine Frau hereinſchickt und ſeine Kinder; das iſt ja ganz einfach! — Ja, das iſt für euch Studierte ganz einfach! Ich hör' ſie ſchon lachen, ſeine Frau, darüber, daß ihr Schwiegervater hier ſein Leben als ſimpler Bauer gefriſtet hat, hier, wo ſie höchſtens einige Tage langweiliger Sommerfriſche dahinbringen wird. So wird's ſein, denn ſo iſt's auf der Welt; da hilft kein Herrgott!

— Aber verkaufen tu ich den Hof auf keinen Fall —!"

Das war Martin Stuffleſers Zwiegeſpräch mit ſeiner Seele. Unverwandt hing ſein Blick an den geſegneten Wogen des Ackers, an der goldgelben Fülle ſchwerer Ähren, die ſich im Abendwinde bog. Und das ſollte Alles, Alles fremd werden?

Er hatte es nicht gehört, wie das Gesinde in die Stube trat; wie der Knecht sagte, daß Alles in bester Ordnung sei und die Mägde „Grüß Gott“ wünschten; wie sie Löffel und Teller von der Stelle nahmen und die Häuserin eine große Zinnschüssel hereinbrachte mit schwarzer Polenta, die auf frischer Milch schwamm.

Erst als sie das Tischgebet leierten, kam Martin zu sich.

„Ich esse heut' nicht mit euch, ich muß noch hinab zu Dosses!“ sprach er zu seinen Leuten, nahm seine Joppe um und den Hut vom Geweih, zündete noch die Pfeife am Herd draußen an und ging.

„Heut' ist was Arg's los!“ flüsterte Mathias, der Knecht, und schleckte seinen Löffel ab. „Heut' kommt mir der Bauer ernstlich grantig vor.“

*

Eine große Veränderung war seit jenem Tage mit dem Koselhofbauer vor sich gegangen. Er kümmerte sich nicht um die letzte Mahd und nicht um den Kornschnitt, ging nicht mehr in den Stall hinüber, um nach der Kalbin zu schauen, schaffte nicht mehr und ließ seine Leute das Tagwerk besorgen, wie es ihnen beliebte. Schweigsam, den Blick stets vor sich hin auf den Boden heftend ging er durch sein Haus und über seine Wiesen, nahm wohl auch hie und da das alte Gewehr, das zuhinterst im Schranke hing, und wanderte in den Wald. Aber dies war nur Vorwand, um die Einsamkeit aufzusuchen; nie hörten sie ihn einen Schuß tun und nie brachte er Wild nachhause.

Bei der Abendmahlzeit fehlte er gewöhnlich; da ging er ins Dorf hinab, und beim Dosseswirt traf er seinen einzigen Freund Moroder, den einzigen Menschen, dessen berechtigte Überlegenheit der Mart anerkannte und auf dessen Rat er Gewicht legte.

„Nochmals heiraten!“ hatte der Arzt ganz im Ernst gesagt, nachdem Georg in die Fremde gezogen war.

Bei Gott, dieser Gedanke war Mart von selbst schon einmal gekommen. Aber er traute sich nicht damit heraus. Ob er wohl noch Kinder kriegte? Eins, einen Sohn, das war ja seine ganze Sehnsucht! Der Doktor hatte ihm lachend auf die Schulter geklopft. „Kerl! Nur zuschauen muß man dir beim Heuaufladen! Kein Zwanziger greift ärger zu als du!“

Nochmals heiraten! — Ob er wohl noch eine fände? Er, der Witwer mit dem erwachsenen Sohn und seinen vierundfünfzig Jahren!

Es war das erste Mal, daß Martin in der Lade seines verstorbenen Weibes herumkramte, wo der ganze Brautschmuck noch lag, die bunten Seidenschürzen und die seidnen Tücheln, schön glatt gelegt alle, noch so, wie sie die Frau gezählt und geordnet hatte. Martins Hände bebten bei dieser Arbeit; er suchte ihren Spiegel, eine Scheibe polierten Blechs, hervor und schaute hinein: Wie er aussah! Wie alt er geworden war! Von der Nase zum Mund liefen tiefe Furchen, über die Stirn gingen Falten und Krähenfüße um die Augen. Das Haar war schon ergraut, an den Schläfen fast weich, schütter, und sein Bart, einst der schönste in der ganzen Kompagnie, hing ungepflegt über die Lippe.

Ob ihn noch eine nehmen wird? — Das war die Frage!

Jedoch der Doktor machte ihm Mut. „Ich weiß eine Dirn für dich! Drüben zu Corvara im Ennebergischen! Die paßt zu dir! Ist auch nicht mehr von der ganz jungen Seite! So eure siebzehn, achtzehn Jahre werdet ihr auseinander sein; das geht grade noch! Sie ist ernst, tüchtig in Feld und Wirtschaft, und hat's bis jetzt nicht übers Herz bringen können zu heiraten, trotzdem die Buben sich um sie nur so gerissen haben! Denn sie hat den ihrigen noch nicht vergessen, der Soldat war und in Bosnien unten gefallen ist. Aber paß' auf, dich tät' sie nehmen!"

Martin sagte weder Ja noch Nein. Er dachte an sein armes, totes Weib und ward traurig. Dann aber sann er auf die Zukunft seines kleinen Reiches unterm Langkofel, dem er so gern einen Kronprinzen gegeben hätte.

Und da fand er, daß Moroders Vorschlag der einzig richtige und gute sei.

*

Am nächsten Sonntag zog Martin Stuffleser seine beste Hose an und die schwarze Sammtweste mit den bunt eingestickten Seidenblümchen, ein Gewandstück, das er nur an den allerhöchsten Feier-

tagen trug. Auf den Hut neben die Spielhahnfeder ſteckte er zwei große rote Kaſtelruthernelken.

Warum er ſich ſo ſchön machte?

Er gab ſich keine Antwort auf dieſe Frage; er genierte ſich vor ſich ſelber; aber wußt' es doch ganz genau, warum. Sie gingen nach Pedraces hinüber zum Markt, der Doktor und er. Und auf dem Weg übers Gröbnerjoch ins Gadertal paſſierten ſie Corvara; kehrten auch beim Inciſahof zu; auf dem Hin- und auf dem Rückwege.

Im Laufe des Spätherbſtes ging Martin oft nach Pedraces hinüber oder nach Campill oder ins Buchenſteiniſche hinab. Allein und in Begleitung Moroders. Und jedesmal machte er einen Abſtecher zum Inciſahof an der Campolungoſtraße, die von Corvara nach Arabba hinunter führt.

Keiner in Santa Chriſtina wußte von Martins Werbung. Sie glaubten, er handle mit Vieh nach Livinalongo und ins Badiotiſche hinüber. Maßlos ſchämte er ſich, wenn ſie ihn fragten, warum er alle Samstag übers Joch gehe. Er, mit ſeinen vierundfünfzig Jahren, und noch tun müſſen wie ein Junger!

Endlich um Weihnachten faßte er Mut und hielt um Veronika an. Und ſie nahm ihn. Gleich; ohne Affekte ſagte ſie ja, ohne verliebte Worte und Küſſe. Nur einen einzigen Kuß gab ſie ihm, zitternd, mit geſchloſſenen Augen. Da wußte er, daß dieſer Kuß einem Anderen galt. Doch es tat ihm nicht wehe; er war ja zu alt zur Eiferſucht; und dann: nahm denn er ſie aus Liebe?

Veronika war ein ſtämmiges, geſundes Weib, eine Ausnahme unter der ladiniſchen Raſſe jener Täler, die mehr kleine, gedrungene und geſchmeidige Geſtalten erzeugt. Sie hatte ein ſpitzes Geſicht von wunderbar weicher Hautfarbe, glänzend ſchwarzes Haar, deſſen fauſtdicke Zöpfe zweimal um den Kopf liefen und mit einem Sammetbande unterflochten waren. Das Schönſte an ihr aber waren die Augen; große, braune Sterne, die Ergebung ſpiegelten und ſtille Treue.

Mehr oder minder waren doch alle verblüfft und ſchüttelten die Köpfe, als ſie hörten, Martin Stuffleſer ſteige ein zweites Mal in die Ehe, ſo ſpät noch! Die meiſten konnten ſich's denken, warum er's tat, und wünſchten Glück zu ſeiner Wahl.

In aller Stille wurden ſie getraut, am Dreikönigstag, zu Kolfuſchg in der Kapelle. Es ging nicht ſo zu, wie wenn zwei Junge Hochzeit machen; keinen Polterabend gab's, keinen Mummenſchanz. Ohne Flitterhaube trat die Braut zum Altar, ohne buntſchillernde Bänder und goldne Ketten. Ganz einfach, ſchwarz, war ſie gekleidet; keinen Schmuck, nichts. Nur ein Kränzlein Kunſtmyrthen, das ſchon die Mutter zur Hochzeit getragen, hatte ſie im Haar, und dieſes war nun rückwärts zum Knoten gebunden, wie 's Frauenſitte iſt.

Wenige waren dabei. Außer Veronikas Vater und Bruder noch Doktor Moroder und Georg, der von Innsbruck gekommen war. Und das Geſinde vom Inciſahof.

Schweigend gingen Martin und Veronika aus der Kirche neben einander her als Mann und Weib.

Drüben glänzte in breiter Mittagsſonne das ſchneegebettete Val Mesdì, die Boë, die hehre Krone der Sella und die Hochterraſſe von Pisciadu und Meiſules, hüben der Sas da Ciampatſch und die ſchlanke Pyramide des Sas Songhèr in winterlicher Pracht. Zwiſchen dieſen Bergen lag der Plan von Corvara, ſo hoch mit Schnee bedeckt, daß man kaum die grauen Giebel der Häuſer ſah in der weiten weißen Fläche; und ein Glitzern war ringsum, blank und blendend und wie eingebettet in eine unendliche Freude am Licht.

Dieſe Heimat mußte Veronika nun verlaſſen. Das Haus, das Dorf, in welchem ſie ihr ganzes Leben zugebracht hatte. Um einem fremden Manne zu folgen! Sie ſchaute hinüber, ſah den einſamen Hof auf der Alp Inciſa, ſah die ſchwarzen Stecken, die ums Kornfeld ſtanden und wenig nur aus dem Schnee ragten, ſah den entblätterten wilden Kirſchbaum. Dort war's, wo ſie harten Abſchied genommen von ihm, dem ihre ganze Liebe gehörte! Nun lag er unter heißer, fremder Erde im Maſſengrab, und keine liebende Hand ſtreute ihm Blumen auf den Hügel.

Ein namenloſes Weh ſtieg plötzlich in ihr auf. Sie nahm das Sacktuch und wiſchte die Tränen von den Wangen; warum verließ ſie die Heimat? — Aber es war nunmehr geſchehen; Vater und Bruder hatten ihr auch dringend dazu geraten. Und ſie legte ihren Arm auf

den Martin Stuffleſers, ihres Mannes, der neben ihr ging. Ein Windſtoß fuhr durch die Tannen und rüttelte die Äſte; flimmernd ſtäubte der lockere Schnee nieder, wie Silber, und fiel zwiſchen die Myrten auf Veronikas Haar, glänzte in dem Schwarz wie ein demantenes Diadem — das Brautgeſchenk der Heimat.

Beim Bärenwirt tafelte man. Oftmals ließ man das Brautpaar leben, und es klangen die Gläſer, gefüllt mit feurigem Etſchländer. In Veronikas Antlitz leuchtete etwas wie ein Schimmer ſchüchternen Glücks. Der Kurat erhob ſich, ſang ein Loblied auf die Braut, rühmte ihre häuslichen Tugenden und wünſchte ihr einen recht goldenen Eheſtand. Nach ihm ſprach Moroder und pries ſeinen Freund als Menſchen, Hausvater und Landwirt. Sein Glas leerte er auf einen Zug zu Martins Wohl.

Dann ſtand Georg auf. Er holte weit aus. Langſam, mit ſchlichten Worten ſprach er über die Schönheit und den Reichtum ſeiner engeren Heimat, ſchilderte die Frömmigkeit und den Fleiß ihrer Bewohner, die in ihnen wurzelnde Anhänglichkeit und Liebe zur Scholle. Und ſchloß ſeine Rede mit dem Wunſche, Gott möge Segen und Huld walten laſſen über Vater und Mutter und über ihrem Hauſe!

So ſchön ſprach der junge Mediziner, daß der Veronika die Augen feucht wurden und die Wirtin und die anderen Weiberleut', die auf der Schwelle ſtanden, zu Tränen gerührt waren und die Schurzzipfel vor die Augen hielten. Martin Stuffleſer aber drückte warm und ſtolz die Hand ſeines Sohnes.

Bald mußte man aufbrechen; Martin und Veronika gingen heut' noch ins Hoſpiz hinauf und am nächſten Morgen fuhren ſie mit dem Hörnerſchlitten nach Plan hinab.

Georg und Moroder blieben in Corvara. Am drittnächſten Tag erſt kamen ſie zuhauſe an, mit einem ſtarken Schlitten, auf welchem große Kiſten feſtgebunden waren. Martins Schwager und zwei Burſchen aus dem Dorf hatten ihn herauftransportiert durch den meterhohen Schnee. Es war die Ausſteuer der neuen Koſelhofbäuerin.

(Schluß folgt.)

Sommerabend / von Bernhard Jülg.

Im warmen Sommerabend iſt's, als fänden
Die Dinge ihren Frieden. Es zerfließen
Die bunten Farben in das Grün der Wieſen,
Wo kleine Grillen froh ihr Lied verſchwenden.
Die Bauernhütten in den Dörfern rauchen.
Auf allen Weiden iſt das Heu geſchnitten --
Es weht über die welken Margueriten
Der Duft vom Mahl der Armen. Später tauchen
Die erſten Sterne aus dem klaren Blau.
Am Berg erliſcht der letzte Schein. Es ſaugen
Die Fluren dankbar noch den kühlen Tau.
Am fernſten Rand des blaſſen Himmels hängt
Die Nacht. Dann iſt's, wie wenn auf Kinderaugen
Sich langſam eine dunkle Wimper ſenkt.

Huldigung / von Hugo Neugebauer.

Du ſiehſt mich an und ich beuge mein Knie
und halte das deine umfangen,
in meiner Seele ruht, wunderbar wie,
mein früher ſo ſtürmiſch Verlangen.

Dein Himmel ſinkt leiſe in meine Bruſt
und meine Gedanken ſchweben
wie Sterne darin zwiſchen Leid und Luſt,
meine heimlichſten Tiefen erbeben.

(geż. von Max v. Eſterle.)

Alma Mater
Oenipontana II.

Prof. Baron Myrbach.

König Ödipus im Zirkus

oder:

Der geschundene Sophokles.

Endlich also war es auch Innsbruck vergönnt, die wiedererweckte griechische Tragödie mit eigenen Augen anzusehen. Die irgendwie genialische Idee Reinhardt's, einen König Oedipus und andere alte Heroen in die Arena eines Zirkus zu verpflanzen, sollte auch in unsrer Stadt durch den Wanderzirkus Straßburger eine leibhaftige Erfüllung erleben. Die Zeitungen wurden als Herolde engagiert und sie verkündeten:

Die heute stattfindende Vorstellung von „König Oedipus" verspricht eine künstlerische Sensation ersten Ranges zu werden. . . . Die Besetzung der einzelnen Rollen ist die denkbar beste, ebenso ist die Ausstattung an Kostümen, Rüstungen, Prunkgewändern ganz erstklassig. Die Inszenierung ist besonders auf rein künstlerische und vor allem auch auf eine leicht verständliche Basis gestimmt. Der Erfolg der „Oedipus"-Gastspiele beweist wohl am deutlichsten, daß dem Publikum ein ganz außerordentlicher theatralischer Genuß geboten wird. In Riga verblieb das Publikum voller Begeisterung noch über eine Stunde im Zirkus, um schließlich die Hauptdarsteller und den Regisseur im Triumph auf den Schultern durch die Arena zu tragen. Solche Massenwirkungen und Beleuchtungseffekte, wie das Stück „König Oedipus" braucht, lassen sich nur in einem Zirkus und nie in einem geschlossenen Theater erzielen.

Das versprach denn freilich einen solennen, nicht weiter zu überbietenden Kunstgenuß. Und da sich auch die Eintrittspreise nicht hunzen ließen, so entsprachen die Erwartungen vollends den Verheißungen.

Nun aber muß ich schon zu Schiller greifen, um alles so würdig schildern zu können, wie es war. Denn wohl nur Schillersche Worte vermögen auch diesmal die allgemein bürgerliche Reminiszenz an das nun miterlebte Ereignis würdig wachzurufen und nur in ihnen wird sich auch diese wahrhaft klassische Situation bereits verewigt finden, in die sich das Publikum jetzt versetzt sah. Und siehe da, hier hab' ich die Stelle schon und also lautet sie in der entsprechenden Anpassung:

„Und Bank an Bank gedränget sitzen,
Herbeigeströmt von fern und nah
Des Inntals Völker wartend da.
Dumpf brausend wie des Meeres Wogen
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis zu der Blahe Grau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die hastig hier zusammenkamen?
Von Oenipont, von Höttings Stand,

Von Wiltau und vom Pradler Land,
Von Mühlaus fernentlegner Küste
Von allen Dörfern kamen sie
Zu lauschen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie."

Gleich wie in einem Kommentar aber darf ich doch bemerken, daß nur bei den wirklichen alten Griechen, diesen Industriebarbaren, die Bänke alle gleichwertig waren, wogegen hier das Bogenrund der ersten Bankreihen eigentlich aus kolossalen und mit rotem Samt überzogenen Kanapees, hier Logen genannt, zusammengesetzt war. Herentgegen aus den Holzbänken bereits des zweiten Platzes ragten hier und dort die Köpfe rostiger Nägel hervor. Wenigstens hörte ich die vor mir sitzende Dame an einen Ordner die Zumutung stellen, den auf ihrem Sitze hervorragenden Nagel irgendwie zu beseitigen. Doch das ging diesen Mann nichts an; hervorragende Nägel schlugen auf keine Weise in sein Fach ein.

Aehnlich wie der Zuschauerraum entsprach auch die szenische Ausstattung den echten antiken Theaterverhältnissen. Durch eine Lücke der Zeltdecke, gegenüber der Einfahrt in den Zirkus, ragte das Portal des Thebanischen Königspalastes herein. Ueber zwei knapp aneinandergestellte und so gewissermaßen zu einer einzigen vereinigte Staffeleien von der Art, wie sie sonst zur Kassa einer Menagerie emporleiten, hier jedoch mindestens acht Stufen hoch, über solche königliche Treppe gelangte man auf das drei bis vier Schuh breite Proszenium und von da über wieder 4 oder 5 Staffel zum Palasteingang. Die eine der beiden untern Staffeleien schien übrigens noch von der letzten Aufführung her von eingetrocknetem Königsblute befleckt, was entschieden sehr stimmungsvoll wirkte. Der Palasteingang war von zwei stämmigen dorischen Säulen flankiert und diese wieder trugen einen gewichtigen und ebenfalls dorischen Architrav. Der Eindruck war imposant, die Illusion überzeugend: denn man erfaßte das Prinzip der Illusion auf den ersten Blick: auf eine ziemlich große, entsprechend gezimmerte Holzscheibe waren Säulen und Architrav recht vornehm Grau in Grau aufgemalt; dieser Tempelportal-Hintergrund war ohne Frage das passendste, angemessenste Stück, einen Palasteingang zu repräsentieren. Ein großer Teil, vielleicht der weitaus größte, des Publikums mochte sich zwar eher eine zinnenbewehrte Schloß- oder Ritterburgfassade à la Greifen- oder Schreckenstein erwartet haben, aber der künstlerisch gesinnte Unternehmer trug dennoch lieber den zahlreich vertretenen Kennern Rechnung, dem esoterischen Publikum der vom Gymnasium her noch Eingeweihten.

Indessen näherte sich der Beginn der eigentlichen Aufführung. Denn schon trat ein Herr auf, der kraft seines unerwarteten Erscheinens mitten in der Arena und kraft irgendwelcher auffallender Armbewegungen sofort eine atemanhaltende Stille herstellte und, weil er sich nun zu sprechen anschickte, ein schon ganz lebhaftes Beifallsgeklatsche entfesselte. Er aber stellte ungefähr folgendes Ansuchen: „Bitte, meine Herrschaften, sich noch eine kleine Weile zu gedulden. Es kann dies nur zu ihrem eigenen Vorteil sein. Ich werde das gleich erklären. Es wird nämlich draußen die Kassa immernoch geradezu gestürmt. Würden wir die Vorstellung schon jetzt beginnen, so entständen durch die immer noch neuankommenden Herrschaften unliebsame Störungen. Ich bitte daher, sich noch ungefähr 8 Minuten lang zu gedulden; in dieser Zeit wird das Publikum, das mittlerweile noch die Kassa stürmt, erledigt sein und wir können dann ohne weitere Störung beginnen." Also sprach er und solche Rede ließ man sich nun freilich gefallen; und ich glaube nicht, daß meine Erinnerung mich betrügt, wenn ich wiederum berichte: „Lebhaftes Beifallklatschen erscholl."

Es erscholl, trotzdem niemand ahnen konnte, daß diese Rede als eine zeitgemäße Umgestaltung, als lebensfähig moderne Form des veralteten Prologes aufzufassen sei. Erst die nunmehr hereinbrechenden Ereignisse offenbarten diese ihre Funktion und ihre stimmunggebende Kraft.

Nach kaum 4 Minuten nämlich ereigneten sich drei abgemessene und erzen tönende Schläge auf ein chinesisches oder geradezu hellenisches Gong. Und nun hub außerhalb des Zeltes ein verworrenes, vielstimmig aufschreiendes Geheul an, welches geradewegs aus der Gegend kam, wo immer noch Publikum die Kassa stürmen mußte. Und so erhielten wohl die meisten gleich mir den überzeugenden Eindruck, daß jenes stürmende Publikum selber es sei, das da draußen so rasendes Jammer- und Wutgeheul anstimme, darob, daß drinnen die Vorstellung schon eröffnet werde, ehe es selbst noch im Zirkus sei.

Noch gab man sich den Schauern dieser Sensation hin, da ward sie schon von einer neuen übertroffen und sozusagen umgebracht. Denn nun erscholl das vorerwähnte Geheul schon diesseits der Zeltwand, daher unvergleichlich lauter und eindringlicher, nicht mehr abgedämpft durch eine trennende Zeltwand; und nun apperzipierte man das wahre ursächliche Substrat jenes Geheuls: eine zaum- und zügellose Horde buntgewandeter Wesen, durch die Einfahrtstraße hereinstürzend, stieß dasselbe immer noch von sich; und schon im nächsten Augenblicke war

die ganze Orchestra, vulgo Manege, auch schon erfüllt von ihren schwankenden hinknieenden Gestalten, von ihren vielen flehentlichen Stimmen, von ihren 50 bis 60 erhobenen Armen. Dieses niggerhaft gebräunte, ganz marokkanisch aussehende Gesindel repräsentierte jetzt die hilfeflehende Volksmenge aus Theben. Und hiemit verwandelte sich die Arena mit einemmal in Thebens Tempelmarktplatz, eine große Kiste in ihrem Mittelpunkt in „Phöbos' heil'gen Seherherd." Und wie um diesen veränderten Charakter des nunmehr hieratischen Milieus noch augenscheinlicher zu machen, trat eine Reihe thebanischer Greise auf, sämtliche versehen mit lockigen Perücken und verschiedenfarbigen Bärten; erst umwandelten sie ein wenig des Theaters Rund, dann stellten sie sich in regelmäßigen Abständen von einander auf. Sie alle aber trugen über den neuzeitlich einheimischen Hosen lange weiße Priesterhemden, welche wohl geeignet schienen, die Aufmerksamkeit von den unten hervorschauenden Hosen und Socken, Schnür- oder Nägelschuhen zeitweilig auf sie selber abzulenken. Es trug auch jeder einen Kranz von gift- oder englischgrünen steifen Blättern tief in die krauswollige und meist kanariengelbe Perücke eingedrückt.

Währenddem man sich so an der Betrachtung des eben Geschilderten weidet, findet auch einiges Zwiegespräch zwischen dem Oberpriester und dem Könige statt, der aus dem Palaste aufs Proszenium getreten ist. Dann aber erhebt sich neuerdings Geheul und Pferde stürzen nun herein; lauter mutige, schöngesattelte, durchwegs mit Reitern besetzte und in dieser Arena als in ihrem Element sich fühlende. Und indem sie wie auf Kommando anhalten, sinkt oder fällt genau vor dem Königspalaste ein besonders glänzender Reiter vom Pferde, ästhetisch-panischer Schrecken verbreitet sich und man hat den Eindruck, der Mann sei soeben mittels eines hintertückischen Pfeiles, wo nicht gar mittels schall- und rauchlosen Pulvergewehres vom Pferde geschossen worden. Dieser Eindruck verwischt sich indessen alsbald wieder im Drang der Ereignisse und des hochdramatischen Getümmels: die Pferde mit ihren Reitern galoppieren hinaus, woher sie gekommen. Jener Mann aber hat sich erhoben und steigt als Kreon die Staffeleien hinan, Zwiesprach zu pflegen mit seinem Schwager, dem Könige. Erst viel später klärt ein korrespondierender Eindruck Kreons Sturz vom Pferde auf: da nämlich, als man bemerkt, wie sich Kreon in dreimal mißlungener Bemühung wieder aufs hohe Roß zu schwingen sucht und schließlich seinen Begleitern vernehmlich zuraunt, sie möchten ihm zuliebe gleichfalls auf das Hinausreiten verzichten und gleich ihm ihre Pferde lieber am Halfterband hinausführen.

Von anderen Effekten muß ich noch erwähnen das pappendeckelartige Klappern der kriegerischen Schilde, das goldige Gleißen zweier Beinschienen (oberhalb deren bei einem der besseren Helden eine englisch gestreifte Gesellschaftshose ein Stück weit sichtbar war); das rosafarbene Hemd des blinden Sehers Teiresias, und nicht zuletzt die bengalisch gelbe Flamme des Opferherdes; denn diese lieferte im Verein mit einigen rötlich schimmernden Bogenlampen und einem launiſchen Projektionsapparat, der hin und wieder eine leere Lichtscheibe auf das Palastportal und die dasselbe umgebende Zeltblahe entwarf, die sämtlichen Beleuchtungseffekte. Die Opferflamme zog die meiste Aufmerksamkeit auf sich, denn sie war sicherlich mindestens eine Spanne hoch. Ja eine Zeit lang wurde sie von einem Oberpriester noch extra mit kleinen Prisen bengalischen Pulvers genährt, und da pfiffchte sie dann jedesmal ganz vernehmlich und in rhythmischen Intervallen bis zu zwei Spannen Höhe empor.

Bis hieher, bis zum ersten Abtreten des Teiresias, war alles noch in allgemein geltende oder doch geldwertige Modernität gehüllt. Von da ab entzog man jedoch dem Sophokles alle modernitischen Sensationseffekte und damit zugleich alle Resonanz seines Dramas in den Nerven des Publikums. Da zeigte sich denn, wie gott- und menschenverlassen der Alte dastehe auf seinen sechsfüßigen Jamben. Deutsche Knittelverse hätten der Reden Sinn nicht so sicher tot schlagen können wie die trefflichen, treudeutsch übersetzten Trimeter unseres Thudichum für tirolische Gehöre dies vermochten; denn für viele Ohren, auch von Männern, sind diese sechsbeinigen Verse gerade so unerfaßlich, wie für die Hände der meisten Damen die ebenfalls sechsbeinigen Heuschrecken ein für allemal unanfaßbar sind, mögen dieselben noch so wohlgestalt, pferdartig lang und schön grün sein.

Und so frommten dem Drama auch die tüchtigen Schauspieler nicht mehr. Einige von ihnen schienen nämlich augenfällig zum Sophokles halten und ihm ernsthafte Fürsprecher sein zu wollen. Aber die Uebertragung des Sophokles-Thudichum ins Zirkussische durch Herrn Bringdichum, vulgo Straßburger, hatte ihre Wirkung bereits getan: der halbumgebrachte Sophokles vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten.

Die „Elektra" wurde dann auch noch gegeben; am nächstfolgenden Abend. Doch wurden diesmal zuerst die altbewährten Nummern eines normalen Zirkusprogrammes absolviert. Denn ob auch der Name „Elektra" einen ganz überschwänglich modernen Klang hat und von „Elektrizität" so direkt abgeleitet zu sein scheint wie etwa

Nervin von Nervosität, das Publikum traute nun doch nicht mehr. Und da der Unternehmer diesem Mißtrauen insgeheim Recht geben mußte, so ließ er das Publikum wohlweislich schon im vorhinein elektrisieren durch den Anblick balancierender Seelöwen. Auch gedachte er wohl auf diese Weise einem übleren Sturm auf die Kassa, als der gestrige war, vorzubeugen: mitten in der Vorstellung wäre der ausgebrochen, und nicht von draußen herein, sondern vom Innern des Zirkus nach draußen. Nicht einen teuren Eintritt, sondern einen geziemend billigen Austritt hätte man sich erstritten. So aber, da man doch schon etwas Reelles für sein Geld genossen hatte, ging der Austritt aus dem Zirkus auf eine durchaus friedliche Weise von statten, ohne alle gefährliche Stauung und Kassastürmung. Mit ein wenig Geräusch ging alles ab. In drei oder vier Zeiten verließen zahlreiche das Theater, und zerteilten so, die allgemeine Aufmerksamkeit ganz auf sich ablenkend, die in einem Zug durchgespielte Vorstellung gewissermaßen in vier oder fünf Akte. Jedesmal erhob sich irgendwo ein Mutiger mit seiner Schönen, ein Krieger etwa, ein Militär, und dann ging's wie eine ansteckende Volksbewegung durch die Reihen, allenthalben erhob sich's von den Sitzen und zog in langen Zügen durch die Manege-Orchestra dem Ausgang zu. Wer einen starken Sinn für ästhetische Illusionen hatte, der konnte diese Züge wiederum für umziehende Chöre griechischer Priester nehmen, welche sonst in diesem Stücke nicht auftraten. Es fehlten ihnen bloß die weißen Ueberhemden und den meisten auch die Perücken. Hosen hingegen und Schnür- oder Zugstiefel trugen auch diese.

Und so erfuhr der Gegensatz zwischen nord- und süddeutschem Publikum wieder einmal eine auffallende Demonstration. Während nämlich in Riga das Publikum voller Begeisterung noch eine volle Stunde über die Vorstellung hinaus im Zirkus verblieb, ereignete sich in Innsbruck ungefähr das Gegenteil: hier waren's die Schauspieler, die nahezu noch eine Stunde lang auf der Bühne verblieben, nachdem das Publikum sich größtenteils schon verflüchtigt hatte.

Aber auch Herrn Straßburger drängte es fort, vielleicht weil ihm der südliche Innsbrucker Boden nachgerade schon heiß zu werden begann unter seinen Füßen. Noch in derselben Nacht begann er seinen großen Aufbruch, ja eigentlich schon während der Aufführung der Elektra. Und die wehmütigen Abschiedslaute der Seelöwen und Elephanten mischten sich noch wie teilnahmsvolle Klagen eines unsichtbaren Chores in die tragischen Dialoge des Dramas.

Karl Röck.

Exl in Wien.

Bei ihrem ersten Erscheinen in Wien, vor drei Jahren, hat man die Exl-Leute mit herablassender Freundlichkeit empfangen. Man schien geneigt, sie zum Kehraus der Saison neben den unvermeidlichen Schlier- und Tegernseern mit in den Kauf zu nehmen. Die selbständige Haltung dieser Truppe jedoch, die Urwüchsigkeit ihres dem leidigen dramatischen Schuhplattlertum entrückten Spieltriebs, die Frische und Natürlichkeit ihres allem rustikalen Starwesen glücklich ausweichenden Zusammenspiels fielen alsbald auf und interessierten umso mehr, als sich die Kräfte des Ensembles fast durchwegs an würdigen Aufgaben — unter anderen an der Darstellung Anzengrubers, Schönherrs, Kranewitters — erprobten. Und schließlich schien der Erfolg des Unternehmens so gefestigt, daß man dem diesjährigen Gastspiel ursprünglich die Bedeutung von Tiroler „Festspielen" (unter Schönherrs Leitung) geben zu dürfen glaubte. Zum Glück hat man diese Reklame-Idee rechtzeitig fallen gelassen. Ihre Durchführung hätte eine Beschränkung auf das nur künstlerisch Belangvolle erfordert, mit dem eine mehrwöchentliche Spieldauer kaum zu bestreiten gewesen wäre. Ein Experimentieren aufs Geratewohl aber und der Ehrgeiz, vieles statt viel zu bringen, wie ihn die Wahl der diesmal gebotenen „Novitäten" bekundete, hätte die Möglichkeit einer erfolgreichen Verwirklichung des anspruchsvollen Vorhabens von vorneherein in Frage gestellt.

Die Gäste begannen mit Anzengruber, dem sie ihre ersten Siege verdanken und der das künstlerische Rückgrat ihres Repertoirs ausmacht. Sie spielen ihn auf eine eigene, mehr ins Breite oder besser noch ins Schwere gehende Art, die seine Dialektik, die überall und nirgends daheim ist, sozusagen seßhaft macht. Und so kommt es, daß selbst eine Komödie wie „Die Trutzige" — gewiß eines der sprödesten Stücke des Meisters — in ihrer Darstellung Farbe und Leben gewinnt, obwohl das Komödienhafte diesen Spielern nicht eigentlich im Blute zu liegen scheint. Schon am zweiten Abend brachten sie Schönherr, der die Inszenierung seiner Werke selbst besorgt hatte. „Sonnwendtag" und — nach der Aufführung im Deutschen Volkstheater besonderes Interesse weckend — „Glaube und Heimat". „Eine Aufführung dieser Tragödie", ist einmal geschrieben worden, „kann nie so schlecht sein, daß das Stück ganz abfällt, aber sie kann auch nie in einer solchen Vollendung gebracht werden, wie das Stück sie erheischt." Will man diese etwas apodiktische Behauptung gelten lassen, so ist zu sagen, daß Exl wenigstens auf dem Wege zu solcher Vollendung um ein gutes Stück vorwärts geschritten ist. Er und seine

Leute haben eben das zur natürlichen Voraussetzung, was andere — und gerade die erfahrensten Berufskünstler — sich in solchem Fall als naturalistischen End-Effekt erst suchen und zurechtlegen müssen: eine Bodenständigkeit, die sie in dem Geist der Dichtung wurzeln läßt. Was ihnen daher an Großzügigkeit und Geschlossenheit der schauspielerischen Interpretation abgehen mag, ersetzen sie durch das schlichte Pathos einer Innerlichkeit, die das Theatralische glücklich vermeidet. Der Neu-Einstudierung des „Sonnwendtag", der etwas „flott" gespielt wurde, hat man weniger Beachtung geschenkt. Der vierte Akt wurde so sehr zusammengezogen, daß man ein Mehr an Knappheit schon nicht mehr geben kann. Mag sein, daß die letzte Szene, das Abräumen des Hausaltars seitens der Rofnermutter, dadurch an Verinnerlichung gewonnen hat — die stumme symbolische Sprache dieses Vorgangs hat nun, da sie sich von dem Schweigen, in das dieser kurze vierte Akt getaucht ist, nicht mehr recht abzuheben vermag, an spontaner Ausdruckskraft verloren.

Die Aufführung dieser beiden Werke bedeutete den Höhepunkt, sowohl in darstellerischer als in literarischer Hinsicht. Neben Schönherr stand — aufrecht und eigenrassig — Kranewitter. Der erste Eindruck ist: Einer, der übers Ziel schießt. In seinen beiden Einaktern „Der Joch" und „Der Med" (aus dem Zyklus „die sieben Todsünden") ballt sich der Stoff zusammen, die Möglichkeiten häufen sich in einem Uebermaße, der dramatische Impetus aber verläuft sich in die Episode, die in ihrer krassen Deutlichkeit ohne nachhaltige Resonanz bleibt. Beispiele eines dramatischen „Quod erat demonstrandum", das nichts beweist, indem es zu viel beweist. Gerade durch dieses Häufen der Beweismittel in so übertriebener Weise erscheint die tragische Intention auf eine Höhe gepeischt, in der sich die Extreme bereits berühren und die Tragik sich dem Malheur verschwistert. Bedeutender in seinem knappen Duktus und schönem Ebenmaß erschien Kranewitters „Andre Hofer" und ebenso sein wuchtiges Erstlingswerk „Um Haus und Hof", das in der Aufführung wohl am besten gelang. Uber die Bedeutung der beiden Werke ist in diesen Blättern bereits von berufener Hand geschrieben worden, auch die interessante Parallele Schönherr-Kranewitter ist mit solch sachlicher Klarheit gezogen worden, daß es Geist von fremden Geiste nehmen hieße, wollte man sich des Weiteren darüber verbreiten.

Neben diesen beiden Dichtern kamen noch zwei Tiroler Autoren mit „Novitäten" zum Wort. Der eine, Rudolf Greinz, ist als Tiroler längst beglaubigt und versiert, der andere, ein Herr von Feldegg, scheint noch ein Neuling auf diesem Gebiet. Von ihm also wurde

in Wien aufgeführt: „Urvolk, ein bäuerliches Schauspiel.“ Innsbruck soll dank eines ausnahmsweise anerkennenswerten Eingriffes der Zensur vor gleichem Schicksale bewahrt geblieben sein. Der Wert dieses Machwerkes erhellt aus seinem Inhalt: Ein alterndes sieches Bauernweib hat einen jungen Mann. Seine peinliche Ehelage würdigend gibt sie ihm den guten Rat, sich an einer Jüngeren schadlos zu halten. Der treue Gatte befolgt natürlich den Wink und wendet sich an die eigene Tochter, die soeben aus fremden Diensten zurückgekehrt ist. Nach einer halbstündigen, psychologisch geschmierten Aussprache findet er bereits ein liebevolles Verständnis bei seinem Töchterlein — allerdings erst, nachdem er dem Mädl hat klipp und klar beweisen müssen, daß es keine Sünde sei. Anders tut nämlich ein Tiroler Bauernkind so etwas nicht. Die heikle Geschichte bleibt nicht lange geheim. Ein Dienstmädl kommt natürlich dahinter und tratscht den Vorfall einem in steter Geldverlegenheit schwebenden Vetter des Bauern. Sinngemäß kommt dabei eine Erpressung heraus. Der Erpresser aber wird dabei halb erwürgt und ihm das Geständnis entlockt, daß er es war, der am Ende des ersten Aktes so prompt die zum Bauernhof gehörige Scheune angezündet hat. Während so der concursus delictorum ins Unendliche zu wachsen scheint, schickt sich die Bäurin endlich zum Sterben an. Erfreulicherweise macht sie noch das Geständnis, auf das der Zuschauer schon so lange sehnsüchtig gewartet hat; denn das Publikum, das offenbar nach Lessings schönem Rezept nicht düpiert werden soll, erfährt gleich zu Beginn der Tragödie, daß die Tochter nicht die Tochter dieses „legitimen“, sondern eines andern Vaters ist: einen Tag (resp. eine Nacht) vor der Hochzeit erzeugt. Darauf große Versöhnung und gegenseitiges Verzeihen. Ein Priester, dessen Zeugnis man vielleicht vor Gericht brauchen kann, wird noch rasch vom Beichtgeheimnis absolviert, und wenn ich recht verstanden habe, so heiratet der unnatürliche Vater die natürliche Tochter. Eine poetische Lizenz, die unser bürgerliches Gesetzbuch vorderhand nicht anerkennt. Tiefer jedoch als dieser Lapsus muß die Einsicht berühren, daß die ganze Mühe, die sich der Autor mit dem Thema der geheiligten Blutschande gab, durch die Annullierung der tragischen Voraussetzung rein umsonst war.

Eine Unerquicklichkeit ähnlichen Stils, nur grobschlächtiger und draufgängerischer in der Wahl bewährter Mittel, stellte „Die Thurnbacherin“ von Rudolf Greinz dar. Das Stück — „ein Tiroler Stück“, wie der Aushängeschild beherzt versichert — wurde knapp vor Torschluß ein einziges Mal gegeben. Da der dramatische Tatbestand den Lesern des „Brenner“ hinlänglich bekannt ist, so erübrigt nur, den Erfolg der Aufführung dahin zu kennzeichnen, daß Herr Greinz schließlich die Lacher auf seiner Seite hatte.

Walther Lutz.

Soeben erschienen:

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).
Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.
Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten n den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 5.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Verfall IV (Schluß) / Hugo Neugebauer: Das Muschellied / Hans Kiene: Spätsaat (Schluß) / Ludwig Seifert: August / Bernh. Jülg: Grotesken (Der Piccolo. Die Teuerung) / Hartmann: Brixner Chronik VII / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau VII / Karikaturenfolge 29: Max von Esterle: Bildhauer Zeiller.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Auguſt 1911. Heft 5.

Verfall / von Carl Dallago.

(Schluß)

Man putzt heute jedes Unternehmen heraus, indem man es wiſſenſchaftlich ſein läßt. Jede Tageszeitung übt bereits dieſe Art Heiligung. Wiſſenſchaftlich: — ich denke, wenn man einem Ding das Leben und die Wahrheit nimmt, gerät es in wiſſenſchaftliche Verfaſſung. Und was für fatalen Beigeſchmack hat eine Zeit, die die Dinge erſt genießbar findet, wenn ſie wiſſenſchaftlich zubereitet ſind. Der Unzeitgemäße freilich verſpürt an ſolcher Koſt und ſolchen Koſtgängern nur den Verfallsgeruch.

So ein Verfallsgeruch kam auf mich von den Schriften der Herren Auguſt und Ernſt Horneffer über Nietzſche. Was die beiden Brüder eint, iſt Feindſeligkeit gegen das Nietzſche-Archiv. Mich bedünkt aber: Ein Affekt der Abneigung, privater Erfahrung entſproſſen, als Anſporn taugt ſchlecht für wiſſenſchaftliche Arbeit. Er verleiht dem Unternehmen den trüben Glanz der Fragwürdigkeit. Auf mich wenigſtens machten die Schriften dieſen trübglänzenden Eindruck.

Was ſoll die breit getretene Verdächtigung, daß Frau Förſter-Nietzſche ſich durchaus nicht eigne als Herausgeberin des Nachlaſſes ihres großen Bruders? Wären die Herren Horneffer dafür vielleicht tauglicher? Sie ſelber laſſen dieſe Idee ſtark durchblicken. Aber ihre Ausführungen befürworten mir ihre Eignung weniger.

Was Herr Auguſt Horneffer in „Nietzſche als Moraliſt und Schriftſteller" gibt, iſt Kleinkrämerei beſſeren Stils. Daß es „wiſſenſchaftlich" iſt, will ich gern einräumen; es bringt keine Rangerhöhung dieſem Begriffe. Auch wo Nietzſche gelobt und gefeiert wird, hat man

nicht recht ſeine Freude daran. Lob und Feier ſind zu wiſſenſchaftlich ausgelöſt. Es ſpricht auch aus ihnen zu ſehr die hohe Meinung des Wiſſenſchaftlers von ſich ſelber. Und zuletzt wird zu deutlich zu verſtehen gegeben, daß auch Entartungsformen für die Wiſſenſchaft von großem Intereſſe ſind. Ja: „daß gewiſſe Entartungsformen mit außerordentlichen Leiſtungen" abzuwechſeln ſcheinen.

Ich konſtatiere hier die Verfallenheit der Perſpektive, nicht ihre Unrichtigkeit. Doch denke ich, natürlicher ſchaue ſich: daß außerordentliche Leiſtungen zuweilen zu Entartungen führen: — zu Erſchöpfungen mit krankhaften Begleiterſcheinungen bis zum Zuſammenbruch. Der ausgezeichnete Eſſay Spitteler's „Die Perſönlichkeit des Dichters" iſt auf ähnliches Schauen eingeſtellt. Es ſpräche noch dafür, daß Nur-Intellektmenſchen, Gelehrte und Wiſſenſchaftler ſolchen Entartungsformen kaum ausgeſetzt ſind. — Aber wo ein „Wiſſenſchaftler" am Werke iſt, zäumt er alles von hinten auf. Wenn man ſo einen hört, muß man es immer bedauern, daß er zu ſpät zur Sache gekommen iſt. Sonſt wäre ſicher alles beſſer geworden. So möchte man auch Nietzſche bedauern, daß er nicht rechtzeitig ſeinen Lehrmeiſter gefunden hat. Der hätte ihm ſagen können wie Herr Auguſt Horneffer: das, was Nietzſche unter Immoraliſt verſtehe, wäre Moraliſt zu nennen und es ſei nach den franzöſiſchen Vorbildern La Bruyère und La Rochefoucauld. Er hätte ihm geſagt in Bezug auf die fein geſchliffenen Ausſprüche: er wetteifre „in Bonmots mit den feinen Franzoſen"; — er überwinde „ſeine ſchwere feierliche Natur." Und dann wieder: Er zwinge „ſein Naturell nicht, niemand vermag das", — er erreiche nur, „daß man ihn eitel und kokett" nenne; — er entlehne Vieles von Lichtenberg, „nicht nur Gedanken, auch Einzelheiten." — Und dann wieder: „La Rochefoucauld — — wie ſcharf ſieht auch er das Mannigfaltigſte, das Fernliegendſte! Ganz ähnlich Lichtenberg; er iſt ein untrüglicher Beobachter. Von alledem" fände man nichts bei ihm. Und Goethe hätte es ſo gemacht und La Bruyère ſo und der und der ſo. „Aber wie eng, wie unerlaubt ſubjektiv" ſei ſeine Pſychologie!

Das und noch mehr hätte Herr Horneffer Nietzſche zu ſagen gewußt. Dies ſoviele Zuſagen-Wiſſen bringt es mit ſich, daß unſer

einer das einzige Kapitel „die Arbeitsweise" erquicklich findet. Es berichtet gut von der Art, wie Nietzsche zu arbeiten pflegte, die man freilich schon aus seinen Werken entnehmen kann. Und auch hier erkennt Herr Horneffer nicht, daß es das eminent Bedeutendere ist, seinen Eingebungen zu unterliegen, ohne erst ein intellektisches Einteilen vorzunehmen. Gegen Ende der Schrift meint ihr Verfasser noch vom Stil Nietzsches, daß er einen „ebenso anziehenden wie gefährlichen Charakter" habe.

Das stimmt gewiß; nur muß man das Gefährliche eben im Anziehenden suchen, wie es immer der Fall ist. Ein edler Wein ist gefährlich — ein schönes Weib noch mehr — die große Gesundheit vielleicht das Gefährlichste: alles Dinge, die unter Umständen ein ungeheuer Wohltuendes an sich haben. Ihre Gefährlichkeit liegt eben in der Gewalt ihres Wohltuns. Es verlangt ein Maß von Verständnis und von Kraft vom Genießenden. Aber den Stil als solchen berührt das nicht. Wie ja auch die Köstlichkeit eines Weines — oder die Schönheit eines Weibes — oder der Überfluß der Gesundheit nicht berührt wird von vertrunkenen — von verlebten — von gebrochenen Menschen.

Die Herren Brüder Horneffer sind im Grunde Nietzsche nicht zugetan. Dafür spricht auch der Umstand, daß sie Nietzsche wissenschaftlich und sozial der Menge vermitteln wollen. Nietzsches Schaffen ist aber nicht wissenschaftlich und noch weniger sozial. Es ist der spekulative Intellekt, der solche Verehrer an Nietzsche herantreten läßt, die sein Werk ihren Absichten unterordnen möchten. Das Wesentlichste von Nietzsches Schaffen ist solchen Absichten des Verfalls nicht dienstbar zu machen. Es ist etwas, das sich nicht allgemein machen läßt, ohne vorher seinen Verfall anstreben zu wollen. Die wissenschaftliche und soziale Art der Herren Horneffer dürfte dies freilich nicht erkennen noch anerkennen; es entzöge ihr auch die Gelegenheit, ihr wissenschaftliches Pathos an den Mann zu bringen. Diese Art bedarf zu sehr des großen Publikums als Resonanzboden, wenn sie „für unser Deutschland mit besonderem Nachdruck" zu fordern hat, wie jüngst Herr Ernst Horneffer: „Wir brauchen eine Religion im Sinne

der Gebundenheit an eine Weltanſchauung, die alle Glieder eines Volkes einigt, als Gegengewicht gegen das Zerſetzende, Chaotiſche individualiſtiſcher Anarchie.“ —

Die Forderung einer Gebundenheit an eine Weltanſchauung: — riecht das nicht ſtark nach Dogma? Da ſei nochmals bezweifelt, ob das wiſſenſchaftliche beſſer wäre als das kirchliche! Und die Einigung von allen Gliedern eines Volkes gegen den Einzelnen? Welch faule Tapferkeit da gepredigt wird! Wie die Inſtinkte der Menge hervorgeholt werden gegen die Inſtinkte des Menſchen! Es iſt der morſche Blick des Verfalls, der ſich nach ſolcher Einigung umſieht. Der Blick des Wachstums ſchaut ſich nur nach Befreiung um und findet in ihr alle Einigung. Denn Einigenderes als jedes Dogma — Bindenderes als jede Weltanſchauung lebt von jeher in jedem Menſchen. Darum: nur Menſchen brauchen wir!

* * *

Der Zug gegen das Individualiſtiſche weht von überall her auf uns ein. Er geht Hand in Hand mit der Intellektualiſierung unſres Volkes und unſrer Zeit. Er zeugt am beſten für die Nähe des allgemeinen Verfalls. Schon treten „künſtleriſche“ Unternehmungen ködernd an das Publikum heran mit der Verſicherung ihrer Abneigung „gegen die manierierten und ſchwerverſtändlichen Exzeſſe eines tyranniſchen Subjektivismus“, wie ſie ſich ſüßlich breiig ausdrücken. In Wahrheit verbirgt ſich darunter die tückiſche Abneigung der Mittelmäßigkeit gegen alle Überlegenheit. Denn die Überlegenheit iſt immer Subjektivismus. Was ſollte ſie auch anderes ſein als eine Kraft, die auf ſich ſelber ruht — die in ſich ſelbſt verankert iſt und die den Menſchen nötiger iſt als alles, weil ſie erſt die Menſchwerdung ermöglicht. Aber der Menſch, das iſt eben das Gefährlichſte — das Unwillkommenſte! Er macht ſo vieles überflüſſig von all dem mit lautem Pomp und Aufwand Errungenen. Er macht ſo viele Wichtigtuerei — ſoviele falſche Würde entbehrlich — ja noch mehr als entbehrlich. Wer möchte ſich das gefallen laſſen? — Wozu wäre der Intellekt da, wenn nicht, um ſich als Gemein- und Staatswohl aufzuführen; oder: wenn man ſelber Staat oder ſein Vertreter iſt, um ſich als Volkswohl aufzu-

führen; oder: wenn man selber Kirche oder ihr Vertreter ist, um sich als Seelenwohl aufzuführen. Man wundert sich nur, wie dicht man überall von Wohl-Tätern und Wohl-Vertretern umrankt ist und wie unwohl sich alles dabei fühlt, wo überhaupt noch gefühlt wird. Nur der subjektive Mensch, sein offener Hang nach sich selber — nach Eigenwohl gilt überall als unerlaubt. Die Kunstmacher wollen ihn nicht, weil er zeigt, daß Kunst nicht zu machen ist; das Publikum will ihn nicht, weil es sich in ihm zu wenig untergebracht sieht; die Fürsten wollen ihn nicht, weil er nur sich selber dient und nachgeht; die Wissenschaft will ihn nicht, weil seine lebendige Kraft unwissenschaftlich ist. Überall scheut man ihn als etwas, das zuletzt noch ein Beispiel gibt, wie man mit sich allein trotz allem zu seinem Glücke kommt. Was aber wäre das für ein Ausfall am Gemeinwohl — am Staatswohl — am Volkswohl — am Seelenwohl! — —

Wenn die geistigen Ackergründe eines Volkes derartig bestellt werden, kann vom Ertrag nicht mehr viel zu erwarten sein. Und doch wird die Bestellung des Bodens noch immer schlechter. Daß das Individualistische angefeindet wird, ist lange nicht das Schlimmste. Schlimmer ist es, seine hebende Macht nicht mehr wahrzunehmen. Und das Ärgste: man versucht bereits größte Individualitäten zu leugnen. Es ist die letzte Stufe zum inneren Ruin eines Volkes. Ist der einmal da, wird auch der äußere nicht mehr lange auf sich warten lassen, mag der Stand der Dinge uns heute auch Besseres vortäuschen.

Was deutsche Gelehrte in der allerletzten Zeit ausgebrütet haben, wäre nicht zu glauben, wenn es nicht gedruckt vorläge: so stark riecht der Verfall aus den ausgebrüteten Dingen. Da ist vor allem Arthur Drews mit seiner „Christusmythe", die beweisen soll, daß Jesus nie gelebt habe. Derartiges wird immer vereint unternommen. So stehen auch Drews verwandte Geister zur Seite, darunter natürlich Engländer, die immer da sind, wo der Intellekt den Verfall einleitet. Ich halte mich an Drews, als den heutigen Häuptling an der Sache, deutscherseits wenigstens.

Wenn ich in seinem Buche „Die Christusmythe" lese an beliebiger Stelle, kann ich nur staunen über die Kleinlichkeit der Argumente,

die man gegen eine ſo große Sache ins Treffen zu führen wagt. Das Zitierte wie das Erläuternde: alles ſchleppt ſich ſo ſchwachbeinig hin und die fortwährende Zuhilfenahme von Anmerkungen ſieht ſich an wie ein Sichſtützen auf Krücken. Schon das erſte Kapitel „der vorchriſtliche Jeſus" ſpricht mir gegen das Drews'ſche Vorhaben. Es zitiert gleich zu Beginn den römiſchen Philoſophen Seneca, deſſen Hauptlebenszeit mehr als die Hälfte des erſten Jahrhunderts nach Chriſto ausfüllt. Es erlaubt zu ſchließen, daß ſein Geſagtes erſt nach dem Tode Jeſu entſtanden iſt, — ja daß es vielleicht auf dunkle Kunde über Jeſu Perſönlichkeit zurückzuführen ſei, die zu Seneca gedrungen und geholfen habe, in ihm „das Idealbild des großen und guten Menſchen" auszulöſen. Jedenfalls iſt es untunlich, dies „Idealbild" Seneca's als Beleg für einen vorchriſtlichen Jeſus auszuſpielen.

Ein ähnlich Untunliches zieht ſich durch das ganze Werk. Man möchte oft und oft der Gewalt wehren, der zitierte Stellen, die der Exiſtenz Jeſu das Wort reden, verfallen, bis ſie ſich fügen, gegen dieſe Exiſtenz zu zeugen. So beſonders in den Kapiteln „Der pauliniſche Jeſus" und „Der evangeliſche Jeſus". Man wird ſchließlich belehrt: Dieſe Menſchen, die Evangeliſten und Paulus, ſchrieben — trotz ihrer Schlichtheit und Innigkeit — nicht, um etwas mitzuteilen, ſondern um etwas zu verbergen. Dies aufzufinden war erſt einem entwickelten Intellekt nach nahezu zweitauſend Jahren beſchieden. So beweiſt ſich doch zugleich die außerordentliche Findigkeit und Entwicklungshöhe dieſes Intellekts. Man erkennt nun, was ich dem Buche von Drews entnehme: Ein Intellekt will ſich beweiſen. Dieſe Beweisführung widerlegen wollen, hieße dem Verfall weiteren Platz einräumen.

Was ich hier aufdecken will, iſt: daß eine Arbeit, wie ſie „die Chriſtusmythe" darſtellt, nur der Verfall am Menſchen zu vollbringen imſtande iſt. Arthur Drews und ſeine Genoſſen ſind Dekadenten, und zwar typiſche Dekadenten: ihr Verfall wird wiedrum Verfall zeitigen. Freilich kommen ſie nur dort zur Wirkung, wo der Verfall bereits vorbereitet iſt. Wie ja jeder Same ſeinen entſprechenden Boden verlangt.

Ich kenne Arthur Drews aus einem Bilde eines Verlagskatalogs.

Es zeigt ihn mir in seiner starken Wohlbehäbigkeit mit dickem Gesichte und massiger, doch unschöpferischer Stirn, die wohl für ein Unterbringen toter Dinge — aber kaum für ein Hervorbringen fruchtbarer Gedanken sich eignen mag. Die Züge zeigen nichts Besonderes, die Augen haben nichts Seherisches. Ich frage hier als Psychologe wie als Physiologe — was ja in einem vereint sein muß —: Verspricht so ein Aussehen der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden? — Das Gesicht dieses Jesusforschers zeigt vielleicht die Fähigkeit auf zur emsigen sitzenden Arbeit, vom bestimmten Wollen geleitet. Sein Buch stellt sich mir harmonisch zu diesem Eindruck. Es ist Bienenfleiß darin, ein andauerndes, emsiges Zusammentragen. Aber es ist nicht Sinnen- und Trieb-Leben wie bei den Bienen; es ist intellektisches Wollen. Das Gesammelte ist auch nicht Honig, weder dem Stil noch dem Gehalt nach. Es ist totes Geräte, und wo es noch ein Lebendiges ist, wie zuweilen das Zitierte, wird damit so verfahren, daß es bald ein Leben aushaucht. Dafür ist der Sammler der Intellekt. Der hat sich seine Aufgabe gestellt und das ganze Trachten des ganzen Menschen, der dahinter steht, wird Bedienung des Intellekts wie das Tun eines Arbeiters Bedienung der Maschine. Der Intellekt arbeitet auch wie eine solche und ruht erst, wenn er seine Aufgabe gelöst wähnt. Drews stellte sich die Aufgabe: die Existenz des größten Individualisten der von uns übersehbaren Zeiten auszulöschen. Sein Intellekt findet dabei höchstens: es war doch ein jähes Leben. — Er ist sich nicht bewußt, was der Menschennatur verloren geht durch das Auslöschen solcher eltenster Menschen. Er ist sich nicht bewußt, was es für den Menschen immer wieder und somit für die ganze Zukunft bedeutet, daß so ein Mensch gelebt hat. Er glaubt, ihn durch Ideen ersetzen zu können: es macht am Menschen Drews den Verfall aus.

Ich gehe nun weiter.

Es ist natürlich, daß auch höchstes Menschentum wie ein Ereignis mit der Zeit verblaßt. Auch die zeitliche Entfernung legt ihre Schleier. Je weiter nun so ein Menschentum als Ereignis von einem fortrückt, umso leichter wird es auch, es zu leugnen. Für seine Authentizität aber sind die weiter Fortstehenden auch viel weniger belangvoll als

die Näherstehenden. Und wenn Menschen unsrer Zeit das bereits neunzehnhundertjährige Vorkommen, daß Jesus lebte, abstreiten wollen, so ist dies viel weniger ernst und wichtig zu nehmen als das Sich-Aussprechen von Näherstehenden über dasselbe Vorkommnis. Nun findet sich bis in die Nähe unsrer Zeit kein Mensch von Belang, der Gründe aufgebracht hätte, die einstige Existenz Jesu zu bezweifeln. Wenn zeitweilig die kaum faßbare Erhabenheit der Persönlichkeit Jesu in manchem Menschen einen Zweifel an dieser Persönlichkeit aufkommen ließ, so sagt dies doch nur von der Beschaffenheit jener Menschen aus und nichts gegen die Existenz Jesu. So mögen auch Päpste und andere Kirchenfürsten, deren allzu weltlichen Machtgelüsten das Wesen Jesu gegen den Strich ging, derartigen Zweifel genährt haben. Man erkennt die Ursache: es ist dieselbe, die der römischen Kirche einen Jesus nur als Gott und nicht als Menschen brauchbar macht. — Je näher wir aber zeitlich zur Begebenheit vorrücken, umso fester umrissen zeichnet sie sich auch vor uns ab. Erst mit David Friedrich Strauß scheint deutsches Forschertum den ersten Zweifel an Jesu Persönlichkeit andeutend darzutun. Ist Strauß so wichtig zu nehmen? Er schrieb gewiß zuweilen mangelhaft: Nietzsche hat es an Beispielen klar aufgezeigt. Er wird auch mangelhaft gedacht haben! Er versagt auch völlig vor dem Begriff Natur. Fast möchte ich seiner Jesus-Forschung hinzufügen: Es ist ein Zug des freisinnigen Philisters, etwas gleich völlig aufzugeben, weil es als Gott nicht zu halten ist. —

Und Kalthoff ist ein Unentschiedenes. Ich habe mich im „Jesus"-Kapitel meines Werkes „Das Buch der Unsicherheiten", gegen seine Idee ausgesprochen. Vielleicht unnötig. Seine Annahme ist wie eine tote Blüte; er kam gar nicht dazu, sie mit seinem Menschentum auszufüllen. In ihm scheint mir ein Kampf rege — der Kampf gegen den Verfall. Der lauerte in ihm und träufelte in sein redliches Menschentum den zersetzenden Saft des Intellekts.

In Arthur Drews kämpft der Verfall nicht mehr. Als ein Opfer des Intellekts braucht Drews dem Intellekt nicht mehr Opfer zu bringen, was er so sehr scheut. Er steht als Dekadent gewiß weit

voran einem Strauß und Kalthoff, wenn er ihnen auch sonst nachsteht. Mir scheint er den intellektischen Dutzendmenschen sehr ähnlich, höchstens von größerer Arbeitsenergie. Am Grunde seines Tuns verspür ich das Nichtglauben-Können an einen Menschen, der wie Jesus war. Es macht ihm „peinlichen Eindruck", „Jesus zu einem Einzigartigen aufzubauschen." Es mag ihn bedrücken. So bedrückt vielleicht Pfahlbürger das Heroische — Anmaßende das Überlegene — innerlich Machtlose die innere Übermacht. Da hascht man nach allem, was für die niemalige Existenz eines solchen unfaßbar überlegenen Menschentums zeugen könnte, um es ja von sich abzutun. Dies Vonsichabtun wird einem Bedürfnis — wird einem Befreiung. Es besagt: daß in einem Verfall ist.

Und es streut Verfall aus, wohin es langt und wo es genügend verwandt empfunden wird. Das mag oft genug sein bei Markt und Menge; denn es hilft etwas abtun, was man in sich selber niemals aufbringt: das große Individualistische, das jedem Mythus zugrunde liegt. Es ist zuweilen schöpferisch wie ein Gott. Nun macht man es tot. Man nimmt in unglaublichster Weise seine Entstehung aus dem Mythus an und verteilt es unter die Massen. Auf das Sammeln und Zusammenstellen zu einem Idealbilde käme es künftig nur mehr an. Es entfernt das Schöpferische von dem lästigen subjektiven Menschen und rückt das Entstehen alles Großen in den Machtbezirk der Menge. Welch ein Fortschritt! — Zuerst der Mythus, dann die Köpfe der Übervielen, in denen er umgeht, und endlich das große Idealbild der Schöpfermacht der Menge entsprossen. — Damit ist etwas gesät, das sicher alle Tiefen mit Verfallsschutt ausfüllen wird. . . .

Abschließend sei noch erwähnt, woran die Wahrnehmung meiner Sinne tastet. Ich wittere eine geschlechtliche Armut in allen den Menschen, die vom Intellekt unterjocht sind. Diese Armut ist innerlich und unabhängig von der äußerlichen Lebensführung; es läßt sich auch das Geschlechtsleben veräußerlichen. Es ist eigentlich schon überall veräußerlicht, wo es sich gesetzmäßig und gewohnheitsmäßig abwickelt. Die wahren Kräfte und Stürme des Geschlechtlichen unterwerfen sich

nicht derartiger Zähmung und Schulung. In allen ſchöpferiſchen Menſchen fühlt man dies auch umgehen. Den unſchöpferiſchen Menſchen aber: den Stubengelehrten und Wiſſenſchaftlern, den zuſammentragenden Forſchern und rein intellektiſchen Schriftſtellern bleibt es ewig ein Fremdes. Sie wiſſen auch nichts von den eigentlichen Taten der Kraft, die ins ſeeliſche Gebiet hineingreifen und die gerade ſtarken Geſchlechtsmenſchen eignen, indem ſie oft dazu kommen, eine Macht auszuüben, darüber ſie ſich ſelber verwundern. Jeder große Künſtler zeugt für dieſe Macht mit ſeinem Werke, iſt es doch der Sproß ſeiner geſchlechtlichen Kräfte, die ganz in Liebe zu dieſem Werke aufgegangen ſind. Dieſe Liebe verträgt auch keine Seitenſprünge. Die großen Künſtler ſind immer die am wenigſten ausſchweifenden Menſchen. Schon die innerlich wache Art ihres Liebeslebens läßt die Bezeichnung ausſchweifend nicht zu. Doch auch nicht ſelten finden größte Künſtler mit dem Wachstum ihres Schaffens in ihm ihren einzigen Liebesgenuß. Dann regt ſich im Werke umſomehr die Kraft des Samens ihrer Mannheit. So verſpür ich dieſe Kraft beſonders auch in Nietzſches Schaffen.

Aber es wäre noch ein Höheres zu denken: Das machtvolle Weſen eines ungemein wohlgearteten Menſchen, deſſen Geſchlecht ganz Seele geworden iſt. Und daß ſo einer ſeine ganze Liebe über Daſein und Menſchen ausgießt. Sein Leben ſelber, ſein Kunſtſchaffen: das beſtändige Ausfließen ſeiner Liebe — ſein Liebesgenuß. Seine Taten der Kraft, die Taten des ganz Seele gewordenen Geſchlechts — der ganz Inbrunſt gewordenen Brunſt. So völlig geſchlechtsfrei daſtehend in ſeinem ganzen Tun und Laſſen — durch inneres Wachstum — dnrch innere Wandlung. Ein ſolches Leben müßte ſich ſeiner Wirkung nach den meiſten Menſchen gegenüber wie lauter Wunder ausnehmen.

Ein ſolcher Menſch in eine Landſchaft geſtellt, die ſehr ſüdlich iſt und dem Leben ſehr geringe Bedürfniſſe auferlegt, — die vielleicht einen Trunk klaren Waſſers und Früchte und den Schatten eines Baumes zu den wertvollſten Gaben für die Wohlfahrt des Leibes macht. Das ließe ſich gut denken! — Damit aber wäre bereits alles Nötige gegeben, die Exiſtenz eines Jeſus glaubhaft zu machen.

Wir haben ſeine einſtige Exiſtenz auch nie angezweifelt. Woran wir immer noch zweifeln möchten, trotzdem wir es hörten, iſt, daß der intellektiſche Verfall ſo ſehr einreißen könnte, aus dem Mythus — aus den Ideen und Bräuchen einer Menge — aus der Zuſammenſetzung eines Idealbildes eine Perſönlichkeit wie Jeſus herleiten zu wollen. Wir, die wir wiſſen, daß das Höchſte und Wunderbarſte der Wirklichkeit entnommen iſt — und daß das Ideale dort entſteht, wo die Wirklichkeit verfällt, kennen auch die leichte Verwehbarkeit aller Idealbilder. Wo Jeſus als Perſönlichkeit gefallen iſt, wird auch bald wie Staub verwehen, was man von ihm zu retten glaubte für das religiöſe Bedürfnis des Menſchen. Der Intellekt will hier nur trügeriſch vermitteln. Er iſt nie imſtande, eine Leere auszufüllen, die dort entſteht, wo eine Perſönlichkeit eingeht — wo er ſich dafür herriſch einniſtet und eine Individualität durch Ideen erſetzen will.

Wir folgern weiter: Es iſt nichts mehr ſicher vor ihm. Er gleicht einer Meute, die auf große uns überlieferte Leben Jagd macht, um ſie auszutilgen und ſelber ihren Platz einzunehmen. Wenn dies mit einem Jeſus gelingt, wird es mit Anderen noch viel eher gelingen. Schon häuft man immer mehr Staub und Schutt auch um Shakeſpeare. Er wird bald kaum mehr erkenntlich ſein und ſein Werk wird ſich vielleicht ins Graue einer Vielheit verlieren. Dann mag die Reihe an Andere kommen. Mit der Zeit vielleicht an Dante — an Goethe. Vor der blind zerſetzenden Findigkeit des Intellekts verfällt alles. Er zeigt ſich, wo er herrſchend geworden, als der eigentliche Sündenfall eines Volkes. Er breitet ſich wie ein Fluch in des Volkes Wachstum hinein und vernichtet ihm die ſchönſten Blüten. Es führt zum völligen Nihilismns.

Bis dahin aber iſt für das deutſche Volk vielleicht ſchon wieder Erſatz gefunden. Es iſt heute weniger als je nötig, daß ein deutſcher Geiſt für ſein Volk ſchreibt — daß er für ſein Volk lebt. Gerade niedergehende Völker kommen manchmal zu größten Menſchen. Es iſt der Gegenſatz zur Zeit und zur Menge, die ihre Entfaltung begünſtigt. Die Deutſchen haben bereits einen Nietzſche. Wo er auch nicht Erfüllender iſt, immer bleibt er Niederreißer und Vorbereiter von einzig-

artiger Tragweite. Wenn ihn die Deutſchen nicht annehmen wollen, wird er anderen Völkern — vielleicht auch anderen Raſſen — umſo willkommener ſein. Schöpferiſche Menſchen ſeines Schlages überleben gerne ihr Volk.

* * *

Ich bin nun ordentlich müde und abgeſpannt vor lauter Hinſehen und Hinhören auf den Verfall, den das reißende Vordringen des Intellektiſchen überall angerichtet hat. Nun überlaſſe ich mich umſo reſtloſer dem Frühligstag, der mit dünn verhängtem Himmel ſich mir entgenbreitet. Ich denke, er wird mich wieder zu mir ſelber führen. Zuvor aber, den Stand der Dinge im Auge behaltend, nehme ich noch einem Ausſpruch H. St. Chamberlain's auf und gebe ihm, ihn gleichſam der Zeit entgegenhaltend, meine eigene — vielleicht gegneriſche Richtung: „Was mit dem Schwert in der Hand ausgefochten wird, iſt das Wenigſte; der wahre Kampf iſt": der Kampf des Sinnenlebens gegen den Ideenkult — der Kampf der Gefühlswelt gegen die Tyrannei des Wiſſens und der Einſicht — der Kampf der Menſchennatur gegen die Herrſchaft des Intellekts.

Riva, im März 1911.

Das Muſchellied / von Hugo Neugebauer.

Hat der Wind ſich weit verflogen,
See, die werbend er geweckt,
in ſich ſelbſt zurückgebogen
wieder in den Schlaf geſtreckt,

iſt er durch die tauſend Tore
zwiſchen Ding und Ding im Raum
lang enteilt und Aug und Ohre
ein Erinnern nur, ein Traum,

Muſchel, von des Meeres Grunde
ausgeworfen auf den Strand,
wahrt im abendroten Munde
ſeiner Wellenliebe Pfand.

Ew'ge Liebe, windgeſchworen,
klingt wie bittern Meeres Hohn
als ein Traum in Muſchelohren
leis erſchwellend, Ton auf Ton. —

Muſchel, Mund und Ohr im Bunde,
tiefer Stille Wunderlaut,
Abglanz jener Abendſtunde,
deinem bleichen Schmelz vertraut,

wenn ich ſinnend dich betrachte,
blutet auf in mir der Tag,
da auch mir die Welle lachte,
Meeresherzens Donnerſchlag;

wenn, den Odem angehalten,
ich zu deinem neig das Ohr,
wachen auf die Seegewalten,
die das Lied des Sturms beſchwor,

als an ihres dunkelm Runde
meines Auges Blicken hing,
Meer und Himmel uns im Bunde
wie dein Haus den Traum umfing!

Spätſaat / von Hans Kiene.

(Schluß)

Wieder ſtieg mit ſachten Schritten der Herbſt vom Duron herauf übers Faſſajoch und über die ſchwarze Schneide der Palaccia. Roſtbraun färbte er das Almgras, erſt an den Südhängen, dann überall. Arnika ſtand ſchon verbleicht in den Wieſen und ihre zarten Blätter trug der Wind davon. Eingetrocknet war der ſammtigrote Kopf der Brünelle, Enzian kroch dürr und verſchrumpft über den Boden und im Rhododendrongeſtrüpp glühten ſpärliche ſpäte Blüten auf mißfarbnem Laub.

Unten an den Talflanken war's noch nicht ſo weit. Im Gartel des Koſelhofes wiegte noch eitel ſich der feingefiederte Mohn in allen Farben, Aſtern und Georginen trugen ihre reichentfalteten Kronen, vom Söller und aus jedem Fenſter lugte brennende Lieb', quollen in dichten Buſchen die blühenden Nelken. Leiſe erzählten dieſe Blumen von einem mitleidigen Weſen, das ſie betreut und pflegt und den ſengenden Sonnenbrand mit friſchem Bergwaſſer kühlt. „Deshalb gedeihen wir noch ſo ſchön!" nickten die Blumen „für ſie! Denn auch ſie trägt die brennende Lieb' im Herzen!"

Seit einiger Zeit arbeitete Veronika nichts mehr. Martin verbot ihr das Arbeiten. Nur mehr ihre Blumen goß ſie, ſonſt rührte ſie nichts an im ganzen Haushalt. Sie aß auch nicht mehr mit den Leuten, ſie aß in der guten Stube drinnen, kräftigere Koſt, mittags Fleiſch und abends Fleiſch, und manches Hendel aus der Steige. Doktor Moroder hatte es ſo angeſchafft.

Stuffleſer fand Tag und Nacht keine Ruh'. Schritt durch die Stuben, aus der Stub' in die Kuchel, in den Stall, ging über die Felder, zerſtreut, als ſuche er etwas, das er nicht finden konnte, und kehrte immer wieder zu ſeinem Weib zurück, welches in der Kammer ſaß und ſtrickte.

Der Arzt kam jeden zweiten Tag herauf.

Martins Unruhe wurde unerträglich.

„Wird's ein Bub? Wird's ein Bub?" frug er beſtändig.

„Wenn 's aber kein Bub wird, wenn 's keiner wird — dann Herrgott — —!"

„Laß den Herrgott aus dem Spiel, du heilige Ungeduld du! Kannſt es denn gar nicht erwarten? Verſchrei' es nur nicht! Am beſten überhaupt wär's, du gingeſt auf die Alm hinauf! Deine Leut' ſind ohnehin oben bei der Mahd und das Vieh muß auch bald abgetrieben werden. Geh' nur hinauf, haſt zu tun genug oben! Wenn's Zeit iſt, werd' ich dich ſchon holen laſſen!"

Moroder hatte Recht. Weggehen war das Beſte! So bekäme er ſeine unausſtehliche Ungeduld am Beſten los; wenigſtens litten die Andern nicht darunter. Bevor er aber ging, beauftragte er heimlich den Meßner, ſo lange bunte Kerzen vor dem Altar der unbefleckten Empfängnis zu brennen, bis Alles glücklich vorüber wäre.

*

Oben auf der Seiſeralm mähten ſie; der ganze Grund war in quadratiſche oder rechteckige Flächen zerteilt, heller oder dunkler grün, je nachdem, ob ſchon abgemäht war oder das Gras noch ſtand. Im Boden ſah man Senſenſtriche. Schmale, ſtehngelaſſene Grenzſtreifen zwiſchen den einzelnen gemähten Parzellen kleidete das giftige Lila der Herbſtzeitloſen. Allenthalb lagen ſchon Häufen gemähten Heus in Zeilen, hier rechente man zuſammen, dort ſchlug man es ſchon in große Tücher ein und lieferte es in die Tennen. Die Hüter trieben mit vieler Müh' das Galtvieh zupaaren, auch manche kecke Gais, die ſich verſtiegen hatte, mußten ſie von den Schroffen des Plattkofels oder aus den brüchigen Lammern der Roßzähne herabholen.

Neun Tage brachte Martin ſo zu; zehn Tage; elf.

Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag.

Er mied die Geſellſchaft der Mähder und Senndirnen, die abends vergnügt ums Feuer ſaßen, Zither ſchlugen, tanzten und ſangen; ging hinaus in die laue Sternennacht, beſtieg den äußerſten Bühel ſeiner Alm, wo das Wetterkreuz ſteht, und blickte baarhaupt und ſorgenvoll hinüber gegen Sorafreina und zum Mont de Soura; dort unten lag der Kofelhof!

Am zwölften Tag war's drückend schwül.

Heut' kommt ein Wetter! Südwind geht!

Gewitter sind selten um diese späte Jahreszeit.

Aber es kommt! Schau' nur, wie sich's zusammenzieht über Roterd und am Molignon! Wie's auffteigt aus dem Kessel von Antermoja! Pechschwarz ballen sich die Wolken, wie Riesenfäuste! Gleich wird es da sein!

Martin gab kurze, barsche Befehle; die letzten Bündel Heu müssen noch herein!

Da war's schon! Und wie's kam! Ganze Bäche goß es vom Himmel, es blitzte grell und donnerte, Schlag auf Schlag!

„Der hat gezündet! Man hört's am Krach! Nicht gar weit weg muß es gewesen sein!" sagte einer der Knechte.

Martin schauderte.

Wieder rollte der Donner, so laut und fürchterlich, daß die Grundbalken der Hütte bebten.

Dann war's für einen Augenblick stille.

Draußen klopfte jemand mit einem Stocke heftig ans Tor. „Ist der Bauer da?"

Man öffnete.

Es war der Botenbub' vom Dorf; platschnaß war er und keuchte.

„Was willst du von mir?" frug Martin und schien nicht mehr er selbst.

„G'schwind, hat der Dokter g'sagt, sollts heimkommen, Bauer; aber flink!" rief der Bote.

„Bei dem Guß?" warf einer der Leute ein.

„Was ist's?" stieß Martin hervor und packte den Burschen beim Arm. „Ein Bub? Sag's g'schwind!"

„Sel woas i net, sel hat mir der Dokter net g'sagt; aber i glab, 's ist nix! No nix!"

Einige drinnen lachten.

Martin warf ihnen einen strengen Blick zu.

Dann rannte er über die Wiese.

Es regnete noch ziemlich stark.

Als er beim Zallingerkirchl vorbeikam, warf er ſich auf's Knie und betete ein Vaterunſer.

Dann ging, nein, rannte er weiter; über die Rimeralm, durch den Conſinboden. Über und über war er mit Letten beſpritzt, naß bis auf die Haut. Was macht's?

Der Wald hört nimmer auf!

— Doch! — Endlich!

Da iſt er ſchon am Tervellabach, wo ſeine Felder beginnen! Dort drüben liegt der Hof!

Moroder kommt dem Atemloſen entgegengelaufen und ſchüttelt ihm die Hand. „So rennen, Martin! Bedenk', biſt ja kein Zwanziger mehr!"

„Sag', red' ſchnell! Iſt's vorüber? Ein Mädel? Ein Bub?" —

„— Ein Bub!"

„Ein Bub!" rief Martin mit einem erlöſenden Seufzer und breitete die Arme zum Himmel. „Ein Bub! — Herrgott, ein Bub!"

Dann ſchlich er auf den Zehenſpitzen in Veronikas Kammer.

Regungslos, bleich, wie eine Wachsfigur, lag ſein Weib da.

Daneben ſaß die Hebamme und hatte einen geſunden, kräftigen Knaben auf dem Schoß.

Martin Stuffleſer ſchloß das zarte Geſchöpf in ſeine Arme, bebend vor Freude, und trug es auf den Söller hinaus.

Wie betäubt ſah er eine Weile in die Runde.

Schnell, wie 's genaht, hatte ſich das Gewitter verzogen. Jetzt ſtand's drüben über Villnös. Fern grollte noch der Donner. Hart geballte, weiße Wolken hingen nieder in den Runſen des Sas long, wie ſchwere, ſehnſüchtige Brüſte des Himmels. Leichtatmig, ozongeſchwängert floß die Luft. Und ſieghaft drang die Sonne wieder durch; in langen, breiten Strahlen drang ſie aus einem feurigen Wolkentor und ſpannte ſich übers Firmament wie die Saiten einer goldnen Harfe. In ihnen griffen des Allmächtigen weiſe Hände die Melodie des Erdenfriedens: Von Cisles bis übers Tal hinüber zum Piz Gralba im Sellakamme brückte ſich ein wunderbarer Regenbogen. Ringsum flüſterte es, wie die dürſtende Erde das labende Naß einſog, und an

jedem Gräslein, in jedem Blumenkelch funkelte in tauſend Farben das kryſtallhelle Bild der Sonne, in Perlen, die aus dem Szepter Gottes gefallen ſchienen.

Martin Stuffleſer weinte vor Wonne.

Er hob den langerſehnten Sprößling in die Höh', geradewegs in die Sonne hinein, die blendend über die Almhänge herabrann.

Und rief: „Da, junger Erdenbürger, ſchau' dir deine Heimat an, wie ſchön ſie iſt!"

Dann ging er hinein und küßte ſein Weib, das eben aus einer tiefen Ohnmacht zu ſich gekommen war, und legte das Knäblein ihr an den Buſen.

Zwanzig bunte Kerzen aber brannten Tags darauf vor dem Altar der unbefleckten Empfängnis.

Auguſt / von Ludwig Seifert.

O Seligkeit, von allem fern zu ſein,
Von allem, was uns quält und was wir lieben!
Die blauen Himmelstiefen ſind geblieben . . .
Sonſt alles fremd. Ich bin allein. —

O Sommerluſt, ſo ganz ſich hinzugeben
Der kühlen Welle und dem milden Licht,
Am Strand, wo ſich der Werke Lärmen bricht,
Des Sommers großen Feierabend zu erleben.

Wie innig-koſend wiegt die fremde Welle —
O wie der Sehnſucht dumpfe Laſten fielen!
Der Stille Atem küßt die Spur der vielen
Durchweinten Nächte mir von meiner Seele.

Bald iſt es mir, als ſei mein ganzes Sein
Nur eins mit der Fontäne Glitzer-Stern:
Jenſeits kein Wiſſen, keine Frage — fern
Nur eine Silber-Stimme kühl und fein.

Grotesken / von Bernhard Jülg.

(Aus einem unveröffentlichen Band „Grotesken".)

Der Piccolo.

Lang nach Mitternacht liegen endlich die Kaffeehäuſer wie große ſchläfrige Tiere in den Häuſerreihen und ſtieren trüb auf die Gaſſe hinaus. Vom Lichterglanz ſind einige herabgeſchraubte Flammen übrig geblieben. Die Stühle ſtehen geordnet auf den Tiſchen. Die Fenſterſcheiben ſind oben etwas geöffnet und die Nachtluft weht kühl und feucht herein. Dann raſchelt es bei den Kehrichthaufen in den Ecken und ein Fetzen Papier löſt ſich ab und irrt wie lebend über den grauen Fußboden.

In gewiſſen feuchtwarmen Nächten regt es ſich ſeltſam in dieſem Kehricht. Er ſieht aus wie faulendes üppiges Erdreich. Vielleicht iſt der ſchale Reſt einer Ananasbowle hingegoſſen worden. Da wächſt wie ein Pilz etwas Weißes aus dem Unrat, käſige hagere Glieder ſprießen empor, bleiche, viel zu weiche Glieder eines zehnjährigen Kindes, deſſen Schädel zu groß iſt und deſſen Geſicht etwas greiſenhaftes hat. Im erſten Morgengrauen ſteht das Weſen da, die Füße im Schmutz, die Arme ſchlaff wie naſſe Stricke, die Augen blöd ins Leere gerichtet. Dann wird es Tag. Das Ding wird in einen Frack geſteckt und belebt ſich.

Es iſt ein Piccolo.

Sein Daſein dauert vier, fünf Jahre, während welcher er eckige lächerliche Verbeugungen macht, ſich zwiſchen den Tiſchen herumtreibt, im Hintergrund unter Haufen von ſchmutzigen Abwiſchtüchern verſchwindet oder vor Fußtritten und Rippenſtößen auskneift.

Das Ende dieſer Zeit iſt ſchickſalsſchwerer für ihn. Entweder wird er noch ſchwächer und noch bläſſer und dann faßt ihn endlich irgend eine trübe Welle und ſchwemmt ihn hinweg. Oder er wird feſter und ſtärker, ſtreckt ſich, bekommt ſtraffe Züge und einen roten Mund und rettet ſich in ein andres, glänzendes Leben hinüber: in das Leben jener ſchlanken eleganten Herrn, welche mit einer blinkenden Laſt von Gläſern und Taſſen geſchmeidig zwiſchen den Tiſchen lavieren

und welche von den Frauen in Seidenkleidern angelächelt werden, wenn sie schön sind.

* * *

Zur Zeit, da die wunderschöne Miranda als Kassierin aufgenommen wurde, hatte Hans, der Piccolo, sein gefährliches Alter schon fast glücklich überwunden. Er war ein schlanker fünfzehnjähriger Junge, mit einem etwas herben, hübschen Knabengesicht. Seine Augen waren seltsam hellblau und schauten fest und klar. Sein schwarzes Haar war glatt frisiert, links gescheitelt und fiel ein wenig über die rechte Schläfe.

Wenn das Café sehr voll war, durfte er schon Bestellungen entgegennehmen. Manchmal durfte er selbst servieren und dann wurden seine Wangen ganz rot vor Freude. Hie und da, wenn einer seiner älteren Kameraden einer schönen Frau in den Mantel half, stellte er sich daneben und hielt wartend ihren Muff oder ihren Pelz in der Hand und überreichte ihn dann mit einer Verbeugung wie ein kleiner Prinz. Er lächelte dabei; das durfte er ja, er war noch fast ein Kind. Und die Frau schaute ihn wohl etwas zu lange an, unter gesenkten Wimpern. Da rieselte immer etwas Warmes und Siegesfrohes durch seinen jungen Körper.

Und seit Miranda da war, schien ihm sein Glück vollendet.

Da saß sie in ihrer dunklen grausamen Schönheit, zwischen dem blitzenden Geschirr. Sie redete wenig und lächelte selten. Sie schrieb in ihr Buch oder schaute ruhig mit ihren Sammtaugen in das Café hinein. Auch Hans wurde manchmal von ihrem Blick gestreift. Da hätte er am liebsten vor Wonne Purzelbäume über alle Tische geschlagen. Aber er ballte nur die zitternde Hand in der Hosentasche und dachte, wie herrlich doch die Welt und das Leben waren.

Jetzt wußte er auch, warum es so süß gewesen war, bei den Damen zu stehen und ihnen den Pelz zu reichen. Er hatte in ihren kleinen Reizen Mirandas Schönheit geahnt. Es war ihm, als hätte er sich immer nach ihr gesehnt. Und jetzt war sie da. Gott, welches Glück!

Hans lächelte jetzt die Frauen im Café seltsam frech an, was ihm noch gut stand. Sein triumphierender Gedanke war dabei immer:

Miranda ist tausendmal schöner als ihr! Hie und da verstellte er mit einer kleinen spitzbübischen Fußbewegung die kleinen Galoschen unter den Kleiderständern. — Und er freute sich innig, wenn dann die Betroffenen hastig suchten, und er dachte an Mirandas stolze Ruhe. Manchmal geschah es wohl, daß er, beinah ohne zu wollen, an einem Pfeiler lehnte und ganz versunken zu ihr hinüberschaute und auf alles andre vergaß. Dann stand plötzlich der große blonde Ober vor ihm, stieß ihm unter die Rippen und zischte: „Marsch, du Lausbub, fauler.“ Und er schreckte auf und rannte ziellos irgendwohin ins Café hinein.

Miranda bemerkte wohl mit Genugtuung die stumme Anbetung des Fünfzehnjährigen. Aber es ärgerte sie, daß er so wunschlos glücklich dabei war, daß er so gar nichts verlangte. Nicht, daß sie ihn liebte. Sie war des großen Blonden halber ins Caféhaus gekommen, der mit glühendem Verlangen um sie geworben hatte und dem sie nicht widerstanden war. Aber es hätte sie gefreut, wenn der Junge hündisch um sie herumgeschlichen wäre, wenn sie ihn hätte höhnisch und grausam von sich stoßen können.

So mußte sie sich begnügen, ihn hie und da mit einem Blick von oben bis unten zu streicheln wie mit einer Katzenpfote. Dies bot ihr mancherlei Befriedigung: erstens verwirrte sie jedesmal den Knaben maßlos; dann machte sie dadurch den großen Blonden auf ihn eifersüchtig. Sie wußte, wie gewalttätig der war. Der streckte schon seine große harte Faust vor, so oft er den Hans nur von weitem kommen sah.

Das wolkenlose Glück des Jungen war indes wirklich getrübt. Er wurde ungeschickt und scheu. Er verdiente beinah schon die Püffe. Und er litt nun. Aber was bedeuteten ihm diese kleinen Leiden gegen das ungeheure Glück, Miranda fortwährend sehen zu dürfen, ihre ruhige dunkle Stimme zu hören, von ihren weichen Augen manchmal angeschaut zu werden. —

Gott, waren diese Augen gefährlich!

Eines Abends, als ziemlich viele Leute da waren und ihm ausnahmsweise eine große Platte mit Fruchteis anvertraut wurde, fühlte er diese Augen auf sich gerichtet. Er wandte sich vom Anrichttische

weg und steuerte ins Caféhaus hinein. Und immer diese Augen im Rücken — —.

„Gott, wenn ich nur nicht schwindlig werde" — dachte er fortwährend. „Wenn ich nur bis unter den großen Kronleuchter komme; wie viele Lichter heute brennen . . ." Da sauste der Blonde an ihm vorüber, Miranda hatte ihn mit ihrer tiefen Glockenstimme gerufen. War er an ihm angestoßen? Wurden die Lichter dort oben plötzlich so wankend und verschwommen? Er wußte es nicht. Aber als er unter dem Kronleuchter angekommen war, wurde sein Arm unsicher, die Platte entglitt ihm und stürzte klirrend zu Boden.

Alles drehte sich um ihn. Er glaubte, der Luster wäre ihm auf den Kopf gefallen. Etwas später fühlte er, wie man ihn furchtbar prügelte und hörte eine Stimme sagen, daß er auf Monate hinaus keinen Kreuzer mehr für sich behalten dürfe. Es fiel ihm ein, daß er dann nicht mehr heimlich seine Blume zu ihren Blumen in die Vase stecken konnte, die immer vor ihr auf dem Anrichttisch stand. Da stieg ihm ein heißer Schmerz auf und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Die Tränen fielen in den Trog mit Abspülwasser, vor dem er zur Strafe stand und die Tassen auswusch.

* * *

Nach einiger Zeit bekam er einen winzigen Raum zum Schlafen, hart neben Mirandas Kammer. Nun mußte er erfahren, wie es mit dem großen Blonden und Miranda stand. Er mußte hören, wie der Mann durch die Tür nebenan schlich und wie sie dann miteinander flüsterten.

Da geschah es, daß Hans oft lang, lang unter der Decke weinen mußte. Er sah dann am Morgen sehr blaß aus, und seine Augen leuchteten unheimlich wie blaues Feuer, wenn er den Blonden sah.

Eines Nachts hörte er Miranda lachend sagen: „Wie du den Kleinen wieder geprügelt hast! Es ist wirklich lustig zu sehen, wie du dann vor Wut und Eifersucht rot wirst und er vor Scham und Schmerz."

Hans weinte ſchon gar nicht mehr. Er lag lang mit wachen fiebernden Augen da und wenn ihn dann die Müdigkeit übermannte, ſchlief er einen kurzen dumpfen Schlaf, die wenigen Stunden hindurch, die ihm bis zur Dämmerung blieben.

Und nun kam es vor, daß er ſich oft von Franz, dem Blonden, abſichtlich ſchlagen ließ.

* * *

In der Küche war die kleine Marie angeſtellt. Sie war vielleicht elf oder zwölf. In früherer Zeit, als Hans noch luſtig war, hatte er ihr oft, wenn er in die Küche kam, Spaß vorgemacht, kleine Kunſtſtücke und ſo. Hans war ihr bald das Hellſte und Schönſte in ihrem kleinen grauen Leben geworden. Wenn ſie abends zur kranken Mutter und dem betrunkenen Vater zurückkehrte und dort nichts Gutes hatte, tröſtete ſie ſich oft damit, daß Hans ihr morgen vielleicht etwas Luſtiges vormachen würde. Aber das hatte er ſchon lang nicht mehr getan. Jetzt ſchimpfte er immer bloß und klagte, daß er Pech habe.

Als er einmal wieder „Pech gehabt hatte" und ſich draußen auf der Stiege abbürſtete, ging die kleine Marie hinaus und ſtreichelte ihm langſam über den Arm und ſagte: „Mach dir nichts draus, Hans, mach dir nichts draus." Und als er ſich dann etwas auf ſie ſtützte und gedankenlos irgendwohin ſtarrte — kam plötzlich ein ſolches Weh über die kleine Marie und zugleich etwas ſo Süßes, daß ſie ſich nicht faſſen konnte und ihr die Tränen kamen und ſie die Arme um ſeinen Hals ſchlang und ſchluchzte: „Ach Hans, ich hab dich ſo lieb, ich hab dich ſo lieb . ."

Hans ließ die Augen an derſelben Stelle hängen und ſtreichelte ſie bloß über den Scheitel: „Ja, ja, kleine Marie . ." Als ſie ſich gar nicht tröſten konnte und weinte, beugte er ſich zu ihrem Mund herab und gab ihr einen Kuß. Dann faßte er ſie bei der Hand und endlich wurde ſie ruhiger und ruhiger. Und die beiden Kinder ſtanden eine Weile da, auf der halbdunklen Stiege, Hand in Hand, ſchweigend, wie unter etwas Schwerem. Dann ſchob Hans die kleine Marie ſanft zur Seite und ging ins Kaffeehaus hinein.

Die kleine Marie bekam oft von der Köchin etwas zum Eſſen geſchenkt. Dann teilte ſie es immer mit Hans. „Da, Hans“, ſagte ſie, wenn er in die Küche kam. Er nahm es gerne, denn er war jetzt immer ſo furchtbar hungrig. Einmal ſagte er zu ihr: „Schenkt dir das wirklich alles die Köchin? Haſt du nicht den Mut, heimlich was aus dem Korb zu nehmen?“ „Hans“ — machte die kleine Marie mit großen Augen — „das wäre ja ſtehlen!“ Und Hans dachte beſchämt, wie er oft eine Bäckerei vom Aufſatz ſtibitzte.

Am ſelben Tag ſagte Miranda ſo, daß es Hans hörte: „Gott, wie mich dieſe kleine Marie in ihren Lumpen ärgert. Wahrſcheinlich ſtiehlt ſie auch. Du Hans, geh hinauf zum Direktor und ſag ihm, daß die kleine Marie zwei Silberlöffel geſtohlen hat und daß er beſſer tut, ſie zu jagen. —“

Und Hans ging hinauf, ohne ein Wort zu erwidern.

„Herr Direktor“, ſagte er, „die kleine Marie iſt eine Diebin. Das Fräulein Miranda läßt ſagen, die kleine Marie ſollte entlaſſen werden.“

* * *

Eines Nachts kam Miranda zu Hans in ſeine Kammer und gab ihm einen Bund Nachſchlüſſel und ſagte leiſe: „Du Hans, ſchleich dich hinunter und hol mir die Kaſſa herauf.“ Hans ſtand zitternd da, ratlos; nicht wegen des Auftrages, aber weil ſie ſo nahe vor ihm ſtand und weil er ihren Atem leiſe in ſein Geſicht wehen ſpürte und weil ſie ihn ſo weich und voll anſah. — „Gehſt du nicht für mich hinunter, kleiner Hans?“ ſagte ſie nochmals und kam ſeinem Mund ſo nahe, daß es beinah wie ein Kuß war.

Da blitzte es in ſeinen Augen glücklich auf und er nickte luſtig und ſchlich auf bloßen Füßen davon.

Nach einer halben Stunde kam er mit der Tageskaſſa herauf. Miranda wartete auf ihn, nahm ſie in Empfang und ſagte: „Du biſt aber ſchlau“ und ging fort.

In dieſer Nacht fühlte zwar Hans einen ſeltſamen Druck auf der Bruſt, aber er ſchlief beinahe glücklich ein.

Am nächsten Morgen waren Miranda, der große Blonde und die Kassa verschwunden.

* * *

An diesem Tag ging Hans in dumpfem, klaglosem Schmerz herum. Nachmittags, als sein Blick wieder einmal auf Mirandas Platz fiel und er dort noch das welke Blumensträußchen von gestern sah, bekam er einen Weinkrampf, aus dem ihn weder Fragen noch Schelte noch Schläge retteten. Er mußte hinaufgebracht werden. Oben lag er einsam den ganzen Abend und stöhnte nur. Gegen Mitternacht kam er herunter, nur um ihren Sitz hinter dem Anrichttisch zu sehen. Das Haus war schon fast leer. Um etwas zu tun, nahm er einen Besen und kehrte den Unrat in die Ecken zusammen. Er blieb lang vor einem Haufen stehen und starrte hin — und ihm wurde ganz seltsam leicht. Dann ging er wieder hinauf und oben packte es ihn wieder furchtbar. Als langsam der Krampf nachließ, mußte er wieder an den Kehrichthaufen denken. Und er wußte nicht wie, es lockte und lockte ihn hinunter. Er mußte aufstehen, ging zur Tür hinaus, über die dunkle Treppe hinunter, ins leere Kaffeehaus hinein.

Die Lampen waren fast alle ausgelöscht, nur zwei brannten heruntergeschraubt. Im Kehricht raschelte es, weil die Nachtluft hereinwehte. Und Hans, unwiderstehlich angezogen, legte sich auf den Haufen in der Ecke. Eine große Müdigkeit überfiel ihn, die Sehnsucht in irgend etwas Weichem, Tiefem ganz, ganz zu versinken. Es wurde ihm beinah wohl. Franz, die kleine Marie, das Kaffeehaus traten in weite Fernen zurück. Miranda war nur mehr die schwache Ahnung, die ihn einmal immer überrieselt hatte, wenn er sich vor den schönen Frauen verbeugen mußte. Und so wie seine Herzenskualen von ihm abfielen wie welke Blätter, so fühlte er auch seinen Körper leicht werden, leicht und weich, wie zerfließend. Nach und nach spürte er überhaupt nichts mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In diesen Stunden vor der Dämmerung, da die Nacht am tiefsten und stillsten ist, schrumpfte das Bündel von Kleidern und Gliedern auf dem Kehricht immer mehr zusammen. Wenn die Zugluft

darüber ſtrich, flatterte ein Stück Tuch auf, fiel zurück und verſank jedesmal etwas tiefer.

Als das trübe Morgengrauen der Städte hereinkroch, war nur mehr ein Kehrichthaufen etwas größer als die andern.

Die Teuerung.

An einem Märzabend, vor der Dämmerung, ſtanden auf einem kleinen Platz hinter der Kirche einige Männer. Das dunkle Gemäuer mit den großen blinden Bogenfenſtern hinter ſtaubigen Eiſengittern reckte ſich an ihnen vorbei in den violblauen Himmel hinauf.

Droben mußte der Föhn wehen, denn es war warm.

Die Männer rauchten ſchweigend und warteten.

„Der kleine Jugla iſt geſtorben" — ſagte einer. Ein andrer nahm die Pfeife aus dem Mund und fragte: „Wie friſch?"

„Höchſtens neun Monate, ja, acht oder neun."

Durch die kleine offene Sakriſteitüre drangen hie und da Orgeltöne und Geſang, manchmal ſchwamm eine Welle Weihrauchduft heraus.

„Das iſt das Totenamt für den kleinen Jugla."

„Unſinn, den hat der Alte ſchon heute früh weggelegt, hab ich gehört. Das drinnen iſt die Hochzeit Judiths mit dem Grafen."

„So ſpät?" — wunderte ſich ein junger Mann, der an einem Pfeiler lehnte, und verſchwand in der Türe, weil er die junge weiße Braut ſehen wollte.

Von weitem knarrte ein Wagen.

„Jetzt kommt er" — ſagte einer von den Männern.

„Ich höre aber Hufſchlag und ſonſt iſt es doch immer ein Handwagen —".

„Heute hat er auch die Alten für die Anatomie."

Dann kamen hinter den Häuſern ein paar Frauen heraus. Die gingen eilig über den Platz, ohne zu grüßen. Eine aber wendete ſich und ſchaute lang mit entſetzten Augen auf die Männer. Ganz langſam drehte ſie ſich um und ging hinter die nächſte Ecke.

Man hörte einen gellenden Schrei.

Gleich darauf kam der Wagen auf den Platz.

Er war ganz mit ſchmalen länglichen Kiſten beladen ; viele waren klein und kurz. Es waren auch braune Kartoffelſäcke dazwiſchen. Das Pferd war hoch und ſtark und ſo großhufig. Ein kleiner grauer Mann mit zwei liſtigen ſchwarzen Augen führte das Tier am Halfter. Bei der Kirche, vor den Männern, hielt er und lud die kleinen Kiſten und die Kartoffelſäcke ab.

In einer Kiſte lag auch der kleine Jugla. In den Säcken ſtaken Kartoffeln, aber auch Kinderköpfe und abgehackte käſige Glieder.

Aus der Sakriſtei trat ein hübſcher blonder Miniſtrantenjunge — er hatte einen Talar an, der ganz mit weißem Wachs beſpritzt war und ihm etwas bis unter die Kniee reichte. Drüber trug er ein kurzes ſchimmerndes Spitzenhemd mit breitem roten Kragen ; in der Hand hielt er ein Weihrauchgefäß und begann es im Kreiſe zu ſchwingen, damit die Kohlen entfachten. — Er wurde ganz rot vor Anſtrengung und als die helle Flamme aufſchlug, hielt er inne und trat an den Wagen heran. Aus einem Sarg aber ſickerte es ſchleimig und gelb und fiel ziſchend in das Kohlenbecken.

Die Männer ſchauten von ihrem Handeln und Abwiegen auf und der Alte hob den Arm und fluchte: „... daß dich .."

Und der Junge lachte und lief in die Kirche hinein.

Einige wollten ſchon gehen und jeder trug eine Kiſte oder einen Sack unter dem Arm.

Da ſtürzte jene Frau, die entſetzt geſchaut und dann geſchrieen hatte, hervor und zerrte an ihrem Mann und geberdete ſich wie wild und rief und rief:

„Ich kann es nicht mehr und ich will es nicht, und wenn ich verhungern müßte. Ich will keine Säuglinge mehr braten und eſſen — es iſt ein ſchmutziger Handel — und wenn es auch noch ſo wenig koſtet. Du Geizhals — und dann gibt es auch Pferdefleiſch — Pferdefleiſch —"

So ſchrie ſie und riß ihn mit ſich fort, und hinter den Häuſern wurde das Geſchrei lauter und andre und dann viele Stimmen

mischten sich mit — es brauste wie ein Tumult, dumpf und heller, schwellend und sinkend, und immer wieder gellte es: „Kinderleichen ... Pferdefleisch“ ..

Im Westen flammte eine Wolke, von einem fernen Sonnenstrahl entzündet, rot auf.

Die Tore der Kirche öffneten sich weit. Zuerst drang eine Wolke von Weihrauch und Orgeltönen in den Abend hinaus — dann erschien der Hochzeitszug Judiths mit dem Grafen.

Brixner Chronik VII. (Die Dynastie.)

In der Gemeindeordnung vom 9. Jänner 1866 findet sich der Ausdruck nicht. Doch das tut wenig zur Sache. Das zitierte Gesetz ist ohnedies sehr lückenhaft und weiß von einer Menge von Dingen nichts, von denen ein passiver Bürger und Steuerzahler manchesmal sehr wohl weiß oder wissen muß.

Jede Dynastie hat ein Oberhaupt, das reden darf und von Zeit zu Zeit auch zum Denken ausersehen ist, sei es nun, daß der Erfolg in negativem oder in positivem Sinne eintritt.

Das Auge des Herrschers wird, dem natürlichen Hange der Dinge gemäß, zunächst auf jenen ruhen, die seinem Throne näher stehen, und zwar infolge leiblicher oder geistiger Zugehörigkeit. Der Tyrann kann hiebei schlau oder weniger schlau vorgehen, er kann seine Geschäfte offen oder heimlich betreiben, das richtet sich ganz nach der Ergebenheit seiner Untertanen.

Soll ich hier ganze Kapitel aus dem Staatsrecht niederschreiben? Es wäre überflüssig, es stimmt alles genau im vorliegenden Falle. Otto der Große, Bürgerkönig von Brixen, hat sich seine Tyrannis so wunderschön zurecht gezimmert, daß man seine wahre Freude dran haben konnte; und dabei hatte er fast keine Freunde, von einzelnen Bedürftigen abgesehen.

Nun aber zeigen sich einige Symptome, die mir bedenklich erscheinen. Nur ein paar Erscheinungen aus der Ereignisse Flucht seien hier gegeben. In einer Beziehung führte man sich zu — anständig auf. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: in dem Wort liegt keine Ironie.) Der Fall ist so: Vor einiger Zeit wurde hier die Stelle des Gemeindearztes frei. Nun zählt die Dynastie unter ihren eigenen Angehörigen mehrere Männer, die selber doctores universae medicinae sind. Und trotz alledem, es wurde ein Fremder berufen.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Bildhauer Othmar Zeiller.

Das scheint mir ungerecht. Von allem anderen abgesehen, ganz Brixen hat sich darauf gefreut, ein Mitglied des Herrscherhauses als Arzt der Gemeinde und in späteren Tagen als Primarius des Spitals begrüßen zu dürfen. Die Vereinigung der Wasser-Heilanstalt und der Leitung des städtischen Sanatoriums in einer Hand wäre auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nur zu befürworten gewesen. Nun aber hat man das Publikum um seine circenses gebracht, und das Publikum hat doch ein Recht darauf, zumal es in dieser Beziehung so verwöhnt worden ist. — Zudem, da laut amtlicher Beglaubigung die Verwaltung von dem Grundsatze geleitet ist, ceteris paribus gebe die politische Gesinnung den Ausschlag, ist diese Berufung eines extraneus unverständlich. Da unter diesen Umständen die heimischen Bewerber zurückstehen mußten, gewinnt die Überzeugung Raum, es sei der Auserlesene immerhin als gut christlichsozial beglaubigt. Trotzdem denke ich, in letzter Linie sollte die Sippschaft für den Entschluß bestimmend sein.

Unter den gegebenen Umständen dürfte es nicht zweckmäßig sein, jetzt am Ende den Bescheidenen spielen zu wollen.

Herr Dr. Otto v. Guggenberg ist eine Geßmännchennatur. Ein Luegerchen dazu. Er traut sich manchmal nicht recht vor. An exponiertere Posten sendet er gerne seine Untergebenen, und so mußte sein Bruder Athanas nach Wien — um jeden Preis.

Und da gewann es wiederum den Anschein, als schickten sich die Untertanen zu einer Revolte an. Ein paar Unzufriedene wollten nicht mehr mittun und machten sich die schändlich heimtückische Institution des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechtes zu Nutze. Und es gelang ihnen tatsächlich, den Bruder des Herrschers in eine arge Bedrängnis zu bringen. Aber der liebe Gott hat noch zur rechten Zeit geholfen, indem er selbst mit Hand anlegte und eine Majorität von 33 Stimmen schuf.

Die Widersacher jedoch gaben in ihrer törichten Vermessenheit noch immer keine Ruhe. Ihre Vertrauensmänner trafen sich an einem geheimen Orte und sandten eine „offene Aussprache in ernster Stunde" unter das Volk der Unzufriedenen. Ich muß mich auf die Seite des Bedrängten stellen.

Tiroler, wohin ist „Treu und echte Art" geflohn?

Herr Athanas von Guggenberg muß nach Wien, um an der Stelle zu arbeiten, wo ein Geßmann, Weiskirchner, Lichtenstein, ein Pattai und die vielen andern Edlen fehlen! Herr Athanas ist der Mann, der Oesterreich aus dem Sumpf der Untätigkeit reißen wird!

Herr Athanas ist der Held, dessen Energie, Arbeitseifer und Tatkraft all das zu vollbringen geeignet ist, was in den Nummern 55, 56, 57 ff XXIV. Jahrgang der „Brixner Chronik" zu lesen steht. (Ich muß den Leser um Entschuldigung bitten; ich hätte ihn mit dem letzten Satz beinahe auf eine falsche Bahn gelenkt: die zitierten Nummern enthalten das Verzeichnis jener Taten, welche Herr Athanas von Guggenberg bereits in seiner verflossenen Legislaturperiode begangen hat.

Inhaltlich ist somit diese liberale Aussprache in ernster Stunde vollkommen unhaltbar. Aber auch in der Form wäre so manches auszusetzen. Man stellte unter anderem die sehr rüde Behauptung auf, das Mandat sei erschwindelt und trat an den Abgeordneten mit dem Ansinnen heran, die teuer erkaufte Würde niederzulegen, indem man an seine Offiziersehre appellierte. Ganz abgesehen von dem Nonsens, daß ein christlicher Mann sein Gewissen niemals mit einer solchen Sünde beladen würde, finde ich das Faktum dieses Appells an das k. und k. Ehrgefühl an sich schon für taktlos. Was hat übrigens eine Offiziersehre mit einer Abgeordnetenehre zu tun? Diese beiden Dinge haben doch gar nichts miteinander gemein und richten sich lediglich nach dem Bedarf. Und im vorliegenden Falle ist der General „i. P." und hat auf „Volksvertretung" umgesattelt. Einfacher können die Verhältnisse gar nicht mehr liegen.

Der Herr Abgeordnete Athanas von Guggenberg wird auf diese höchst unnötige Anflegelei auch sicher die richtige Antwort zur Hand haben — er wird bleiben. Hartmann.

Innsbrucker Kunstschau VII.

Thom. Walch. Porträt des Herrn Joh. Tob. Haid. Sehr ähnlich, sehr gut gezeichnet, sehr gut modelliert, sehr bewährt gemalt, sehr lebendig, sehr bieder — aber bei Gott, sonst nichts!

Toni Kirchmayr. Munding-Fassade. Wenn ein Affe auf ein Kameel steigt, um größer zu erscheinen, wenn man in den Hundstagen den Kanarienvogel auf den Gasofen stellt, damit der arme Ausländer nicht friert, wenn man auf Gletschern Eisfabriken errichtet, um Erfrischungen reichen zu können, wenn man in Innsbruck eine Glocke stiftet, um endlich läuten zu hören, wenn man seine Tennishose mit Tinte putzt, um einen Grasfleck zu entfernen, wenn man auf Reisen nur mit dem Nachtzuge fährt, um ihn nicht zu verschlafen, so ist dies alles nichts gegen die Idee, einem Konditor eine Zuckerbäcker-Fassade aufs Haus zu malen, nichts gegen diesen echt deutschen italienischen Salat, gegen diese Stabilisierung flüchtiger

Jahrmarktsüberraschungen. Dem Künstler ist zwar gutzuschreiben, daß er uns durch Bilder schon allmählich und gewissenhaft auf Schreckliches vorbereitete. Aber daß er uns auch gar nichts erspart, wovor wir uns in Angstträumen fürchten, nicht einmal eine Wiedergeburt der Renaissance, das wirkt doch noch unerwartet schmerzend. Eine Irrenhaus-Karyatide empfängt unseren Blick, wie ein Portier der Geschmackshölle. Während sie ihren Flügeln aus Pfauenschwanzfedern die Last des Gesimses überläßt, balanziert die Figur zwei Schüsseln mit versöhnlichen Leckerbissen. Der gemalte Bau erhebt sich über ihr üppig in die Mauerlüfte, Wappen verkünden, daß man sich in Tirol, ja genauer genommen in Innsbruck befinde, und weß' Lieferant man sei. In die Hausecke (wozu braucht jeder Mensch zu wissen, daß dort das Schlafzimmer ist?) hat der Meister ein gotisches Storchenpaar plaziert, das sich symbolisch, aber fürchterlich abmüht, aus einem Renaissance-Ornament zu entkommen. Anderes Lebe- und Lebkuchenzeug ist da und dort sinnvoll verstreut, und von der linken Dachecke schwebt eine Madonna hernieder, als sei sie eben auf ihrem gewöhnlichen Wege zum Nachmittagskakao. Der unterste Teil der Fassade ist stilgerecht mit Schokoladetafeln gequadert, die in Biedermeierschrift die Süßigkeiten aufzählen, über welche ein Zuckerbäcker notgedrungen verfügt. Oben, als Prachtstück, ist eine Loggia gemalt, auf der sich der Künstler an nicht unauffälliger Stelle selbst anzubringen versuchte. Er ist natürlich als Renaissance-Mensch, mit raffaelitischem Faltenwurf, Jabot und Spitzenmanschetten dargestellt, wie er sich gerade von zwei Damen derselben ungewissen Epoche vergeblich anhimmeln läßt. Folgerichtig raucht er dazu eine Virginier aus dem Cinquecento. Diesem von den Heimatschutzvereinen mit so viel Erfolg popularisierten Kothau vor dem Dageweſenen sieht aus einem Fenster der Kopf des Bestellers zu, ohne den entzückten Zuckerbäckerblick von all' den Herrlichkeiten abwenden zu können. Wir aber müssen mit dem Alpdruck zu Bett, daß er einmal leibhaftig zum wirklichen Fenster daneben heraussehen könnte und daß dann vor den zwei Köpfen die Bürger erschräken und Frauen mit Frühgeburten niederkämen.

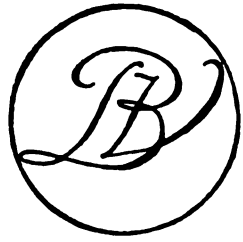
Benedikt.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 6.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Laotse und ich / Karl Berger: Abendglück / Hugo Neugebauer: Gewitter / Richard Smekal: Schnitterspruch / Hartmann: Brixner Chronik VIII (Phantasie in den Hundstagen) / Achtung vor dem deutschen Dichterwort / Karikaturenfolge 30: Max von Esterle: Pacificus Kaßlatterer.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Erlerstraße Nr. 3. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Auguſt 1911. Heft 6.

Laotſe und ich / von Carl Dallago.

Die öſterliche Zeit muß mir verzeihen, daß ich nicht ganz in ſie aufgehe wie in ein Weib, das ich liebe. Ich bleibe ihr zugetan mit allen Kräften meines Seins, — ich fühle das ſchwere Frühlingshafte ihres Weſens mich durchtränken, und mein Geſchlecht iſt unruhig dabei und abenteuerdurſtig. Doch es muß noch zuwarten. Etwas aus einem Buch ruft mich nochmals zur Wehr auf — zur Abwehr. Und es iſt im Grunde auch ein Geſchlechtliches, was ich ſchirme, — ein von den unſichtbaren Tiefen des Geſchlechtes Ausgelöſtes, ein von ihm Geborenes. So fühle ich es; ſo fühle ich dies Geborene ſelber wie ein Geſchöpf — wie ein reifes Kind von wunderſamer Schönheit und Tiefe und von einer Wirkung, die mich faſt überwältigt. Dabei mir ſo verwandt dem Grundweſen nach, als wäre es etwas, von dem Weibstum in mir ſelber geboren. Und ich ſehe es mir vorgeführt, wie ein forſchender Intellekt daran ſeine knöchernen Finger legt und bei der Anfaſſung noch immer nicht fühlt, was für ein herrliches blühendes Leben er in den Händen hält. Aber darf man denn auch fühlen mögen bei wiſſenſchaftlichen Berührungen? — Und wenn wirklich nicht, dann können derlei blühende Dinge auch nicht für ſolches Anfaſſen geſchaffen ſein! — —

Man hört hier den Vorwurf und Groll heraus, den meine Tonart beherbergt. Und es iſt ſo: Beides iſt in mir losgebrochen, verurſacht von der Abhandlung „Soziologiſches" von Dozent Doktor jur. Harold Gutherz, Tſingtau, die Richard Wilhelm ſeiner verdienſtvollen, wenn auch nicht immer geglückten Übertragung des Taoteking

„Vom Sinn und Leben" noch mitgab. Was der Herr Jurist über Laotse, den Schöpfer des Taoteking, sagt, ist nicht immer unrichtig, aber wie er es sagt, ist mehr als unrichtig. So begünstigt vielleicht ein Professor einen tüchtigen Hörer, ein Fachmann einen Dilettanten, ein vermeintlicher Kulturhöhenmensch einen Hervorragenden einer niedrigeren Kultur, ein eingebildeter Unweiser einen wahrhaft Weisen.

Es liest sich in der soziologischen Abhandlung über Laotse: „Wir können ihm nur nahekommen, wenn wir ihn — — als den klugen Alten auffassen, der viel gesehen und wohl noch mehr gedacht hat. — — Freilich ist der Alte manchmal verschrullt — das kommt vom vielen Denken — aber nimmt man ihn schon, wie er ist, so gehört er noch durchaus in jene wohl unerreicht schöne Zeit chinesischen Altertums, in der man ohne die Qualen hochgezüchteter Zivilisation in milden, feinen Sitten sich seines Lebens freute und auch in weitem Umkreis alle anderen sich ihres Lebens freuen ließ. — — Kung ist sicher lebensfremder als Laotse, dem wir ruhig — trotz aller Mystik — als gutem klugem Alten nahen wollen.

„Es schien mir durchaus notwendig, vorerst in obiger leichter Form die Grundlage zu einer Stimmung zu geben; denn wir können keinem chinesischem Werke gerecht werden, wenn wir es nur mit den scharfen Werkzeugen unsres westländischen wissenschaftlichen Betriebes bearbeiten. — — In China ist niemals eine Logik ausgebildet worden. — Widerspruchslosigkeit ist von solchen Produkten nie in dem Maße zu erwarten wie von solchen „westländischer" Provenienz. —

„Das „Handle nicht" bildet bei Laotse — regelmäßig den Vordersatz eines hypothetischen Gefüges der Art wie „Wenn man nicht handelt", und es folgt dann ein mit „so" einzuleitender Satz nach. — — Es handelt sich um verallgemeinerte Erfahrungen auf dem Gebiete gesellschaftlichen Lebens. Das gibt uns Einblick in den Grundcharakter von Laotses Gedanken. Es sind in allererster Linie soziologische Gedanken, das heißt einfach Aufstellungen des notwendigen Zusammenhanges von Ursache und Wirkung im Gebiete der menschlichen Gesellschaft. Ich will durchaus nicht behaupten, daß Laotse sich selbst

darüber klar war, — — wesentlich Soziologe und nicht Ethiker, bzw. Politiker zu sein . . — — Wollten wir Laotse als Ethiker auffassen, so wäre er hiernach ein besonnener Hedoniker . . — — Ganz anders steht es, wenn wir ihn als Soziologen aufdecken. — — — Der Grundgedanke der sogenannten soziologischen Rechtsschule (Gumplowicz), daß die Gesellschaft in Herrscher und Beherrschte zerfalle, hat die Wahrheit des von Laotse zuerst — — — vertretenen Satzes zur Voraussetzung, daß jedes gesellschaftliche Verhältnis zwei sich konträr verhaltende Menschen verlange. Nach Erkenntnis dieses einfachen Grundsatzes wird wohl plötzlich der Sinn des mystisch anklingenden Nichthandelns völlig klar. Es ist dabei nicht etwa daran zu denken, daß die Menschheit tatenlos verhungern solle, sondern daran, daß bei genügendem Vorhandensein konträren Verhaltens die Gesellschaft sich in Ruhe, in der Stille, in Ordnung befinde. — — — Als echter negativer Anarchist hat Laotse erkannt, daß die Beeinflussung des gesellschaftlichen Zustandes von dem einzelnen Gesellschaftsmitglied nicht anders als durch Arbeit in seinem Innern geschehen könne."

So hört sich wohl das Wesentlichste der Abhandlung, die nach Meinung ihres Verfassers „Laotses Gedanken über die menschliche Gesellschaft" erläutern soll. Daß dem Verfasser die Abhandlung ein „mit vielen Fehlergrenzen behafteter" Versuch ist, mildert mein Urteil über ihn. Ich halte mich nun vorerst an den letzten Satz des Gehörten, der mir mehr, als er aussagt, zu verschweigen scheint. Wie verdient Laotse die Bezeichnung Anarchist — wenn auch eines negativen? Sie paßt gewiß nicht für Laotse als Soziologe; sie paßt für ihn aber seines Erkennens wegen: daß nur der Einzelne durch Arbeit in seinem Innern sich selber wie die Gesellschaft heben könne. Ein völlig antisozialer Gedankengang, der — wie jedem wahrhaft Mensch gewordenen Menschen — auch Laotse eignet. Aber der Herr Jurist und Soziologe will einen antisozialen Künstlermenschen von Geblüt, entstammend dem alten China, dem verfahrenen Karren moderner Soziologie als Zuggaul vorspannen. Und es wird von ihm versucht, die verborgenen Kräfte der Schöpfung des chinesischen Weisen hervorzuzerren und sie gefügig zu machen seinem soziologischen Vor-

haben, ohne dabei zu verspüren, wie diese Kräfte zusammenschrumpfen und eingehen vor solcher rechtswissenschaftlicher Anfassung und Deutung.

Gewiß wirkt das Antisoziale ins Soziale, — es mag zuletzt sogar als das eigentliche Soziale wirken, aber es hat anderen Ausgangspunkt und anderen Gesichtspunkt. Es ist Gegner des Gesellschaftlichen als einer Macht, ohne auf dieses, als ein Menschliches, gegnerisch zu wirken. So wirkt ein dem Übel Gegnerisches an einem Ding noch lange nicht übel auf das Ding. Und das Gesellschaftliche ist wie das Übel, und das Menschliche ist das Ding. — So empfinde ich es. So verspüre ich es auch an Laotse; und wenn sich der je über die menschliche Gesellschaft Gedanken machte, waren es sicher nicht „soziologische." Er gestand sich höchstens: daß diese Gesellschaft wenig oder nichts tauge und ersah sein Heil und das Heil der Menschen in der Einkehr bei sich selber — in der Rückkehr zum Menschen.

Ähnlich wird Laotse in diesem Punkte von Richard Wilhelm erfaßt, der in seiner sympathisch berührenden Einleitung sagt: „Auch in späterer Zeit ist gar mancher — — durch die Schläge des Lebens zur Selbstbestimmung gebracht worden — — und hat in den Zeilen des Taoteking eine Deutung gesucht für seine Erfahrungen. — — In — — Vergeinsamkeit hat schon mancher hohe Beamte, der gescheitert ist im Getriebe der Parteien am Kaiserhof, seinen Frieden gefunden in Betrachtung der reinen Natur und in der Beschäftigung mit den Sprüchen des Taoteking." — Es läßt gewiß nicht zu, dem Taoteking Soziologisches zu entnehmen. Laotse steht immer abseits aller Soziologie.

Auch das andere, was Herr Dozent Gutherz vorbringt, sitzt nicht besser. Die Versicherung, daß Laotse nicht meine, „daß die Menschheit tatenlos verhungern solle", mag von sich entfernen. Der Tauglichkeit einer Hörerschaft, die immer angenommen werden muß, traut man nicht die Möglichkeit einer unmöglichen Annahme zu. — Es ließe sich weiters dem Herrn Juristen sagen: daß die leichtfaßliche und verständlichste Form die schwerste ist — das Reifste, gerade wenn man Bedeutendes zu sagen hat, und daß die scharfen Werkzeuge

„unſeres weſtländiſchen wiſſenſchaftlichen Betriebes" völlig verſagen, wo es gilt in ein *inneres Leben* einzudringen. Auch noch: daß, wo die Natur redet, alle Logik verblaßt. Und daß demnach die größte Widerſpruchsloſigkeit nicht von Produkten der Logik, ſondern von Schöpfungen der Natur — alſo von künſtleriſchen Schöpfungen zu erwarten iſt. — Auch täte man dem „klugen Alten" Unrecht — ſogar an ſeiner Klugheit —, ihn in eine „unerreicht ſchöne Zeit chineſiſchen Altertums" hineinzuſtellen. Es machte ſeine Abkehr und Einkehr ſinnlos. Es war aber eben anders. Auch hier erkennt Richard Wilhelm zutreffender: „daß Laotſe — — ſich in dem Strom des damaligen Lebens, da die Leute alle ſo ſtolz darauf waren, daß ſie es ſo herrlich weit gebracht, zeitweiſe vereinſamt fühlte, dieſes Los teilte er mit anderen ſelbſtſtändigen Denkern aus allen Zeiten, und es ſcheint ihm ja auch nicht beſonders ſchwer gefallen zu ſein, ſich mit dieſem Schickſal abzufinden."

Was ich zuletzt an Herrn Gutherz beſonders ausſtelle, iſt ſein Mangel an Ehrfurcht vor dem weiſen Alten. Dieſer Mangel beruht auf Mangel an Verſtändnis. Dem Intellektmenſchen und Soziologen erſcheint Laotſe als „kluger Alter." Doch Klugheit iſt höchſtens ein Kraftmaß des Schwachen. Laotſe iſt ein Innerlich-Machtvoller. Als ſolcher entbehrt er leicht aller Klugheit. Wer ihn nur für klug nimmt, ſchaut ihn äußerlich. Dieſe Veräußerlichung beſiegeln auch die Worte, die verſprechen, Laotſe — „als gutem klugem Alten" — nahen zu wollen „*trotz aller Myſtik*."

Damit bin ich aber auf dem Punkte angelangt, wo meine eigene Annäherung einſetzt. Ich nähere mich Laotſe, *dem Myſtiker*. Dieſe Annäherung will ich nach Vermögen kundtun.

* * *

Gegen Ende ſeiner Einleitung zitiert Richard Wilhelm:

„Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen."

Daran knüpft er aus eigenem: „Etwas von der Not, die in diesen Versen ausgesprochen ist, hat auch Laotse zu erfahren gehabt. . . . . Dem Wirklichen wohnt eben tatsächlich ein irrationaler Rest inne, der sich denkend nicht erfassen läßt. Vielleicht ist eben dieser irrationale Rest der Daseinsgrund alles Individuellen. . . . . Wir dürfen von Laotse nicht erwarten, daß ihm gelingt, was keinem Philosophen vor ihm oder nach ihm gelungen ist: daß er mit dem Denken bis in die Wirklichkeit hineinreicht. Immerhin sind die Hilfslinien interessant, die er zieht, um die Richtung anzudeuten, in der der Sinn sich auf das Wirkliche zu bewegt."

Hier schaue ich Richard Wilhelm im Grundgedanken — nicht in den Einzelheiten — auf völlig falscher Fährte. Und falls sie sein Wesentlichstes begeht, wird dadurch auch manches bedenklich, was er uns erläutert. Ein „irrationaler Rest" am Wirklichen beirrt ihn schon. Ich denke: Ja, wenn das Irrationale nur Rest wäre am Wirklichen, könnte es einen beirren. Aber die Wirklichkeit ist irrational, und nur ein Rest an ihr läßt sich rational erfassen — vielleicht das Belangloseste. Das gibt den Dingen und Vorgängen ein völlig anderes Aussehen und Ansehen — eine völlig andere Wertung. Es weist auch einen anderen und wichtigeren Platz allem Individuellen an und verlegt in dieses allein alle Lösung der Dinge. (Ähnliches, als Vermutung, spricht auch Richard Wilhelm aus, wenn er sagt im Hinblick auf unlösbare Fragen: „— die vielleicht überhaupt nicht anders als durch den Willen jedes Einzelnen für ihn zu lösen sind." Doch fügt es sich ihm weniger ein, da sein Grundgedanke der Bedeutung des Individuellen als eines Irrationalen eben nicht gerecht wird.) Es erhebt auch das Denken zur Wirklichkeit und macht es zum Erleben und Leben.

So ein Denken als Erleben und Leben wächst sich aus der Wirklichkeit heraus wie das Gezweig aus einem Baumstamm. Wie sollte es nicht in die Wirklichkeit hineinreichen? — So ein Denken zieht Tun und Lassen mit sich fort wie ein Strom seinen Wellengang und gestaltet so den ganzen Lebenslauf. — So ein Denken ist schöpferische Tat und langt hinein in alle Verrichtungen des Lebens und regelt und färbt die Vorkommnisse von außen her, auch ohne sie

bewegen zu können. — So ein Denken spricht nichts mehr von der Not in sich aus, falls es auch von seinem Gotte noch aussagte: „Er kann nach außen nichts bewegen.“ — So ein Denken bewegt und bewehrt das eigene Ich so, daß es von außen her nicht mehr bewegt wird. — So ein Denken birgt der Taoteking Laotse's. Deshalb sehe ich auch in dieser Schöpfung von Laotse nicht nur Hilfslinien gezogen, die die Richtung andeuten, „in der der Sinn sich auf das Wirkliche zu bewegt“, sondern ich schaue in ihr ein Erlebtes untergebracht, das aufdeckend in verhangene Wirklichkeiten hineingreift. — Und nun treibe ich in meinem eigensten Fahrwasser dahin.

Es ist natürlich, daß man sich den Taoteking nicht ohne weiters durch Lesen aneignet. Ich besitze das Werk kaum einige Wochen, ich habe es noch nicht einmal zuende gelesen. Von früher her kannte ich nur den zwanzigsten Spruch. Aber was ich aufschlage, wirkt auf mich zumeist wie ein längst Vertrautes. Und wo mir etwas ferner rückt, merke ich bereits, warum es sich heute noch von mir entfernt. — Es will alles seine Weile — besonders die völlige Reife. Und ein Alter ist an Reife reicher als ein Jüngerer. Und unser einem vom Gebirge her wird vielleicht erst spät der Reichtum der vollen Reife; er ist dafür umso schwerer und dauernder, wie eine Gebirgslandschaft ja auch schwerer und dauernder als eine Stadt ist. So mag es bei unser einem auch größere Weile brauchen bis zu seiner Vollendung, falls man es überhaupt dazu bringen sollte. Es verhindert einen aber nicht, das Verwandtschaftliche auch einem Vollendeten gegenüber zu verspüren und darzutun.

Schon mein „Buch der Unsicherheiten“ machte sich zur Gegnerschaft alles Allzu-Bestimmte und Bestimmende von außen her. Das bringt mich bereits in Verwandtschaft zu Laotse. Einzelheiten des Buches heben diese Verwandtschaft noch mehr hervor. So, wenn ich darin eingestehe, daß ich dahin gekommen bin: nicht mehr zu tun, sondern mit mir tun zu lassen. Es enthält bereits das Grundmotiv des Taoteking: das Motiv des Nichthandelns. Als ich es niederschrieb, kannte ich noch keine Zeile Übertragung eines fernöstlichen Textes. Es bildete sich von selber in mir aus — es wuchs

aus mir heraus, etwa wie ein Geſproß an einem Baum. Es läßt zu, daß ich irgend einen gemeinſamen Grundinſtinkt in Laotſe und mir vorhanden annehme. Oder: ich bin bereits Menſch genug geworden, um dem Menſchentum Laotſe's verwandt begegnen zu können. So muß ich denken. Und unbekümmert gebe ich nun *meine* Deutung *ſeinem* „Nichthandeln." Es iſt ja Erlebtes.

Wer zu dieſem Nichttun oder Nichthandeln findet, muß die Geſellſchaft und was ihr inne wohnt als Richtmaß aus den Augen verlieren. Sie iſt es, die einem alles Tun aufzwingt, bis man zu ſich ſelber wach wird. Da wird ſie das Trügeriſche — das Abgelegte — das Unmaßgebende allerorts. Nicht der verfallene Menſch wendet ſich enttäuſcht von ihr ab, ſondern der zu ſich erwachte und ſich ausbreitende Menſch bricht aus ihr aus wie aus einer beengenden Hürde oder zwingerhaften Umzäunung. Für ſo einen Menſchen gibt es nicht mehr „Herrſcher und Beherrſchte", auch nicht „poſitive Gewaltregung", die „negativer Gewaltregung" harrt (ſeine Wahrnehmung wenigſtens iſt nicht auf derartiges geſtellt, das ſich unbeobachtet und ungeregelt am beſten finden und austragen mag) — für ſo einen Menſchen gibt es *nur mehr Beherrſchte* — nur mehr Geführte, und er macht den Wert und den Rang der Beherrſchten — der Geführten abhängig von der Beſchaffenheit des ſie Beherrſchenden — des ſie Führenden. Und das Weſentlichſte: Er macht das Herrſchen der Beherrſchten abhängig von dem Aufgehen in das Beherrſchende. — Er erkennt zuletzt das große Eine, Ewig-Unerkannte im Daſein und in ſich als das einzig Herrſchende an. Sich eins wiſſen mit ihm, — ſich eins fühlen mit dieſem Unerklärbaren wird der Urquell alles Nichttuns — wird der Quell des Herrſchens der Beherrſchten. Es nimmt eben allem Tun den Charakter eines Tuns: es entfernt von ihm *das Zweckliche*. — Wie ſollte man auch einen Zweck tun wollen, wo man keinen Zweck erkennt? Und wie ſollte man einen Zweck erkennen, da man nichts zuende erkennt? — Und man erkennt nirgends zuende. Deshalb: „Des Zweckſinns entraten!" Es macht eigentlich ein Tun erſt frei. Es löſt jene Willigkeit aus, die ein Tun von uns zu einem Tun *mit uns* macht und uns am Nächſten und Nahen genügen läßt.

Unſer Tun wird ſo ein Mit-uns-tun-laſſen — das Tun ein Nicht-tun: — ein Tun, das unſrem Wachstum und unſrer Ausbreitung nicht mehr dawider ſtrebt durch zweckliches Handeln. Das iſt mir Laotſe's „Nichthandeln" oder „Nichttun!"

Ich denke weiters: Laotſe ſich nähern, heißt: wahrnehmen, daß er lebte, was er lehrte. Seine Lebensführung gebar ihm ſein Denken, und dieſes feſtigte wiedrum ſeine Lebensführung. Es wird ein gegenſeitiges Abgeben und Aufnehmen. So iſt er ungeheuer weit mit ſich gekommen: ſo iſt er völlig zu ſich gekommen — zum Unbegreiflichen — zum Rätſelhafteſten in ſich. Es verbindet ihn mit allem Rätſelhaften im Daſein. Es macht den Willig-Beherrſchten zum Herrſchenden. Es eröffnet ihm das Endloſe der Wirklichkeit. Er begeht dieſe Wirklichkeit: es macht ihn zum Myſtiker. Er hat Anſchluß gefunden: er hat „Tao" in ſich.

Denn Tao bedeutet mir das Einigende. Ihm zugrunde liegt das Anſchlußfinden — der Anſchluß. Er erſetzt alles; ja er macht es nicht einmal nötig, daß etwas erſetzt wird. Mit Tao iſt alles in einem vorhanden. Wollte man die Goetheiſchen Verſe auf jemanden anwenden, der Tao in ſich hat wie Laotſe, ſie müßten lauten:

„Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Ihn kann von außen nichts bewegen."

Denn Tao betätigen iſt wie einen Höhenzuſtand der Seele ſpiegeln, darin die Not nicht mehr Halt findet. Der Anſchluß verwehrt ihr den Raum. Der Anſchluß iſt wie ein Gefühl — wie ein Getön, das einen in ein Urgefühl — in ein Urgetön einmünden läßt. Sein Rauſchen — ſeine Macht begräbt die Begebniſſe des äußeren Lebens. Wer den Anſchluß hat, erlangt ſeine Unabhängigkeit und völlige Freiheit. Er iſt aus den Engen und Verhangenheiten des Lebens wie aus einer Verſchüttung heraus. Er empfängt alles vom Anſchluß. Er erweiſt ſich als Ärmſter noch als Reichſter — als Unterſter noch als Höchſter — als Ausgeſetzter noch als Eingeſetzteſter — als Verrufener noch als der Berufene. Er kennt kein Erſtreben mehr und

keine Ziele. Die Ehrungen oder Verunehrungen der Menſchen beſchäftigen — ja erreichen ihn nicht; ihn beſchäftigt nur der Anſchluß: — Das bedeutet mir „Tao haben.“ Und ich glaube, daß „Anſchluß“ den Begriff Tao erfüllender gibt als „Sinn.“

Der Begriff „Tao“ oder „Tao haben“ iſt (wie mir ſcheint) bei Laotſe das Entſcheidende. Daran knüpft ſich das Wirkende — das Wirken, das für mich im Worte Te zum Ausdruck kommt dem Sinne nach, wie ich ihn aus der Übertragung höre. Dieſes Te mit Leben decken zu wollen, verneint im allgemeinen mein Empfinden, eher noch mit „Kraft“, die ja allem lebendigen Wirken zugrunde liegt. Kraft in dem Sinne, wie ſie dem Tun Jeſu eignet — ſeinen „Taten der Kraft.“ Doch mag der Begriff Te von Spruch zu Spruch ein ſchwankender werden und das einemal mit Kraft, das andremal beſſer mit Leben gedeckt ſein. Im allgemeinen aber bleibt es das Wirken, was er ausdrücken ſoll. Und ſo ſei hier gleich geſagt: daß ich den „Taoteking“ das Buch „Vom Anſchluß und Wirken“ nennen möchte anſtatt „Vom Sinn und Leben“. (Auch der Überſetzer will gewiſſenhaft „Sinn“ und „Leben“ nur als beiläufigen Erſatz gedacht wiſſen für die chineſiſchen Begriffe Tao und Te und motiviert ſeine Wahl für „Sinn“ mit einer Stelle aus „Fauſt“ und ſeine Wahl für „Leben“ mit einer Stelle aus dem Johannesevangelium.)

Im allgemeinen dünkt mich: es wird noch eine Weile dauern, bis deutſche Übertragungen den Inhalt des Taoteking in völlig erfüllender Weiſe wiedergeben. Denn nur den chineſiſchen Text zu entziffern, reicht hiefür nicht aus; es verlangt mehr. Es verlangt vom Überſetzer die nötigen Anklänge zu Laotſes Menſchentum, dem heute unſre Gelehrten und Forſcher gewiß nicht nahe genug ſtehen. Der Zunftgelehrte von heute iſt gewöhnlich als Nur-Intellektmenſch auch Verfallsmenſch. Sein Schauen iſt zu ſehr auf Zweckliches gerichtet, das immer einem Zuſammenſtehen — einer Menge Vorſchub leiſtet. Er hat die Menſchennatur als ſolche bereits aus den Augen verloren.

Wer Laotſe fruchtbaren Boden entgegenbringen will, muß vorerſt ſich der Natur in ſich und die Menſchen ihrer Menſchennatur wieder zurückzugewinnen ſuchen. Er muß den Glauben aufbringen, daß jeder

Mensch seine Gesetzlichkeit — seine Regelung in sich trägt, wenn er erst genug Mensch geworden ist. Daß alle Gesetzlichkeit von außen her solcher Menschwerdung nur im Wege ist. Daß Gesetze und Strafen solche Menschwerdung verhindern und unterdrücken. Er muß das alles in sich aufbringen können durch ein Hineinsehen und Hineingehen in sich. Er muß fühlen lernen, daß ohne äußere Gesetze und Strafen mit sich auszukommen ist — eben nur ohne, und er muß das auch auf andere übertragbar finden. Es ist sein Optimismus. Das heißt: er ist wahrhaftester Anhänger seiner Menschennatur ohne Klausel — ohne Vorbehalt. Er nimmt, was in ihr ist, als das Richtige — als das Gute an, ohne erst zu fragen, ob es einem auch nützlich ist. (Die Frage nach Nützlichkeit ist vielleicht das erste Scheitern an sich selber.) So glaubt er nicht nur, daß Herrscher „ganz ohne Strafen auszukommen wußten", sondern weiß: daß ohne Strafen mit sich und anderen auskommen, erst Herrschen ist.

Wer soweit ist, braucht sich Laotse nicht mehr zu nähern, weil er ihm bereits nahe genug ist. Er kann und darf sich seiner Schöpfung hingeben wie ein Weib dem Geliebten, — er darf sich von ihm auch befruchten lassen. Ein in ihm Vorhandenes findet so vielleicht eher seine erfüllende Form.

So mag es auch mir ergehen, der ich Laotse nahe stehe aus Eigenem. Vielleicht schon nahe bis zur Empfängnis. Ich weiß als Künstlermensch mein Empfangendes bei ihm nur Starkem ausgesetzt und vor allem Dauernden. So mag mir der Liebesgenuß auch Schöpferisches von Bestand verheißen. Und vorläufig genüge ich mir mit diesem Verheißen.

* * *

Man ist jetzt mehrfach an der Arbeit, Laotse auszugraben und ihn den Menschen von heute zugänglich zu machen. Man macht damit vielleicht auch uns den Menschen zugänglicher, die wir uns selber ausgegraben haben aus den zeitlichen Verschüttungen der Bräuche — der Satzung — der Sitten. Die wir die Menschennatur ausgegraben haben und sie nun vor uns sehen als das Machtvollste im Dasein

an Wuchs — an Verzweigung — an Verwurzelung, die ihre Verankerung ist, — als das Unübersehbarste.

So ein Ausgraben erschöpft einen zuweilen bis zum Zusammenbruch, besonders wenn man als Erster die Arbeit tut. Nietzsche ist bei solcher Arbeit zusammengebrochen — er, der im Niederreißen, Abtragen und Wegräumen bei den Deutschen Erster und schöpferisch war wie keiner vor ihm. Er brachte aus langem Begrabensein gleichsam die ersten Fresken stückweise wieder zum Vorschein, die das Bild der Menschennatur noch ursprünglich und stark bringen. Er entfernte die Übertünchungen falscher und verfallener Kulturen und stieß so auf diese Bildteile, wie man da und dort noch zuweilen auf Bilderreste stößt, die das wahrhaft Menschliche und Natürliche dartun, wenn man Übermalungen entfernt.

So sehe ich auch durch Nietzsche Wege frei gemacht, die zu Laotse führen mögen. Und unsere Zeit, unsere Menschenart bringen es vielleicht mit sich, daß man sie begeht und zuletzt noch bei Laotse anlangt. Laotse ist für die Menschennatur wie ein vergangener großer Feiertag — wie eine vergangene höchste Erfüllung. Nietzsche dagegen das Vollbringen einer Tat, die Wege frei legte zu neuen großen Feiertagen — zu neuen höchsten Erfüllungen. Damit habe ich ein Weniges berührt, das mir die Beiden in Verwandtschaft bringt.

Schließlich denke ich noch: daß ein Längst-Vergangenes in der überkommenen Form — und mag es höchste Erfüllung bergen — einer Gegenwart und Zukunft nicht mehr völlige Erfüllung sein kann. Aber es führt vielleicht Erfüllendes herbei, indem es ein Menschentum mit jenem Geiste erfüllen hilft, der Erfüllung auszulösen imstande ist. Er mag in einen hineinkommen wie eine Befruchtung; das eigene Menschentum aber — die Persönlichkeit — die eigene Wesensart bleibt immer das Gebärende. Und erst ein auf solche Weise Neugeborenes ist vielleicht einmal berufen, wieder zu erfüllen. — —

Vielleicht ist auch meinem Schaffen in mancher Hinsicht einmal noch Erfüllendes beschieden? — Ich geize nicht danach; ich suche es nicht. Es ließe sich durch Suchen auch nicht finden, es muß aus

einem herauswachsen. — In starken Stunden jedoch gehe ich guter Hoffnung wie ein junges befruchtetes Weib.

Wenn ich vorfinde, wie ich junger Abendländer dem alten Chinesen, der den großen Anschluß hatte, in entscheidenden Punkten gleiche, erfüllt mich tiefer Genuß, und eine Sicherheit steht in mir auf, die meiner Art die Geratenheit nicht mehr vorenthält. Das Verheißende in mir tut gleichsam Flügelschläge, wenn ich Dinge sehe, wie er sie sieht, — wenn ich zum Beispiel den Verfall auch dort sehe, wo er ihn sieht, entgegen der Anschauung des Intellekts und der Menge, die dort noch Wachstum und Entwicklung vermeinen. — Wie vertraut, wie meinem Boden entsprossen, ist mir sein achtzehnter Spruch! So höre ich ihn: „Verfall.

Der große Anschluß ward verlassen:
so gab es Sittlichkeit und Pflicht:
Klugheit und Einsicht kamen auf:
so gab es die großen Lügen.
Die Blutsverwandten wurden uneins:
so gab es Kindespflicht und Gebot.
Die Reiche erließen Gesetze und Strafen:
so gab es Verwirrung und Unordnung. —"

In der Richard Wilhelm'schen Übertragung steht: „Verfall der Sitte"; „Sinn" anstatt Anschluß; „Erkenntnis" anstatt Einsicht; „Liebe" anstatt Gebot; und die zwei letzten Zeilen lauten bei ihm: „Die Staaten kamen in Verwirrung und Unordnung: so gab es treue Diener."

Also sehr abweichend! Es ließen sich aber meine zwei Zeilen als erläuternde Einschaltung denken; ihr Gedanke ist sicher Laotse eigen. Auch deutete ich schon an: ich zweifle, ob die Übertragung trotz aller Gewissenhaftigkeit immer das Erfüllende im Sinne Laotse's trifft. Und so bekam ich Lust, sie so zu handhaben, daß sie mir dartun sollte, was ich als das Wesentlichste an Laotse im gegebenen Falle empfinde. Nicht anderen Grund und auch kein Recht hat meine freie Abänderung. Es ist freies Tun meiner vermeintlichen Wesensverwandtschaft mit Laotse, die jedoch gewiß Niemand anzuerkennen braucht.

Und jetzt vergegenwärtige ich mir noch den Alten, wie er sein Reich verließ: Nicht freudvoll, doch ohne Gram, — gebeugt vielleicht von den Jahren und Lasten des Lebens, sonst ungebeugt, — kein Freund von Sittlichkeit und Pflicht oder Gebot, noch von Klugheit und Einsicht, die die großen Lügen im Gefolge haben, — Gesetzen und Strafen ausweichend und sie als das Verwirrende und Unordnende eines Reiches ansehend, und niemals ein treuer Diener sein wollend noch sein könnend solcher Unordnung und Verwirrung. Bewahrt vor solchem Dienen von besserer Treu: von Treue zu sich selber und zur natürlichen Ordnung der Dinge. So alles verlassend und alles aufgebend und doch kaum fühlend, daß etwas verlassen und aufgegeben wird. Von außen her durch nichts mehr bewegt werdend. Einzig dem großen Anschluß ergeben und hingegeben, der einen befruchtend einem erhält. . . .

So sehe ich Laotse sein Reich verlassen und ich feiere seinen Abgang in innerlicher Stille und grenzenloser Ehrfurcht. Lebendig und anspornend dringt heute sein Wesen durch die Jahrtausende zu mir. Und mich lehrt sein Beispiel: Wenn ich dem Äußerlichen verloren gehe, — ich habe mich nur noch mehr. Ich erlange immer mehr den Anschluß. — Schon kenne ich seine Macht — jenes rätselhaft Sichernde, das schon in mir war, ohne daß ich es kannte. Nun aber weiß mein Gefühl (wenigstens in gnadenvollen Stunden): ich habe Tao — ich ertaste den Anschluß in mir. Riva, im April 1911.

Abendglück / von Karl Berger.

Noch ward
Am klaren Abend
Der weitschauenden Wolke
Die schönste Glut.
Die feine Sichel aber stand
Darüber schon,
Warf ins verzauberte Nachtgewölk
Grünlichen Schein.
Indeß um die Stirne
Kühle Winde mir bliesen
Kein Ende sah ich
Im Wandel der Pracht.

Gewitter / von Hugo Neugebauer.

1.

Das Pferd hatte nicht aus dem Stalle wollen. Die Vorderbeine eingeſtemmt, ſtand es mit gedehntem Halſe und ängſtlichen Augen, ſchnaubend. Und als dem Knechte gelungen war, es hinauszuzerren, da war es ſo unruhig, daß der Knecht den Herrn mahnen mußte, nicht länger zu zögern.

„Du kommſt mir nicht heil zurück, irgendetwas wird dir zuſtoßen.“

Sie liebte ihren Mann nicht; dennoch warnte ſie ihn. Sie hätte jeden gewarnt, ihre große Angſt trieb ſie dazu an:

„Ich habe eine Ahnung, Alfred. Heute nacht —“

„Hatteſt du einen Traum. Du träumteſt — was war es doch gleich? — Blut auf meine Hände.“

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Nun, dann auf mein Geſicht. Auf meine Naſe, nicht wahr? Meine Naſe beblutete deinen Traum. Geſtern ſtürzte mir Blut aus der Naſe. Deine Einbildung iſt lahm, Adelheid, kein Wunder, daß deine Träume hinken. Sie hinken den wirklichen Dingen nach. Das iſt ſo natürlich und hat nicht mehr zu bedeuten als ein Schatte oder Widerhall.“

Der Herr wandte ſich, ſeine Stimme verriet Mißvergnügen:

„Du da, Georg? Biſt du noch immer da? Ich glaubte, du wäreſt abgereiſt. Wollteſt du nicht reiſen, ſchon geſtern?“

„Gewiß, Bruder, aber ich habe mir's überlegt, ich bleibe noch.“

„Wie lange noch, Georg? Deine Arbeiter werden dich vermiſſen. Jetzt müſſen doch bald die Sprenglöcher gebohrt werden. Da darfſt du nicht fehlen.“

„Ich habe einen tüchtigen Aufſeher, Alfred.“

„Auch ich habe einen Schaffer, dennoch ſeh ich ſelber nach.“

„Herr, wird's bald?“ herrſchte der Knecht. „Wenn Sie nicht bald kommen, haut mir das Pferd über die Deichſel.“

„Darum wär es wirklich beſſer, du führeſt ab.“

„Ich warte lieber noch, Alfred.“

„Worauf denn?“ brauſte der Herr auf.

„Bis das Gewitter vorüber iſt.“

Der Herr warf ihm einen böſen Blick zu, küßte die Frau auf die Wange und ſprang in den Wagen:

„Und du, daß mir das nicht noch einmal vorkommt, Adelheid! Die Leute müſſen ihr Veſperbrot um vier Uhr auf dem Felde haben, verſtanden?“

„Ja, Alfred.“

Er lehnte ſich zurück und der Wagen rollte durchs Hoftor.

2.

„Adelheid!“

Sie wandte ſich und ſah dem Schwager erſchrocken in die Augen:

„Was haſt du, Georg?“

„Ich? — Nichts. Aber du?“

„Nichts, das ich wüßte.“

„So? Ich weiß aber.“

„Was weißt du denn?“

Sie waren in den halbdunkeln Hausflur getreten und Georg hatte die Türe hinter ſich zugezogen:

„Daß ich dich liebe, Adelheid!“

„Laß mich, du, ich —“

„Was? — Du haſſeſt mich wohl? — Sag, daß du mich haſſeſt!“

„Laß mich, ſag ich, oder es geſchieht ein Unglück.“

Er hatte ſie an ſich geriſſen und das Geſicht in ihre vollen, dichten Haare gedrückt. Sie zwängte die Arme zwiſchen ſeine und ihre Bruſt. Beide keuchten. —

„Lazarus!“

„Gnädige Frau?“

„Was machſt du da?“

„Ich hockte hinter dem Haferkaſten und ſchlief.“

„Mit offenen Augen wie ein Haſe, nicht wahr?“

Georg hatte ſie losgelaſſen und fuhr ſich mit dem Ärmel über die ſchweißtriefende Stirn. Lazarus lachte:

„Das war Ihnen nicht recht, nicht wahr, daß ich das geſehen

habe? Aber seien Sie ganz ruhig, ich — kann schweigen. Wer so viel hat hinunterwürgen müssen wie ich, die dreißig Jahre her, dem fällt das Schweigen nicht schwer. Ich kann schweigen und ich will es auch. Denn ich weiß, Sie werden mirs danken."

„Wie meinst du das, Lazarus?"

„Nun, Sie werden ja sehen, wie ich das meine, gnädige Frau."

„Du machst mir Angst."

„Nicht mehr als Sie selber haben. Sie sind schwach, zu schwach, gnädige Frau, Sie sollten mehr Mut haben."

„Hast du denn Mut, Lazarus?"

„Ich hätte Mut für zehn Männer, wenn Sie mir Mut machen wollten. Aber weil ich Sie so mutlos sehe, haben zehn Weiber mehr Mut als ich. Darum leide ich alles und tue nichts."

„Adelheid! Ist der Mensch verrückt?"

„O nein, Herr, ich bin bei Sinnen. Das wäre schlimm, wenn ich plötzlich verrückt würde, denn dann könnt ich schwatzen. Ich will aber nicht schwatzen, weil ich ihn hasse, viel mehr als er mich. Er darf seinen Zorn an mir auslassen, weil er der Herr ist, ich aber muß alles schlucken: das lädt, Herr, das lädt!"

„Lazarus, ich bitte dich, haß ihn nicht so, tu's nicht, tu's mir zuliebe nicht."

Er sah sie groß an:

„Ihnen zuliebe ihn nicht hassen? — Ja, wissen Sie denn, was Sie von mir verlangen?"

„Nichts verlang ich von dir als daß du ihn nicht hassest und — uns nicht verrätst. Jetzt geh."

„Nicht eher, als Sie alles wissen."

„Lazarus!"

„Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, ich bin ja nicht von Sinnen. Ich werde nichts sagen, was Sie erschrecken könnte."

„Bist du dessen so gewiß?"

„Ja. Also hören Sie: er betrügt Sie mit der Stallmagd."

„O pfui!"

„Mit der Anna. Er schleicht ihr nach in den Stall, auf den

Heuboden, in die Scheune, wenn's dunkelt."

„Das iſt nicht wahr."

„Einmal ſtak ich im Heu dicht hinter ihnen und beobachtete ſie. Sie glaubten ſich allein, ich aber ſtak hinter ihnen und ſah alles. Am nächſten Abend wiederholte ſich das Schauſpiel. Das war geſtern. Wenn Sie ſich heute abends mit mir im Heu verſtecken wollten, könnten Sie ſich mit eigenen Augen davon überzeugen."

„Adelheid, was erlaubt ſich der Menſch?"

„Nichts Unſchickliches, Herr, nichts Unſchickliches!"

„Iſt das wahr?"

„Ja, gnädige Frau, bei meiner Seele!" —

„Dann ſteig in den Keller und hol uns eine Flaſche Wein. Von dem ſchweren, alten. Ins Gartenhaus, hörſt du?"

3.

Der Wagen rollte durchs Tor an den Holzſtößen vorbei:

„Teufel, das rüttelt!"

„Wenn die Seele nicht ſo feſt ſäße, nicht wahr, Herr?"

„Meiner Treu, Martin. Und das Lärchenholz riecht."

„Friſches Holz, Herr."

„Ein Lerchenlied für die Naſe, Martin, das Schwanenlied der Waldlärche."

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr. Sie ſchwatzen oft ſo tolles Zeug zuſammen, beſonders wenn Sie getrunken haben, daß jemand, der kein Schriftgelehrter und Pfarriſäer iſt, Sie abſolut nicht verſtehen kann. Sie nehmen mir's doch nicht übel, Herr? Ich bin eine alte, ehrliche Haut."

„Ich bin aber nicht betrunken, Martin. Heute iſt die Welt betrunken."

Der Wagen rumpelte, das Pferd ſchnaubte.

„Die Sonne hat das Holz angezündet, Martin, es brennt mit einer riechbaren Flamme."

„Ich ſchmeck das Feuer nur, wenn es raucht, Herr."

„Du haſt eine ganz gemeine Naſe, Martin. Hat deine Mutter nicht Lumpen geſammelt in der Stadt? Kein Wunder, daß du mit

abgestumpfter Nase zur Welt gekommen bist. Ich aber bin hochwohlgeboren und empfindsam benast. Ich wittere brennende Lärchentränen meilenweit, besonders von weiblichen Lärchen."

„Sie sind ein Narr, verzeihen Sie mir die Treuherzigkeit, Herr."

„Kerl, halt's Maul, sonst schmeiß ich dich vom Kutschbock."

„Dann will ich lieber absteigen."

„Wirst du wohl sitzen bleiben?"

„Tätärätätätüh!"

Ein zerlumpter Mensch, der unter der Linde am Kirchhof gesessen hatte, kam dem Gespann entgegengerannt und schlenkerte heftig mit den Armen. Das Pferd stutzte und scheute. Martin zog die Zügel straff an.

„Was gibt's?" fragte ärgerlich der Herr.

„Kaspar der Schalk, Herr. Der verfluchte Kerl scheucht mir das Roß. Willst du wohl ausweichen, du?"

Er drohte mit der Peitsche. Der Schalk gehorchte, näherte sich mit unterwürfiger Gebärde dem Wagenschlag und hielt dem Herrn seinen alten durchschwitzten Filzhut hin:

„Bitt schön, gnädiger Herr!"

„Ich will heute gnädig sein, wenn du mich ein Stück begleiten willst."

„Hollah, das ist fein!"

„Halt, so war's nicht gemeint, Kasperle. Herlaufen sollst du neben mir, versteht sich."

„Meinethalben, wie ein Hund." Er grinste.

„Woher kommst du, Kaspar?"

„Aus dem Grabe, Herr, von der toten Anna, die ich so lieb hatte, als sie noch lebte, versteht sich."

„Was macht die Anna, Kaspar?"

„Sie liegt auf der faulen Haut, Herr, und gibt sich aus."

„Wofür gibt sie sich denn aus, Kaspar?"

„Für eine Gewürzkrämerin, Herr."

Der Herr lachte:

„Pfui, Kaspar, sie war doch das bravste Mädel im Dorf."

„Als sie noch lebte, stand sie im besten Geruche; nun aber ist es ruchbar, daß sie ausgeblüht hat."

„O du Schalk! — Aber, um davon abzukommen, du saßest doch unter der Linde?"

„Ja, und ließ mir die Ohren vollsummen von den Bienen."

„Was summen denn die Bienen, Kaspar?"

„Die alte Geschichte!"

„Welche Geschichte, Kaspar?"

„Nun, von dem reichen Prasser und dem armen Lazarus, Herr."

„Schon gut. Und die Linde duftete, nicht wahr?"

„Ja, und räucherte die Gräber aus, die inwendig zwar schön zu schauen, auswendig aber voller Moder und Knochen sind."

„Umgekehrt, Kaspar, umgekehrt."

„Richtig, Herr, umgekehrt ist auch gefahren."

„Soll ich umkehren, Herr?" fragte Martin: „Es wäre besser."

„Halt's Maul, du!"

„Geben Sie jetzt das Trinkgeld, gnädiger Herr, für jeden Spaß einen Sechser. Es ist mir zu heiß hier. Ich will mir einen Rausch ansaufen und dann wieder zur Anna ins Grab steigen. Dort hab ich's hübsch kühl. Mit Lindenbluft will ich die garstigen Gerüche überduften. Sie wird sich freuen, die Anna. Als sie noch lebte, mochte sie mich nicht. Jetzt aber mag sie mich wohl, weil kein anderer sie mag. Ich will meinen Rausch bei ihr ausschlafen."

„Da hast du dein Trinkgeld, Kaspar, und pack dich zum Teufel! Mir wird ganz übel von deinen Späßen."

„Noch einen Sechser, Herr!"

„Da! und jetzt lauf!"

Der Wagen war eine Weile auf der geschotterten Landstraße hingefahren, jetzt bog er in den Weg ein, der durch die Felder zum Walde führte. Es holperte wieder empfindlich. Der Herr hatte sich zurückgelehnt und blinzte durch die halb geschlossenen Lider den Himmel an.

„Du, Martin, wenn jetzt wer den Himmel mit einem Schwengel schlüge, ich glaube, es gäbe einen Ton."

„Und wenn es einen gäbe, hören könnt ich ihn nicht. Mir brummt der Schädel wie ein Bienenschwarm."

„Es ist entsetzlich schwül, Martin."

4.

Der Wind stockte, desto heftiger ging der Atem der Menschen und Tiere. Es war ein unheimlicher Kampf des Sturmes in den Lungen mit der Windstille. Der Schweiß brach aus allen Poren von dem Kampfe und rann überall spürbar über die Haut. Alle Stirnen und Schläfen brannten wie von Fiebernden. Die Augen auch der Gesunden erstarrten merklich und nahmen einen irren Ausdruck an. Harmlose Menschen hatten verbrecherische Anwandlungen und ruhende Hände gebärdeten sich hinterkopfs selbsttätig. Fast jedermann hatte das Gefühl, von was Feindseligem umgeben zu sein.

Hinter dem Waldgebirge lauerte das Gewitter. Man sah es zwar noch nicht, aber es war schon da und ganz nahe. Auf den Feldern plagten sich die Taglöhner des Herrn. Der Herr hatte befohlen, sie sollten alles einführen, noch heute. Der hatte leicht befehlen! — Bei der Schwüle! Wo sie nach jedem Wurf von den Fuhren zu den Krügen laufen mußten! An die dreißig Kinder waren ununterbrochen von den Feldern zum Brunnen und vom Brunnen zu den Feldern mit Krügen unterwegs. Dennoch hörte man viel Geschrei über leergetrunkene Krüge.

Beim Walde war man besonders fleißig. Dort standen zwei Paar Pferde vor den Erntewagen, die schüttelten und rüttelten sich in den knirschenden und klappernden Geschirren, schwenkten die Schweife, warfen die Köpfe herum und hinum, scharrten und stampften, rissen an den brüchigen Zügeln und blankgescheuerten Halskappen und wetzten die geschwollenen Flanken an den blutigen Deichseln. Knaben und Mädchen scheuchten die lästigen Bremsen mit Erlenzweigen, aber sie kamen allemal wieder und soffen sich Roßbluträusche an.

„Sie haben großen Durst bei der Hitze", entschuldigte sie Jonathan.

„Ja, aber das Blut ist heiß und macht noch mehr Durst", meinte Balthasar.

„Vorwärts!" befahl Thomas, der Taglöhner. Er hatte zwar

kein Recht zu befehlen, aber er befahl dennoch. „Vorwärts, Leut, ein Wetter kommt! Auch heißt's, die Rösser vom Wald wegbringen, sonst haut sich noch eins ein Bein entzwei beim Ausschlagen!"

Sie packten tüchtig zu beim Aufladen. Balthasar auf der Fuhr war krebsrot im Gesicht, schwitzte und roch abscheulich.

„Hoiho — Hop!"

Sie trugen alle Lederhosen und Holzpantoffel, nur die Knechte auf den Wagen hatten Bastschuhe an. Über die sonngebräunten Unterarme hatten sie grellfarbene Strümpfe gezogen zum Schutz vor den Grammen, ihre Lider waren entzündet, ihre schwieligen Hände zerkratzt und aufgesprungen.

Am Waldesrand hatten Jungen Feuer angezündet, deren Rauch die Bremsen vertreiben sollte. Die Bremsen flogen von den Feuern weg auf die Zugtiere zu. Die kräftigsten, die ausdauernden, stürzten sich auf die Ochsen und bohrten sich durch die dicke Rindshaut langsam durch, dann sogen sie ungestört, denn die Ochsen waren zu faul, sie zu scheuchen. Mit geschlossenen Augen standen sie wiederkäuend, während sich die dicken Bremsen kopfab in ihre Bäuche und Rücken verbissen, sogen und schwollen.

Die Stallmägde des Herrn hatten sich von der Arbeit weggestohlen:

„Laßt die Mannsbilder schuften", hatte die Anna gesagt. „Wir wollen baden gehen."

Der Vorschlag gefiel. Sie gingen mitsammen zum Haberteiche, den der Förster die Haberlache umgetauft hatte. Ringsum wuchs hohes und scharfes Schilfgras und ließ in der Mitte einen trüben Tümpel frei. Unter den Erlen auf dem Damme entkleideten sich die Mägde und auf einem fuhrbreiten Wege, den die Knechte den Pferden durchs Schilficht gerodet hatten, stiegen sie in den Teich.

Jokel hatte sie beobachtet. Mit einem Grastuche voll Zapfen war er aus dem Walde gekommen und hatte sich in ein Erlengebüsch verkrochen:

Wartet nur, dachte sich der Jokel, ihr sollt mich noch einmal einen grünen Jungen schimpfen!

Er blickte um sich: kein Mensch in der Nähe. Nur ein Wiesel

lugte aus ſeinem Baue und fuhr pfauchend zurück, als es den Jokel erblickte. Mit zitternden Händen band er das Grastuch auf und ſchüttete die Zapfen auf die Erde. Dann ſchlich er ſich gebückt und vorſichtig um ſich ſpähend auf den Damm, raffte, hinter den Erlen verſteckt, die Kleider der Mägde zuſammen, ſtopfte ſie in das Grastuch, band es feſt zu, warf es über den Rücken und lief, was er laufen konnte.

Die Mäge hatten nichts gemerkt. Lachend und ſcherzend tauchten ſie einander unter oder beſpritzten ſich gegenſeitig mit dem ſchlammigen Waſſer. So trieben ſie's eine geraume Weile. Auf einmal rief die Thilda:

„Herr Jeſus, der Schaffer!"

Richtig, da war er ſchon. Zornrot kam er dahergehumpelt und ſchwang drohend den Stock:

„O ihr verfluchten, gottverdammten Weibsbilder! — Na wartet, ich will euch aufſpielen zum Tanz! — Heraus! — Heraus! — Heraus!"

Er brüllte ſo fürchterlich, daß ihm die Adern an Hals und Schläfen bis zum Platzen ſchwollen. Kreiſchend und heulend ſprangen die Mägde aus dem Waſſer und rannten auf den Platz zu, wo ſie ihre Kleider gelaſſen hatten: — leer!

„Jeſ' Mar' 'nd Joſeph!" rief händeringend die Gret: „Weg, all's weg! — Und da iſt er ſchon!"

Der Schaffer kam den Dammweg herunter, keuchend, ſchwitzend, fluchend: „Ich — komm ſchon — komm ſchon!"

„Mädeln!" ſchrie die Anna, „her zu mir!"

Sie drängten ſich um ſie mit verzweifelten Blicken, die Hände an die Schläfen gepreßt.

„Mädeln!"

Sie blickten ſie erwartungsvoll an. Sie redete haſtig und nachdrücklich auf ſie ein und begleitete ihre Worte mit feurigen Blicken und heftigen Gebärden.

„Na wartet, ich werd euch —!"

„Abgemacht?"

Sie kicherten und nickten, dabei warfen ſie ſcharfe Seitenblicke

auf den Schaffer, der mühſelig den Hang herunter auf den Damm geſtiegen war. Jetzt blickte er wieder auf und kam puſtend den Dammweg herangehumpelt. Mit gellendem Geſchrei ſtoben die Mägde auseinander und drückten ſich um ihn herum. Eh er ſich deſſen verſah, hatten ſie ihn gepackt und ihn den Damm hinunter in den Teich geworfen:

„Wart nur!“ drohte ihm die Agnes ſpöttiſch mit dem Stocke, den ſie ihm entriſſen hatte.

„Hülfe, Hülfe, Mord!“ ſchrie der Schaffer. Er wälzte ſich in dem zähen Teichſchlamme, Geſicht und Hände vom ſcharfen Schilf zerſchnitten.

Die Mägde ſprangen den Damm hinab und rannten über die naſſe Wieſe wie beſeſſen davon. —

5.

„Martin!“

Martin war eingenickt. Der Wagen rumpelte auf dem holprigen Feldwege und Martin ſchnarchte auf dem Kutſchbock. Schnaubend und keuchend griff der Rappe aus.

„Martin, du, hörſt du nicht? Mir wird ſo — übel!“

Rrcho! — Rrrcho!

„Mein Gott, mein Gott!“

Das Blut ſchoß ihm wie Feuer durch die Adern, ſeine Lippen waren eingetrocknet, die Zunge klebte ihm am Gaumen, enger und feſter ſchraubte ſich ihm ein eiſerner Reifen um Stirn, Schläfen und Hinterhaupt. Er hatte ſich Weſte und Kragen aufgeriſſen und rang dennoch nach Atem. Ängſtlich blickte er um ſich: über dem Waldgebirge erhob ſich drohend eine Wetterwolke. Sie ſah aus wie der Kopf eines Ungeheuers. Der Herr erſchrak:

„Dort, dort, ſiehſt du, Martin?“

Der Herr ſtreckte die Hand aus und winkte. Er winkte um Hilfe, aber das Ungetüm bezog den Wink auf ſich und ſchob langſam den bleifarbenen Leib nach. — Jetzt ſah der Herr ganz deutlich, wie es das plumpe, zahnloſe Maul aufriß, um den weißglühenden Sonnen-

klumpen zu verſchlucken. Eine wilde Freude raſte mit prallenden Hammerſchlägen durch ſein Herz:

„Ha!“

Er hatte ſich aufgereckt, aber ſchon verließ ihn die Kraft und geblendet von dem Blick, den er nach der Sonne geworfen, ſank er auf ſeinen Sitz zurück:

„Martin! — Adelheid, Lazarus — laßt mich —!“

Die Hände des Herrn fielen ſchlaff herab, ſein Oberkörper neigte ſich zur Seite. Der Kutſcher ſchnarchte weiter. Mit unheimlicher Geſchwindigkeit verbreitete ſich die Wetterwolke über den Himmel.

6.

Auf dem Felde unter dem Walde erſcholl wildes Geſchrei: ſtöhnend warfen ſich die Gäule ins Zeug und brachen in die Knie.

„Zu hoch geladen!“ ſchrie Thomas, der Taglöhner. „Abladen, abladen, ſchmeißt ein paar Garben herunter, aber ſchnell!“

Ruprecht hieb auf die Pferde ein.

„Vieh du!“ Thomas riß ihm die Peitſche aus der Hand und ſchlug ihm den Stiel an den Kopf. Ruprecht griff dem Alten nach der Gurgel.

„Auseinander!“ ſchrie Balthaſar. „Seht ihr denn nicht? Das Wetter!“

Es blitzte und krachte knatternd. Alle bekreuzten ſich.

„Herr Jeſus, jetzt hat's eingeſchlagen!“ rief der alte Benno.

„Fort, fort, ſchaut, daß ihr fortkommt!“

Jonathan war auf den Wagen geſtiegen und hatte ein paar Garben hinuntergeworfen.

„Ausweichen, ausweichen!“ ſchrie es auf einmal vom Walde her. Sie ſprangen zur Seite: querfeldein kam mit erhobenem Schweife und geſträubter Mähne der Rappe dahergeſprengt, der Kutſchbock war leer und im Wagen — wer war im Wagen? — Sie waren alle ſo erſchrocken, keiner hatte geſehen, ob jemand im Wagen geſeſſen hatte! —

„Hurtig, Jungen, ihm nach! Der Herr —! Das Pferd iſt durchgegangen!“

Thomas ſchrie's, aber niemand kehrte ſich an ſein Geſchrei:

„Balthaſar!“

Der Knecht grinſte.

„So renn doch, du Vieh! Soll ich denn, ich alter Mann —?“

„Was geht's mich an, Thomas? Der Herr! — Hol ihn der Teufel!“

„Daß dich Gott —!“

„Hol ihn der Teufel! ſag ich noch einmal, und den Schaffer dazu! Verrecken ſoll das Aas!“

7.

„Jeſus, was kommt da? 's iſt der Rapp, unſers Herren Rapp!“

Hinter der Brombeerhecke kauerten die Mägde.

„Ein Unglück!“ ſtieß die Anna hervor. „Der Rapp ohne Martin und ohne Herrn mit dem leeren Wagen!“

„Mädeln“, ſchrie die Trude, „dort im Graben liegt was!“

„Doch nicht —?“

Sie rannten hinzu:

„Jeſus, er iſt es wirklich!“

Im Graben lag der Leichnam des Herrn und glotzte die Mägde aus verglaſten Augen an.

„Drück ihm die Augen zu!“ ſagte die Agnes und ſtieß die Trude in die Hüfte.

„Tu du 's“, wich die Trude aus, „mir grauſt vor ihm.“

Aber auch der Agnes grauſte vor dem Leichnam des Herrn und der Grete und der Thilda nicht minder. Die Anna mußt es tun. Allemal tat die Anna, wovor den andern grauſte. Sie drückte dem Herrn die Augen zu:

„Hu, wie kalt er ſich anfühlt! — Und war doch einmal ſo heiß!“

„Das weißt du!“ höhnte die Agnes.

„Ja, ich weiß es, denn mich hatte der Herr lieb!“

„Das iſt nicht wahr!“ kreiſchte die Agnes. „Mich, mich hatte er lieb!“

„Nein, mich!“ ſchrie die Trude. „Mich hatte er am liebſten.“

„Schäm dich!“ ſchrie die Agnes der Trude zu.

„Warum?“ fragte ruhig und bedeutſam die Anna. „Warum ſoll

ſie ſich denn ſchämen? Keine braucht ſich zu ſchämen, wir ſind ja nackt alle fünf!“

Sie lachten laut auf in das Rollen des Donners. Beim Schein der Blitze blickten ſie einander an und lachten ihrer Nacktheit und freuten ſich heimlich ihrer.

Nur die Anna lachte nicht mit. Starr blickte ſie auf den Leichnam:

„O du, zu früh biſt du geſtorben! Wir hätten noch manche Luſt tauſchen mögen, denn ſo gab ſich mir keiner, ſo nahm mich niemand wie du! Wie töricht doch das Sterben iſt!“

So hätte ſie gedacht, wenn ſie das hätte denken können, was ſie tieriſch dumpf empfand, was ſich austoben ſollte auf zerwühlter Laubſtreu im Walde.

8.

„Mit der Reitpeitſche, nicht wahr?“

„Meiner Seel. Weil ich den Braunen zu locker geſattelt hatte. In derſelben Nacht ritt er das Roß zuſchanden.“

„Wo ritt er denn hin?“

„Ins Polniſche.“

„Auf Wallfahrt?“

„Ja, gnädige Frau. Er wollte wallfahrten zur Muttergottes im Elend um Kinder. Unterwegs ward er hitzig, ſtieg im Krug zum Halfter ab und trank ſich einen Branntweinrauſch an. Als er zubette gehen wollte, verirrte ſich der Arme.“

„Aha!“

„Ja, Herr, Sie verſtehen mich ſchon.“

„Und einmal ſtieß er mit dem Sporn nach dir.“

„Ja gnädige Frau, daß mir das Blut durch Strumpf und Hoſe ſickerte.“

Lazarus fuhr fort, die Sünden des Herrn aufzuzählen, und je ſchwerer die Sünden waren, deſto leichter ward es der Frau ums Herz.

„Iſt der Schaffer noch nicht zurück, Lazarus?“

„Nein, gnädige Frau, aber das hat nichts zu bedeuten.“

Es blitzte und krachte knatternd. Die Frau und Lazarus bekreuzten ſich. Sie war kreideweiß geworden.

„Liebe Adelheid."

„Bitt dich, nenn mich nicht ſo, du! — Lazarus, lauf, ſchau nach dem Herrn aus! — Nein, warte: bring eher die geweihte Kerze, es wird ſo dunkel! Die geweihte, hörſt du? Du weißt doch, wo ich ſie habe?"

„Ja, ja".

Lazarus ging hinaus. Als er die Tür des Gartenhauſes aufſtieß, blitzte es taghell herein. Mit dem Donner fiel die Tür ins Schloß. Es war wieder dunkel.

„Nenn mich nicht ſo, Georg, ich weiß doch, wie du das meinſt."

„Ich mein es ehrlich, Adelheid. Ich liebe dich anſtändiger als mein Bruder."

„Gott, was du ſagſt, Georg, was für gottesläſterliche Reden du führſt!

Sie ſah ihn groß und ängſtlich an, die Hand aufs Herz gepreßt. Es blitzte wieder taghell und beleuchtete den Tiſch mit den welkenden Blumen und dem vergoſſenen Wein. Es donnerte praſſelnd.

„Gott verzeih mir die Sünde!"

Sie räumte haſtig ab. Als ſie Gläſer und Flaſche forttrug, blitzte es wieder auf und ſie erblickte im gegenüberliegenden Spiegel ihr blaſſes Geſicht mit dunkel umrandeten Augen, vom zerrütteten Haar beſchattet:

„Gott, wie ſeh ich aus!"

Mit donnerndem Krach verſchwand ihr Bild im Spiegel. Sie ließ Flaſche und Gläſer fallen, daß ſie klirrend am Boden zerſchellten. Im nämlichen Augenblicke kehrte Lazarus zurück, ſtellte den Leuchter auf den Tiſch und zündete das Wachslicht an.

„Lazarus", rief erſchrocken die Frau, „was haſt du getan?! Das iſt ja die Totenkerze!"

„Ja, das iſt die Kerze, die unſerm ſeligen Vater hinunterleuchtete. Warum erſchrecken Sie, gnädige Frau? Wir alle müſſen einmal ſterben."

Sie blickte ihn vorwurfsvoll an.

„Warum ſehen Sie mich ſo an, gnädige Frau? — War es

nicht recht, daß ich Sie daran erinnert habe? Nämlich daran, daß Alfreds Vater auch der meine war? — Hätt ich ihn etwa verläugnen ſollen, wie er mich verläugnete? Er ſchämte ſich meiner, ich aber bin ſtolz auf ihn. Und dieſer Stolz, gnädige Frau, eben dieſer Stolz iſt es, was mir Alfred nicht verzeihen kann."

„Mein Gott, mein Gott, wenn er nur heil zurückkäme! — Ich habe ſo große Angſt. — Lauf, Lazarus, lauf und ſchau nach dem Herrn aus!"

„Ich gehe ſchon".

Sie ſtarrte in den flackernden Schein der Totenkerze und lauſchte durch das Rauſchen des Regens, das Rollen des Donners.

„Wenn nur bald wer käme mit Nachricht! Das Herz klopft mir zum Halſe herauf."

„Das meine iſt ganz ruhig, Adelheid. Mir iſt gar nicht bange um Alfred."

Er ergriff den Leuchter und ſteckte ſich an der flackernden Totenkerze eine Zigarre in Brand.

„Georg!"

„Aergert dich das, Adelheid? — Verletzt es dein religiöſes Gefühl, ha? — Komm her zu mir, ſetz dich auf meinen Schoß."

Er griff nach ihren kalten Händen. Sie trat zurück und blickte ihn zornig an. Er lächelte kalt:

„Fürchterlich!" ſpottete er. „Sagteſt du mir nicht ſoeben — verzeih, du ſagteſt es nicht, du tateſt's — liebteſt du mich nicht ſoeben und ſchon — haſſeſt du mich? — Wie wetterwendiſch ihr ſeid, ihr Weiber, gewitterwendiſch wollt ich ſagen. Gewappnet mit dem Zorne des Himmels, trat Adelheid vor ihn und blitzte ihn nieder mit Blicken. Großartig, nicht wahr?"

Die Tür ward aufgeriſſen und Lazarus trat regentriefend ein. Er blickte bleich und verſtört und ſeine Lippen zuckten, ſeine dunkeln Augen funkelten:

„Er iſt tot."

„Jeſus, der Herr?" ſchrie Adelheid auf.

„Nein, Martin der Kutſcher. Bei der Rotbuche am Waldes-

rand warf ihn ein Blitzstrahl vom Bock. Von der Buche sprang der Strahl auf den Bock und erschlug den Kutscher."

„Und der Herr, Lazarus, der Herr?"

„Das Pferd scheute und rannte mit dem Wagen davon die Kreuz und die Quer in wilder Hast, rannte mit dem leeren Wagen durchs Hoftor. Am Torpflock sprang ein Rad ab, der Wagen prallte an den Torpfosten und zerschellte."

„Und der Herr?"

„Von ihm hab ich nichts gehört." —

Sie zauderte eine Weile, dann sagte sie mit fester Stimme:

„Lazarus, begleite mich, wir wollen ihn suchen gehn."

„Aber Adelheid —!"

„Laß mich, Georg, das ist meine Pflicht."

„So will ich dich begleiten."

„Georg, das darfst du nicht!"

„Darf nicht? Warum?"

„Weil mir deine Nähe fürchterlich wäre. Ich glaube, wenn Alfred noch lebte und dich erblickte, er müßte sterben, Georg."

Georg lachte gezwungen.

„Nun, gnädige Frau, gehen wir?"

Lazarus Stimme zitterte kaum merklich.

„Ja, Lazarus." —

„Adelheid!"

„Georg?"

Er erschrak vor ihrem festen, kalt abweisenden Blicke:

„Geh, geh nur!" stieß er hervor. —

9.

Ein paar Schritte abseits der Stelle, wo der Feldweg von der Landstraße abbog, hatten sie des Rappen Hufspur bald gefunden und folgten ihr feldeinwärts. Ein kurzer Platzregen hatte die Fluren erquickt, über dem Waldgebirge stand die Abendsonne, grollend verzog sich das Gewitter gen Morgen. Schweigend und die Blicke zuboden gesenkt schritten die beiden nebeneinander her. Auf einmal blieb die Frau stehen:

„Horch, was ist das?"

Von der Landstraße her erschollen rasch nacheinander die scharfen Hufschläge eines galoppierenden Pferdes. Lazarus fühlte die Hand der Frau auf seiner Achsel, ihr Haar an seinem bloßen Halse. Er wandte den Kopf: noch im Schatten der Gewitterwolke schimmerte was Weißes:

„Georgs Schimmel, gnädige Frau. Ihr Ritter reitet nachhause."

Schnitterspruch / von Richard Smekal.

Ich mäh den Grund
Von früh bis spat,
Den goldigen Wiesengrund,
Den roten Mohn und die dunkle Rad,
Die grüne, sommerjunge Saat
Und mäh mir die Hände wund.
Jetzt kommt ein Feld Vergißmeinnicht,
Mein scharfer Schnitt geht mittendrein,
Vergangenes soll vergessen sein,
Ich hör nur, was die Stunde spricht
Und die sagt: mäh den weiten Grund
Von früh bis spat,
Vielleicht wird dann dein Herz gesund,
Wenn's nach der Arbeit Ruhe hat.

Brixner Chronik VIII. (Phantasie in den Hundstagen.)

Es liegt innerhalb der Mauern Brixens eine ausgedörrte Steppe, die man „Domplatz" nennt. Sie wird fast ausschließlich von Säuglingen und raufenden Kindern bewohnt. Manchmal kommt einer der vielen schwarzen Männer, die ringsum wohnen, über den Platz; dann stürzt eine Schar von unheimlich schmutzigen verwahrlosten Rangen auf den Pilger zu, die Kindlein putzen die immertriefenden Näschen an den geweihten Händen, und der Mann quittiert die Ehre mit einem Nicken des Kopfes und einer Bewegung seiner Hände nach rückwärts, eine bestimmte Stelle seines ölglatten Talares streichelnd.

Idealisten glaubten einmal, daß an solchen Orten noch Blumen blühen könnten. Und sie setzten Zäune ringsum in der törichten Hoffnung, daß zum allermindesten grünes Gras da wachsen müßte. Doch sie haben sich getäuscht. Die Idylle ist längst zertreten. . .

Es war in den Hundstagen, an einem Sonntag vormittags. Da standen ein paar Männer in einer Baumoase dieser Sandwüste. Die himmlische und irdische Trockenheit aber hatte selbst die Frische ihrer Gedanken versengt, und sie phantasierten also:

Der erste tat den Mund auf und sprach: „Die Hitze ist so unerträglich groß geworden; vielleicht wird der Ortsvorsteher im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt es verbieten, daß die Bürger schwarze Kleider tragen."

Der Umstürzler aber zuckte die Achseln und sagte: „Es würde von keinem Vorteil sein, der üble Geruch wird dennoch bleiben."

Und eine Zeit lang schwiegen sie. Dann erhob der zweite seine Stimme und redete voll Hoffnung: „Die Wasser von Lourdes sind kühl, bald werden unsre Brüder wiederum dorthin pilgern und ihre vertrockneten Augen werden sehend werden und Wunder schauen."

Der Zweifler aber warf ein: „Selbst wenn sie sehend würden, würden doch ihre Ohren nicht hören. Denn ihnen ist der Ritus der täglichen Waschungen fremd und so liegt zu viel Staub der Zeit über ihrem Gehör." — Die Idealisten schwiegen.

Nach einer Weile aber zog einer von ihnen einen Fetzen bräunlichen Papieres aus einer Falte seiner Kleider. Er entschuldigte sich: Die Sache sei schon alt. Nr. 81 der Brixner Chronik vom 8. Juli 1911. Aber die Hitze schläfere selbst die radikalsten Gedanken ein. Und er las:

Die neue Papierfabrik bei Brixen.

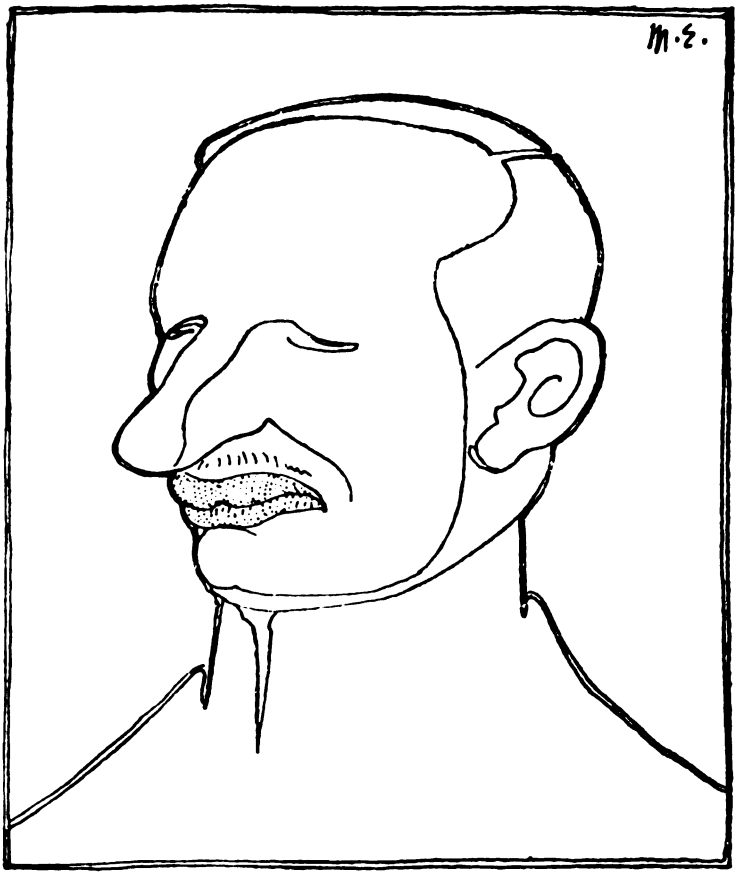
Man mag darüber verschiedener Ansicht sein, ob die Anlage von Fabriken vom volkswirtschaftlichen oder religiösen Standpunkt aus von Nutzen sei. Besonders gegen die in der Nähe von Brixen, in der Mahr, geplante Errichtung einer Papierfabrik sind aber die verschiedensten Bedenken geltend gemacht worden.

Die religiösen Einwendungen sind bereits seinerzeit in einer großangelegten Debatte im Kath.-polit. Kasino glänzend widerlegt worden, indem der Vorsitzende dieser Reunion, Msgr. Prof. Dr. Sigmund Waitz. mit Recht darauf hinwies, daß die Werbekraft der christlichen Grundsätze so sieghaft ist, daß . . .

Er zögerte einen Augenblick und schien sich offenbar an den beiden „daß" und dem einen „ist" zu stoßen. Dann aber fuhr er fort: „daß . . .

sie auch bei der nun einmal durch die Schaffung von Großunternehmungen geschaffenen neuen Wirtschaftslage großartige Erfolge erringen können, soferne der Klerus die neuen sozialen Aufgaben nur richtig erfasse.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Pacificus Kaßlatterer
vulgo
Dr. Oskar Friedrich Luchner.

Der Leser schwieg und der Nörgler nahm gähnend das Blatt aus den Händen seines Freundes und wandte es um: „H. R. o, der infolge von landesüblicher Hitze gewaschene Hebräer!“ Der Mann war Antisemit auch nach einer Bekehrung. Er hätte nun auch gerne noch Näheres über die Zweiteilung der Volkswirtschaft in einen eigentlich volkswirtschaftlichen Standpunkt und einen uneigentlichen, den religiösen, erfahren, er wollte jedoch nicht provozieren und schwieg.

Da ging ein Fremdling vorüber mit einem roten Buch in der Hand. Der schlug drei Kreuze über seiner Brust und staunte den weißen Tempel an. Da aber fiel sein Blick auf die Menge, die an diesem Sonntag-Vormittage aus den Toren dieses Hauses kroch. Dieser eine Fremdling aber wandte seine Schritte und verhüllte in Entsetzen das Haupt. Denn — fürwahr — aus der schwarzen Oeffnung wälzte sich ein Haufen buntgekleideter Gestalten, und feierlich erregte Männer trugen Statuen aus Silber geschmiedet auf ihren Schultern. Von diesen geht die Sage, daß Regen über's Land komme, sobald die Priester die toten Knochen, die in den Bildnissen verwahrt liegen, durch die Straßen der Stadt trügen. Und fürwahr, seit einer Stunde stand eine schwarze drohende Wolke über den Bergen.

Da begannen die drei Männer wieder zu reden.

Der erste sprach ärgerlich: „Warum bringen sie die Silberpatzen immer erst dann, wenn es schon regnet. Wir beten nun schon den zweiten Monat um Regen vom Himmel. Sie hätten früher den Umzug halten sollen.“

Der zweite aber rief: „Du bist töricht. Wie kann man das Wunder des Regens erwirken, bevor man weiß, wie die Säule des Barometers sich verhält oder das Zipperlein sich meldet. Solches vermögen nicht einmal die Zauberer und Propheten im Lande Afrika, und diese arbeiten doch mit den bösen Geistern im Bunde. Bedenke nur: Neunzig Silbergulden ist der Lohn dieser Zauberei. Um das Geld muß man was leisten.“

Da hob der dritte beschwörend seine Arme, und Entsetzen stob aus seinem Munde: „Ihr seid Verleumder. Solches geschah kaum vor 2000 Jahren, als man den Göttern Opfer brachte. Wie könnt ihr heute davon reden, heute, da wir Christum bekennen?“

Während sie noch also gegeneinander sprachen, war die Wolke am Himmel fortgezogen, und die Sonne schien so heiß wie ehedem. Den Regen aber sah auch diesmal niemand. Nur eine dunstig schwere Wolke penetranter Wohlgerüche kroch dem Wege nach, den die fromme Schar gezogen.

Des Herrn Diener aber schwebten leichten Schrittes ihren kühlen Gemächern zu, die am Rande der Wüste lagen.

Die drei Freunde hinwiederum waren infolge der verruchten Hundstagshitze vollends blödsinnig geworden. Hartmann.

Achtung vor dem deutschen Dichterwort!

Unter dem ironischen Gesamttitel „Moderne Kultur" veröffentlicht der „Allg. Tir. Anzeiger" eine Artikelserie, die in ihrer jüngsten Auslassung „Warum ist die katholische Kirche gegen die Ehereform?" entschieden einen Gipfelpunkt dogmatischer Beweiskraft erklimmt. Man höre:

„Unsere letzte Darlegung zeigte klar, daß auf Grund der unverfälschten christlichen Weltanschauung an eine Lösung des Ehebundes im Sinne der modernen Ehereformer nicht gedacht werden kann. Nur Menschen, die mit dem Christentum gebrochen haben und sein Sittengesetz wie eine lästige Zwangsjacke fühlen, stürmen in unseren Tagen gegen die katholische Ehe und wollen in derselben gegenüber dem so lockeren Ehevertrag der anderen Konfessionen sogar eine Rückständigkeit erblicken. Das scheint nun allerdings so, als ob einer vom Standpunkte der Dauerhaftigkeit das dehnbare Gummiband dem goldenen festen Reife vorziehen möchte. Die katholische Ehe ist aber geradezu

eine soziale Wohltat für die Menschheit.

Die gewünschte Ehetrennung entspricht nämlich nicht der menschlichen Natur. Stellen wir uns nur Bräutigam und Braut bei der Trauung vor. Wie selbstverständlich ist es hier, daß gegenseitige Treue bis in den Tod gelobt wird. Wie entrüstet würde die Braut den Bräutigam beiseite stoßen, wenn er nur bedingungsweise oder nur auf fünf bis zehn Jahre Treue versprechen würde. Wie entrüstet würden die Anwesenden sein und was würden sie von einer Braut denken, welche sich solches gefallen ließe. Wie laut spricht hier das natürliche Gefühl gegen die Ehescheidung und wie wird die soviel besungene, von den Dichtern aller Völker gefeierte „Zeit der schönen Liebe" getrübt, ja wolkenumdüstert, wenn letztere eine Liebe auf Kündigung werden sollte.

Verhöhnung deutscher Dichterworte.

Wie spottet doch das Ehereformbestreben der herrlichen Poesie, womit der deutsche Dichterfürst F. Schiller die bräutliche Liebe schildert und er im „Liede von der Glocke" vom heranwachsenden Jüngling spricht:

Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen.
Der ersten Liebe goldne Zeit;
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe.

— — — — — — — — — —

Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.

So der Dichter.

Wirkt der Gedanke an die in ungewisser Zeit etwa folgende freiwillige Trennung und Neuverheiratung der in Liebe Schwelgenden nicht wie Mehltau auf des Mädchens Gemüt? Sagt doch der Dichter weiter:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben.
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
— — — — — —"

So der Anzeiger. Womit glücklich bewiesen ist, daß selbst der goldene feste Reif Schillerscher Poesie, den sich bürgerliche Moraldozenten, wenn sie den Zitatterich bekommen, mit Vorliebe an den erregten Zeigefinger stecken, nicht immer von einem dehnbaren Gummiband zu unterscheiden ist. Doch möchte ich vorderhand noch annehmen, daß unser Dichterfürst den herrlichen Zweizeiler

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land

nicht auf den „Tir. Anzeiger", sondern wirklich auf einen „anonymen Fluß" gemünzt hat. Hingegen dürfte der regierende Geist des genannten Blattes ermächtigt sein, sich in dem bekannten Schiller'schen Poem veriert zu fühlen:

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß;
Wie wir sie heute wandeln sehen
Sah sie der allerälteste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig mir an!

Der Anzeiger schreibe es getrost als Preisrätsel aus! Erster Preis ein Gratisabonnement. Zweiter Preis ein Flaschenangebinde mit der Etikette — ebenfalls von F. Schiller —:

Ring und Stab, o seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf!

F.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner".

J. V. Widmann im Berner „Bund": Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner" führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner", wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner".

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner" ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner", eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner". Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 7.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Nachschrift zu „Laotse und ich“/ Arthur von Wallpach: Sommersatt / Hugo Neugebauer: Faun und Nymphe / Karl Schoßleitner: Prinz Blaubart / Guido Höld: Septembertag / Paul Scheerbart: Tanzende Pflanzen — Tanzende Wälder / Bernhard Jülg: Der heiße Abend / Carl Dallago: Zuspruch / Benedikt: Innsbr. Kunstschau VIII / L. v. Ficker: Zeitschriftenschau / Karikaturenfolge 31: Max von Esterle: Thomas Walch.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. September 1911. Heft 7.

Nachſchrift zu „Laotſe und ich“ / von Carl Dallago.

Ein Freund ſandte mir nachträglich noch Henri Borel's Buch „Weisheit und Schönheit aus China“ mit beſonderem Hinweis auf das Kapitel: „Wu Wei (eine Phantaſie über Laotſe's Philoſophie).“ So hörte ich eifrigſt dieſer Lektüre und erhörte zarte und innige Schilderungen aus der Seele eines Dichters, die ſich bemühen, Laotſe's Philoſophie in Begebenheiten wie zu einem Strauß zu ordnen und darzubieten. Dabei war Borel in China und hat aus der originalen Landſchaft und dem originalen Schrifttum geſchöpft. Und ich bin erfreut, in vielem Weſentlichen mich mit Borel's ehrlichem Forſcher- und Jüngertum übereinſtimmend zu finden; ſo vor allem im Abſchnitt „Kunſt“, wo er dem Begriff Kunſt Tao zugrundelegt, — wo er Kunſt mit Wu Wei — mit Nichttun in Verbindung bringt und dies ſo ſchön ſagt: „Warum rauſcht das Meer? Warum ſingt das Vöglein? — — Weil ſie nun einmal müſſen, aus ihrer Natur heraus! Es iſt Wu Wei!“ Manchmal mag die deutſche Übertragung aus dem Holländiſchen unzureichend ſein; das Wort tummelt ſich zu ſchwärmeriſch ſchwankend, und das Wörtchen „vage“ iſt zu reichlich eingeſtreut. So denkt man mitunter: es vertrüge der Stil noch Sonne des Reifens. Doch wie geſagt: das iſt wahrſcheinlich der Übertragung anzurechnen. Ich habe hier anderes zu ſagen.

Im Abſchnitt „Tao“ fühle ich mich von der Auslegung Borel's abweichend in der gewichtigen Auffaſſung von Seele und Leib und

den daraus entſpringenden Folgerungen. Das Sinnige, Weiche und Innige ſeiner Nach-Dichtung vermochte mich nicht darüber hinwegzubringen. Borel läßt ſeinen weiſen Alten ſagen: „Du denkſt zuviel an den nichtigen Körper, der ſo tief in der kalten Erde liegen muß; aber das iſt das Gefühl eines Gefangenen, der frei werden ſoll, und den es betrübt, daß er ſeine dunkle Zelle verlaſſen ſoll, wo er ſo lange lebte. Du ſiehſt den Tod im Kontraſt zum Leben und beide ſind nicht real, ſie ſind beide Wandlungen, Schein. — Das Reale in dir, deine Seele kann niemals vergehen, und ſie fürchtet ſich auch nicht. — — Wenn du älter biſt und du von ſelbſt, natürlich, auch der Bewegung aus Tao gelebt haſt, wirſt du dieſe Angſt von ſelbſt nicht mehr fühlen."

Dieſen gut und ſinnig geſetzten Worten enthöre ich doch eine zu abendländiſch chriſtliche Vorſtellung von dem Begriff Tao. Tao, als das Einigende, verträgt nicht die Scheidungen von Leib und Seele, noch weniger den Leib als Kontraſt zur Seele. Ja ich denke: erſt dieſes Einigende zwiſchen Leib und Seele tilgt den Kontraſt zwiſchen Tod und Leben, indem es das Zeitliche zum Anteil am Ewigen macht, — indem es das Tote zum Anteil am Lebendigen macht. Tao als Anſchluß iſt ein Höchſtzuſtand — iſt eine Rätſellöſung durch Aufgehen in das Rätſel. Es ſtellt die Verbindung her zwiſchen Lebendem und Totem, es macht alles wiederum zu — Sein; Nichtſein iſt nur ſeine höchſte Form. Denn urſprünglich iſt alles Sein; durch Abſtecken und Begrenzen der Dinge erwächſt erſt Scheidung, durch allmähliches Anſehen dieſer geſchiedenen Dinge — dieſer Abſteckungen und Begrenzungen für die Dinge ſelber wird ihr urſprünglich Endloſes abgeſchnitten — wird alles Täuſchung — wird Schein. Tao verleiht den Dingen wieder ihr urſprünglich Endloſes — tilgt allen Schein — das angenommene Sein, ſchafft ſo das Nichtſein. Der Ausgangspunkt iſt aber immer unſere körperhafte Form des Daſeins, die ſelber in die Seele mit allen Poren hineinmündet wie die Oberfläche eines Dings in ſein Inneres — in ſein Ewiges — Endloſes.

So erhelle ich mir den Begriff Tao, ihn zugleich vor dem

Eindringen kirchenchriſtlicher Vorſtellungen, wie ſie wir Abendländer bereits mit der Muttermilch einſogen, ein wenig ſchirmend. Es iſt eine lange Verwandtſchaft, die ſich in mir geltend macht für dieſes dunkelſte und höchſte Machtgefühl der Menſchenbruſt, das uns allen Rätſeln des Daſeins wie einer Heimat einverleibt. Wenn ich hier nach Jeſus ſehe, dünkt mich: Er hatte beſtimmt Tao im ausgiebigſten Maße, — er hatte den Anſchluß, — er trug das Einigende beſtändig in ſich. Ganz anders die Kirche als ſolche: ſie ſtellt das Jenſeits an Stelle des Anſchluſſes und züchtet ſo die Gegenſätzlichkeit von Seele und Leib und gründet darauf ihre Herrſchaft. Auch der jüdiſch-chriſtliche Sündenbegriff, den Tao nicht kennen kann, ſcheint mir in Henri Borel's Auslegung ein wenig umzugehen, wenn er ſeinem Weiſen in den Mund legt: „Du mußt es (Tao) ſelbſt finden, indem du dich freimachſt von allen Leidenſchaften und Begierden und dann ganz von ſelbſt lebſt, ohne unnatürliches Wollen.“ Dieſes „und dann ganz von ſelbſt lebſt“ widerſpricht meinem Gefühl. Warum nicht ſchon vorher nicht unnatürlich wollen? Alſo: auch Begierden und Leidenſchaften leben wollen! Es entſpräche gewiß beſſer der großen und weiten Auffaſſung von Wu Wei (Nichttun) wie ſie ſein Weiſer lehrt: „Darum wolle vor Allem nicht gut ſein und halte dich nicht für ſchlecht. Wu Wei — nicht tuend, dich von ſelbſt gehen laſſend — das mußt du ſein.“ Sollte demnach Borel im früher Geſagten wirklich meinen, daß man ſich von natürlichen Leidenſchaften und Begierden am reinſten befreit, indem man ſie tut? — Dann wäre ich hier eins mit ihm, aber aus ſeiner Satzſtellung geht das nicht hervor.

Und doch muß es ſo ſein auf dem Wege zu Tao hin, bis es in einem erſchloſſen wird. Der Weg führt über wahres — das iſt: über reines Menſchentum. Und: „Die reinen Menſchen der Vorzeit ſchliefen ohne Träume und wurden ſich ihrer ſelbſt bewußt ohne Beſorgtheit“, ſagt Tſchuang Tſe. Es bedeutet: Wurden ſich ihrer Begierden und Leidenſchaften, — ihrer Sinne und Lüſte bewußt ohne Beſorgtheit; denn das Zeugende und was damit verknüpft iſt, gehört zum reinen Menſchen. Erſt der Verfall entdeckte in ihm ein

Schlechtes und Sündiges, und erst die Berechnung stellte es unter Einsicht und Aufsicht und veranlaßte so seine Mißratenheit.

Das Geschlechtliche war ursprünglich gewiß das Heiligste und Geregeltste in der reinen Menschennatur. Und was ist es heute? — Hier tilgt Tao — und hat Ungeheures zu tilgen. So verstehe ich es.

Und wenn wir nun langsam zum reinen Menschentum vorrücken, Schritt für Schritt in unsrem Innern, — denn „die Natur macht keine Sprünge", — und auf dem Wege dahin befällt uns zuweilen ein Gefühl von unausdrückbar beruhigender Wirkung, das von innen heraus gleichsam nach uns sieht und uns umfängt wie ein erschlossenes wundersames Auge der Tiefe, und wir ertasten den Anschluß, der uns mit allem Rätselhaften verbindet, ist Tao in uns wach. Dieser Vorgang mag sich in uns wiederholen in immer kürzeren Zwischenräumen, und der Machtzustand in uns mag immer länger währen. Und das Äußerliche — das Körperhafte unsres Menschentums sehen wir vorgerückt und gewandelt in Erstreben und Wahrnehmung fast plötzlich und sprunghaft, ruckweise: „denn die Natur macht nur Sprünge" an dieser Oberfläche der Dinge; die Einzelheiten und Feinheiten ihres Wachstums berühren das Körperhafte zu wenig ersichtlich. So mag eines Tages eine Reife in uns sein, die all unser Tun in ein Verhältnis bringt zum Ewigen — Endlosen und in uns jene Gelassenheit und Willigkeit auslöst, die jederzeit den Weckruf bereit hält, Tao zu bewegen — den Anschluß herzustellen. Es wäre das Leben des Berufenen. Der zweiunddreißigste Spruch des Taoteking sagt darüber aus. In der Richard Wilhelm'schen Übertragung lautet er:

„Das Leben der Berufenen.

Solange der Sinn in seiner vorweltlichen Ewigkeit verharrt,
gibt es keine Namen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenn die äußere Gestaltung beginnt,
Dann erst gibt es Namen.
Solange die Namen am Sein einen Maßstab haben,
weiß man auch noch, wo Einhalt zu tun ist.

Weiß man, wo Einhalt tun, ſo vermeidet man Verwirrung.
Man kann das Verhältnis des Sinns zur Welt vergleichen
mit den Bergbächen und Talwäſſern, die ſich in Ströme und
Meere ergießen."

Das eingeſchobene Zwiſchenſtück iſt weggeblieben.
Ich höre obigen Spruch ſo:

Das Leben der Berufenen.

Solang der Anſchluß in ſeiner Raum- und Zeitloſigkeit verharrt,
gibt es keine Namen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Erſt wenn die äußere Begrenzung beginnt,
gibt es Scheidung und Namen.
Solange die Namen am Sein gemeſſen werden
weiß man auch noch ihre Bedingtheit.
Weiß man ihre Bedingtheit, ſo entgeht man der Verwirrung.
Man kann das Verhältnis des Anſchluſſes zur Welt vergleichen
mit den Meeren und Strömen, in die ſich Bergbäche und Tal-
Barena, Mitte Mai 1911. waſſer ergießen.

Sommerſatt / von Arthur v. Wallpach.

Nun röten ſich die Äpfel ſchon,
Die Traube bläut die Beere.
Auf allen Dingen liegt ein Ton
Von reifer müder Schwere.

Die Gartenwirtſchaft ſchläft verſtaubt,
Als lechze ſie nach Schatten,
Die letzte Mahd die Halme raubt
Den rotgeſengten Matten.

Und müd des hunderttägigen Blaus,
Betäubt vom Sonnenflirren
Erſehn' ich Sturm und Wetterbraus
Und harter Froſtnacht Klirren.

Faun und Nymphe / von Hugo Neugebauer.

Auf ſcheuen Sohlen ſchleicht der Faun
um Mitternacht,
im dunkeln Augenſtern Geſtaun
ob all der Pracht:

Alt Argos reißt die Augen auf
an bleicher Stirn,
gewundner Nachtgedanken Lauf
durchkreiſt ſein Hirn.

Es fühlt's im faſerzarten Baſt
der Weltenbaum
und wellt, was ſaugend er erfaßt,
von Raum zu Raum.

Das heil'ge Herz der Nymphe pocht
brauſend im Baſt
vom Saft im Wurzelmark verkocht:
ſie ahnt den Gaſt.

Der Fels erbebt, es lebt der Quarz
verborgnes Gold:
es weint der Weltenbaum das Harz,
das ihn durchrollt.

An rauhe Rinde weich geſchmiegt
zittert der Faun;
daß ſie der Rauſch der Nacht beſiegt,
verrät Geraun:

es hat ſein dunkler Augenſtern
das Weib erſchaut;
es brauſt der Baſt, es gährt der Kern,
es jauchzt die Braut!

Prinz Blaubart /
von Karl Schoßleitner.

I.

Es war ein kleines Turmgemach, hoch oben in der Morgensonne; fern der Stadt.

In breiten Strömen floß das Licht herein durch die gewölbten Fenster, erfüllte den bescheidnen Raum mit Helligkeit und sammelte den vollen Glanz in einem hohen Spiegel von Metall, der außer Stande war, dies Gleißen und die Sonnenprächte in sich aufzunehmen, und einen ungeheuren Widerschein zurückwarf — auf die Frau, die sich darin beschaute . . .

Der junge Mann bei ihr war immer noch bemüht, ein neues Prunkstück, einen neuen Schmuck herauszuholen aus der tiefen Truhe, um ihr in sachlicher Geschäftigkeit die Festgewänder nach einander anzulegen, damit sie nach der Probe, angetan mit dem vollkommensten und prächtigsten Erwählten, Gefallen fände vor dem Prinzen, der alle Schönen seines Landes auf sein Schloß entboten hatte.

Sie aber quälte dieser reiche Glanz.

„Ich habe keine Freude an dem allen", sagte sie. „Ich möchte Düsterkeit um mich und dämmeriges Dunkel, weil ich mich schäme dieser Hinterlist und dieses lichtscheuen Beginnens! . . . daß es gerade heut' so hell sein muß!"

Der Bruder drauf: „Sei froh, so wird erst deine Schönheit in das rechte Licht gesetzt! daß dir der Prinz nicht lange ferne bleibt. Dann stoße zu in seine Lüsternheit, daß er nie mehr die Hände nach dir streckt!"

Er gab ihr einen Dolch aus einem schmucken Kästchen mit Silber eingelegt und glühte auf wie ein Fanatiker: „Triff ihn ins tiefste Mark, daß König Blaubart seinen Sohn verliert, bevor ihm noch aus dir ein Enkelkind erwachse; errette dich und alle Kommenden vor neuem Ungemach durch diesen Prinzen und räche alles Leid der Abgeschiedenen, die einst sein Vater lachend in den Tod gesandt. Das Lachen hat er jetzt verlernt und beugt sich krumm in seiner Qual —: Triff gut und

ſtoße zu! Vielleicht bringt der Verluſt des wackern Erben dem ſterbenskranken Vater auch den Todesſtoß, dann wäre unſer Land mit einem Schlag erlöſt von beiden und jubelte dir zu als Retterin.

„Ich wollte ja am liebſten ſelber gehen und dieſes Werk vollbringen“ fuhr er fort. „Doch läßt der Prinz nie einen Fremden bis zu ſich heran: ich ſtürbe ſchon am Weg zu ihm, das hätte keinen Zweck. Drum preiſ' ich dieſen Aufrnf an die Frauen ſeines Landes; ſo ein erleſner Vorwand wurde uns noch nie, zu ihm zu kommen. Ich habe keinen unverſucht gelaſſen. Das haſt du ſelbſt geſehen und weißt auch, daß ich ſonſt des Mutes nicht ermangle. Doch heute muß ich dir die Rache überlaſſen, ſo leid mir iſt. Ich kann nicht mehr als dies: Voraus gehen und im Volke Stimmung machen, um dich hernach in Sicherheit zu bringen, wenn es möglich iſt.“

Sie war ſchon völlig überredet und dachte ſo wie er: „Ich rechne nicht darauf, wenn nur der Plan gelingt, wie du ihn ausgedacht, und ich die Rache übe. — Ich bin gefaßt, daß es gerade ſo mein Leben koſten wird wie ſeines . . . Mir liegt auch nicht ſo viel daran. Ich habe keine weitre Angſt, weil ich verſichert bin, daß mir nichts Schlimmeres geſchehen kann, als ich erwarte. — Nur eines möcht' ich bitten Bruder, bleib eine Weile noch bei mir und komm zugleich mit mir ein Stück des Weges.“

So fuhren die Geſchwiſter an die Stadt heran, die Wagenfenſter überall verhangen.

Der Bruder gab ihr Winke, Weiſungen und Andres mehr.

Sie ſagte mit Entſetzen: „Du biſt grauenhaft, du haſt mich ſo mit Rache angefüllt zum Überlaufen, mit allen Edelſteinen haſt du mich behängt, mit jeglichem Geſchmeide, das du erlangen konnteſt, damit ihr blutiges Erinnern meinen Mut erhöhe! — Mir läuft ein Schaudern durch den Leib, wenn ich den Schmuck befühle: den trug die erſte Frau des Königs, den die zweite, mit dieſen Perlenſchnüren wurde eine dritte umgebracht. Dies Ohrgehänge ließ die Mutter dir zurück zum Angedenken, und dieſen Stirnreif brachten dir die Henker von der letzten Frau —: das glüht und bringt in mich, als wären alle dieſe Toten augenſcheinlich mit im Bunde!“

„Und stärkten dich mit ihren Flüchen und Verwünschungen", entgegnete der Bruder. „Dies hab' ich alle Zeit für dich gesammelt, damit du Kraft gewännest für die Tat und ich meines Versprechens ledig würde, das ich der Mutter gab, als sie zu König Blaubart auf das Schloß getrieben wurde mit den andern Frauen. ‚Wenn ich nicht wiederkomme', sagte sie, ‚dann räche mich und ziehe deine Schwester in der Rache auf, daß sie den Wüstling treffe mit der ärgsten Bitternis an Kind und Kindeskindern!' Ich schwor es ihr zu tun." —

Indessen waren sie schon nahe an die Stadt gekommen und hielten Rast bei einem alten Gastfreund, der um den Anschlag wußte.

Der Bruder hüllte sich darauf in ärmliche Gewänder, um voraus zu gehen.

Als sie nach einer Weile in die Sänfte stieg, vertraute sie dem alten Mann, was sie dem Bruder nicht gestanden hätte und fühlte sich hernach erleichtert: „Weißt du, ich ziehe gar nicht ungern in das Schloß, wenn ich es so bei mir bedenke: Ich bin begierig auf den Prinzen, von dem ich schon so viel erzählen hörte! — Wie er sich stellen wird zu mir . . . ob ich ihm auch gefallen werde! Meinst du wohl?"

Der Alte nickte nur.

* * *

Der Prinz sah von der Terrasse hinaus in die ruhige Schwüle des sengenden Mittags. Dunkel lehnte seine schlanke Gestalt an dem weißen Marmor der mächtigen Säulen, steil und glänzend fiel die Sonne auf die Fliesen herab und nahm vom Purpur der Vorhänge den rötlichen Schein, der in kleinen rundlichen Schatten aufglühte wie dunkel flammendes Blut.

So sah er hinaus seit Anbruch des Tages. Heute wie die vergangene Zeit.

‚Warten' war über sein früheres Leben geschrieben. Das Warten lag über dem Schlosse . . .

*

„Er trägt sein Panzerhemd tagaus, tagein, das die Goldschmiede verfertigt haben, ein Wunder der Arbeit . . ."

„Er soll es auch Nachts nicht ablegen", fiel ein Anderer dazwischen.

Und ein Dritter begann: „Ja, er ist so mißtrauisch, wenn einer der Diener eine jähe Bewegung macht und ihm nahe kommt, dann geschieht es nicht selten, daß der Prinz einen Dolch zückt und ihn niederstößt."

Und wieder ein Andrer erzählte behaglich und freute sich seines Wissens: „Jedesmal vor der Mahlzeit befiehlt er irgend einem aus seiner Umgebung von allem zu kosten und läßt ihn dann auf und ab spazieren — wie eine Schildwache — immerzu auf und ab. Er selbst aber setzt sich in eine Ecke und wartet, ob nicht ein heimliches Gift anhebe zu wirken — oft eine halbe Stunde und mehr; dann getraut er sich erst zu essen. — Damit aber die Speisen indessen nicht kalt würden, brennt ein ständiges Feuer unter dem Rost, der in den Boden eingelassen ist und unterirdisch geschürt wird. Denn niemand darf an die Schüsseln heran, die schon ausprobiert sind. Der Prinz steht selber Schildwach' davor."

So liefen die Reden weiter im Kreis unter den Männern, die vor dem Schloßtor standen. Ein jeder erzählte, was er nur irgendwie hatte aufschnappen können und dann vielleicht selber nach Gutdünken ergänzte und ausschmückte, um sich nach Möglichkeit die lange Weile des Wartens zu kürzen.

Es war den guten Leuten auch nicht zu verargen:

Sie waren schon drei Tage vergeblich vor das Schloßtor gekommen, immer pünktlich zur bestimmten Zeit, um ja nicht zu versäumen, welche Frauen dem Prinzen folgen würden.

Am ersten Tag war ein buntes und lärmendes Gedränge gewesen, das den ganzen Vorplatz erfüllt hatte, so daß die neugierigen Menschen kaum an einander vorbei konnten, am zweiten hatten sie schon weitaus größere Bewegungsfreiheit gewonnen, und endlich am dritten war nur mehr ein kleines Häuflein der letzten Getreuen wiedergekommen . . .

*

Der Prinz sah dieses allmähliche Losbröckeln und Schwinden seiner wartenden Leidensgefährten mit an und jedesmal, wenn einer hinweg ging, grub ein häßliches Lächeln noch schärferen Spott in sein schmales Gesicht.

Das ſtetig verringerte Häuflein ſchien ihm wie ein Bild ſeiner ſinkenden Hoffnung. Er ſagte zu ſich: „Du biſt wie der Prinz aus dem Märchen, wie der Drache, der erlöſt ſein möchte . . . Aber es will niemand kommen . . .“

Er warf ſich auf ſein Ruhebett nieder und ſtöhnte.

Wenn er dann wieder den Kopf erhob und hinausſpähte gegen das Tor, dann ſprang ein Leuchten von ſeiner Stirn und ſeine Blicke flogen über die weiten ſchimmernden Gärten wie ein Paar ſanfter, hellbefiederter Tauben: ſo weich und knabenhaft ſah er aus und faſt ſchön vor rührender Jugend.

Wenn er jedoch einen Lauſcher gewahrte, oder nur wähnte, daß ihn jemand belauere, der vielleicht zufällig an die Glastür getreten war, um ſeines Winkes gewärtig zu ſein —: dann fuhr er jählings auf, und ſein Geſicht wurde hart und verſchloſſen, daß er ausſah wie vorzeitig gealtert. Er wollte unerſchütterlich und kalt erſcheinen wie Einer, der ſich ſelbſt genug in königlicher Ruhe thront als Sieger ſeines Lebens.

Die Diener, die ihn anders geſehen hatten, verſchwanden augenblicklich und lautlos, als hätten ſie unverſehens etwas Gefahrvolles erſchaut, was ihnen das Leben koſten könnte.

Und abermals ſchritt er durch die weiten Gemächer ſeines Palaſtes und ſtand ſchließlich wieder auf der Terraſſe und lehnte an ſeiner Lieblingsſäule und blickte ins Weite . . . .

Da war ſchon wieder Einer herangeſchlichen und ſpähte nach ihm und preßte ſein Geſicht an die undeutlich durchſcheinenden Scheiben von Glimmerkriſtall.

Der Prinz fuhr herum und ſtieß die Tür auf.

Der Bote ſtammelte: „Ich bringe Meldung, Herr . . .“

„Schweig —! und melde zuerſt der Wache: Ich dulde es nicht, daß ihr alle ſo knapp um mich herum ſeid und wartet. — Melde der Wache: Sie ſollen die Leute vertreiben vom Tor, ich will nicht, daß ſie es mit anſehen . . . wenn ich auch nur zu meinem Vergnügen warte. — Ich dulde es nicht.“

„Herr, es war nicht umſonſt“, ſagte der Bote.

Da ſah ihn der Prinz an, zuerſt ſcheu, wie geblendet mit wenig geöffneten Augen, dann aber ſpreizte ein ſtechender Haß ſeine Lider in feindſeligſter Abwehr, die Lippen wichen etwas zurück und gaben die Zähne frei, um gleich wieder vorzuſchnellen und neue Befehle zu formen . . .

Der Höfling wußte Beſcheid und lenkte noch raſch genug ein: „Es war nicht umſonſt, daß die Leute gewartet haben."

Der Prinz hörte die Wendung mit Lächeln, als dächte er ſich: das hat er noch glücklich verbeſſert.

Auf einmal erſchrak er wie ins Tiefſte getroffen, als fühle er ſich ſelber durchſchaut, da er den Hofmann durchſchaute. Wie wäre er ſonſt auf dieſen Ausweg verfallen?! Der kennt meine jähe Verletzbarkeit, der ſieht in mein Inneres! Wer gibt ihm das Recht dazu, dem elenden Kerl!

Der aber war noch ſo klug, dem Prinzen nicht Zeit zu laſſen, und ſagte in Eile: „Hörſt du die jubelnden Stimmen und den Wirbel der Freude?"

Und wirklich vom Eingang hob ſich ein Rufen herein.

„Eine Sänfte iſt gekommen —"

Der Prinz: „Ja — —!?"

„Und eine ſchöne, eine wundervolle . . ."

„Wo iſt ſie?"

„Im Thronſaal."

„Ich komme!!" erklang es im Jubel; er zähmte ſich aber ſofort: „Laß ſie warten indes!" Und ſagte leichthin: „Ich werde ſchon kommen . . ."

Als er allein war, ſchwang er beide Arme in die Luft, als hätte er fliegen mögen.

Beim Schreiten durch den Vorſaal beſah er ſich im Spiegel und zögerte hineinzugehen.

Er dünkte ſich auf einmal viel zu dunkel und ernſt gekleidet und ſchien ſich viel zu wild und ungepflegt. —

„Wie ſoll ich ihr gefallen?"

Es tat ihm leid, daß er ſie nicht empfangen hatte auf dem Throne ſitzend. Er ſchämte ſich und bereute faſt ſeinen Aufruf, weil er ihn quälte, wie ſeiner ganz und gar unwürdig und nicht entſprechend, wie

eine Demütigung, als hätte er die Schönen seines Landes bitten wollen, als bedürfte er ihrer! —

Und Eine ist gekommen, eine Einzige!

Das war wie ein Verschmähen seiner selbst.

Nach einer Weile trat er ein.

II.

Sie stand knapp an der Tür, durch die sie gekommen war, und verbarg eine große Bewegung durch äußeres Starrsein. —

Bei seinem Eintreten erhob sie die Augen, ganz flüchtig. Es waren schöne Augen, so viel war ihm klar.

Er wollte auf sie zugehen und ihre Hand fassen und sagte, so freundlich er konnte: „Ich danke dir, daß du gekommen bist."

Sie aber wehrte ab.

Da entstand eine Pause.

Und nun setzte er sich wirklich auf den Thron und fragte sie in verwundertem Ton: „Warum bist du gekommen?" und da sie schwieg, sprach er schnell weiter: „Ich hab' den Aufruf erlassen, daß sich die Schönen des Landes in meinem Schlosse versammeln sollten, aber nur freiwillig sollten sie kommen. Ich will sie nicht eintreiben lassen durch meine Knechte wie Jahrmarktsvieh . . . Ich wollte, ich wollte sehen, wie viel Schönheit in meinem Lande lebendig sei und welche Hoffnung darin liege für die Zukunft . . . das hab' ich wissen wollen."

„Ich weiß es, Prinz", sagte das Weib. „Ich hätte selbst die Antwort geben können, nur war mir die Zunge gelähmt durch das Gefühl der Einsamkeit, das hier im Schlosse lastet, durch das Bewußtsein, daß ich die Einzige von allen bin, die freiwillig zu dir gekommen ist."

Der Prinz fuhr auf: „Willst du dich lustig machen über mich! — Aber lassen wir das. — Wie kannst du wissen, was ich niemand sagte?"

„Ich weiß, daß du nur dieses wolltest, Prinz, weil du zu stolz bist, etwas Anderes zu fühlen oder gar zu bekennen. — Aber du bist einsam und darum hast du nach uns gerufen, denn du erträgst es nicht länger allein . . . Darum bin ich gekommen und will bei dir bleiben."

„Kennst du mich denn?!"

„O ja! Ich glaube dich zu kennen: du bist nicht so wie die andern Männer des Volkes, die man erst sehen und sprechen muß, um das Gefühl zu erfahren, das sie in uns erwecken. Ihr Herrschenden wirkt in die Ferne, euer Tun und euer Sein spricht sich herum und wir haben schon lange entschieden, bevor wir dich sahen: zur Liebe oder zum Haß."

Er hätte jetzt gerne gefragt: Wozu hast du dich entschieden? Aber er war seiner Sache nicht sicher. Es ging von ihr etwas aus, wie ein Ausstrahlen von Feindschaft, als wäre sie nicht allein gekommen, als stünde noch etwas mit ihr im Bunde, das er nicht zu nennen wußte: aber es war da und war fühlbar. Es machte sie stolz und verwegen und glühte aus ihren Augen, und er merkte, wie seine Teilnahme wuchs. Und er fragte — nicht so wie er wollte, aber nahe daran: „Was willst du von mir?"

Sie schwieg.

Das reizte ihn.

Er sagte: „Weißt du auch, du stolze Vielwisserin, was es kosten kann, wenn du zu mir kommst und mir mißfällst durch deinen aufreizenden Trotz. — Und was es vielleicht kosten könnte, wenn du mir wohlgefielest?"

Sie nickte ganz selbstverständlich, als wüßte sie alles.

„Dann weißt du wohl auch, was mein Vater mit seinen Frauen getan hat? . . . Das könnte auch dir widerfahren . . ."

Sie nickte.

„Weißt du, wie meine Mutter starb?!"

Da warf sie den Kopf zurück und nickte langsam, zwei-, dreimal. Dann glühte sie auf: „Die ganze Zeit hab' ich darauf gewartet zu kommen! Du Grauenhafter, du Wilder! Gerade so fürchterlich wie dein Vater!"

„Was willst du von mir?!" rief der Prinz und verlor seine Sicherheit. Die lauernde Kälte der früheren Fragen war völlig aus ihm geschwunden.

Sie aber mit fliegendem Atem und bebenden Nüstern, als wäre da nichts mehr zu fragen: „Was ich will, warum ich gekommen . . ."

Sie ſtockte und zähmte ſich und war auf einmal ganz eine Andre: „Was ich, was ich eigentlich will . . . ich weiß nicht . . . ich weiß es noch nicht. Nur was ich wollte.“ Und nach einer kleinen Weile: „Aber ſchließlich iſt es an mir zu fragen, denn du haſt mich gerufen, Prinz. Was willſt du von mir?“ Ein wenig ſpöttiſch fügte ſie noch hinzu: „Du haſt es mir ſchon einmal erklärt, doch ich ſehe durch deine Reden hindurch. — Hier bin ich, tu was dich gut dünkt. Ich bin deine Magd. Ich werfe allen Schutz und alle Hüllen von mir ab . . . ſo bald du es befiehlſt und Hand anlegſt.“

„Laß das!“ — Der Prinz ſtand auf.

Er ſah ſie lange an; dann ſagte er und hatte wieder ſeine Sicherheit: „Weißt du auch, wie der Ton deiner Rede und dein ganzes Gebahren dem Inhalt deiner Worte zuwider läuft und dich Lügen ſtraft. Ins Gegenteil wendet ſich deine ergebene Demut wie ein gefährliches Drohen.“

Sie fühlte ſich enttäuſcht, als wäre ſie durchſchaut und wiederum, als wäre ſie verſchmäht, und jetzt quoll wirklich etwas wie ein Groll in ihr herauf, der aus ihr ſelber kam, nicht vorgefaßt und übertragen war.

Der Prinz ſchien weiter gar nicht ungehalten, im Gegenteil, er munterte ſie auf: „Nur weiter, immerzu in dieſem Stolz, aufrühreriſch und groß! Ich liebe dieſen Stolz!“

„Das iſt kein Stolz, o Prinz!“ brach es aus ihr heraus. „Das iſt die Rache! Die Rache für die Frauen, die dein Vater . . .“

Der Prinz: „Dann hätteſt du zu meinem Vater gehen ſollen! — So alſo kommt der Haß zu mir und nicht die Liebe! — Warum auch nicht? Das paßt vielleicht ganz gut für mich und dir ſteht es nicht übel.“ Er fügte launenhaft hinzu: „Nein, nein, es paßt auch gut für dich. Viel beſſer als der Sklavenſinn: Ich bin mit dir zufrieden. — Ich will dir Diener und Mägde ſchicken; die ſollen deiner pflegen und warten, wie es deinem Stolze geziemt. — Du . . . meine Königin!“

Dann wandte er ſich um und ging und rief ſchon nahe an der Tür: „Wenn du die Königin nur trefflich ſpielen könnteſt, daß man ſich deiner nicht zu ſchämen braucht!“

Als ſie allein war, dachte ſie bei ſich: „Er ſpielt mit dir! Er hat den Plan durchſchaut, er ſchickt dir jetzt den Henker! — Darauf war ich gefaßt . . . doch erſt nachher! Noch iſt es ungetan und meine Abſicht ſcheint vereitelt. — Warum haſt du ihn ſo gereizt? — Ich mußte ja, ich finde nicht die innere Erbitterung in mir, daß ich ihn töten könnte.

„O wäreſt du an mich herangekommen, dann hätte ich vielleicht die Abwehr ſtark genug empfunden und den Dolch gezückt.

„Ich weiß nicht, was ich wollte . . . was ich will . . .

„Doch, wenn er wieder kommt, dann tu ich es!"

Da ging die Tür.

Es waren bloß die Diener und die Mägde, die ihr der Prinz geſandt.

* * *

Wenn der Prinz erregt war und ſeine Unruhe los werden wollte, ſprach er häufig mit ſich ſelbſt, oder da er ſonſt niemand beſaß, den er als Mitwiſſer gewünſcht hätte, ging er zumeiſt in ſeinen Bilderſaal, ſchloß alle Türen ab und hielt dort lange Reden an ſeine lieben Getreuen von Marmor und Erz.

Auch diesmal war er nach alter Gewohnheit herüber gekommen zum Beſuch der Götter und Helden; und wieder ſprach er wie ſchon oft von ſeiner Einſamkeit, ſeiner Verlaſſenheit und ſeiner großen Sehnſucht.

Dann trat er vor den jungen Alexander und ſagte dies: „Mir iſt die Tyrannei des Ich-Gefühls zuwider! Jetzt ſind es 21 Jahre, daß ich den Boden trete dieſer armen Welt, zwei Jahre ſitz' ich ſchon auf dieſem Thron da drinnen, ſeit ſich mein Vater in das Siechenbett gelegt. — Die Mutter hab' ich nicht einmal gekannt, der Vater zählt nicht mehr — wie lange hab' ich nicht mit ihm geſprochen! So ſteh' ich losgetrennt von aller Welt und mußte ſelbſt mein Vater ſein und mich bemuttern, mein eigner König und mein Gott zugleich; und tat nur immerzu, was meinem Willen taugte und dies allein, denn alles andre galt mir nichts und wog mir keinen Spinnwebfaden einer Rückſicht auf, die mich gehindert hätte. — Doch endlich bin ich überdrüſſig dieſer Tyrannei der übergroßen Freiheit; ſie iſt mir ſchon zuwider!

„Du haſt es gut gehabt mit deiner Macht! Ich brächte nicht einmal

ſechstauſend Krieger auf aus meinem Land, das ſo beengt in dieſen Bergen liegt. — Das iſt zu wenig für die Welteroberung.

„Ich müßte etwas tun, um Jagd zu machen nach der Welt, nach irgend etwas in der Welt, ſonſt bleibt mir nichts mehr übrig, als alle Speere gegen mich zu kehren und daran verbluten."

Nach dieſen Worten wandte er ſich um zu einer ſchönen Göttin und fuhr fort: „Ich will die neue Krone über mir, will mich hinunter beugen in den fremden Willen, den ich mir ſelbſt errichte als Geſetz: Sie ſei die Königin! — Du Narr! Was du für ſchöne Reden hältſt an deine Bilder!"

Dann lachte er ſich ſelber aus, und er genoß mit freudigem Gefühl das ſteigernde Bewußtſein über ſich hinaus zu wachſen, über ſich zu ſpotten und zu lachen und ſchon im nächſten Augenblick weitſichtiger zu ſein als er, als er der früheren Minuten.

„Was will ich denn? Ich will ein Weib, daß ich Lebendiges in meinen Armen fühle, nicht dieſe Statuen von Stein und Erz, die kalt und ſtumm von ihrem Poſtament herunterglotzen. — Ich ſchlag' euch noch in Trümmer . . . doch nein! Ihr würdet euch nicht einmal wehren können, ſo arm ſeid ihr und tot. — Ich danke euch für eure treuen Dienſte. Jetzt will ich das Lebendige gewinnen!"

Er ging zu ihr.

* * *

Als der Prinz eintrat, zogen ſich die Diener lautlos zurück.

Er deutete auf die unberührte Mahlzeit und ſagte: „Du haſt nichts genoſſen, argwöhnteſt du etwa, es ſei Gift darinnen? Ich werde augenblicklich die Koſtprobe abhalten laſſen und einen der Kerle rufen."

Es tat ihr vielleicht leid, daß es um ihretwillen geſchähe, denn ſie trat auf ihn zu, als wollte ſie ihn hindern, an das Metallbecken zu ſchlagen und das Zeichen zu geben, oder vielleicht war ſie unwillig, daß er nicht ſelbſt den Mut aufbringe, für ſie zu koſten.

Sie kam ihm ganz nahe.

Der Prinz: „Was willſt du?"

Sie hatte blitzſchnell einen Dolch gezückt und rief: „Vergeltung für die Frau, mit der dein Vater die verfluchten Spiele trieb, wie

du ſie jetzt mit mir: das Spielen mit der Königin!"

Er taumelte zurück und ſtaunte wie erfreut, dann hob er ſich empor und ſchnellte auf ſie zu, zwang ihr den Arm herab, daß ihr der Dolch entfiel.

Er hielt ſie feſt in ſeinen Armen wie umklammert und lachte im Triumph: „Der Stoß war raſch und gut geführt! Du Blut von meinem Blut! Doch hab' ich meinen Panzer noch nicht abgelegt, ſo ging es mir nicht tief. Ich ſpielte wahrlich nicht. Das muß ich erſt erlernen. Du aber ſpielſt ſehr ernſthaft und gefährlich. — Das weiß ich wohl zu ſchätzen!"

Und wieder mit dem kalten Glanz der Stimme fuhr er fort: „Weißt du am Ende auch, daß ich es ſchätze, und haſt darauf dein Spielen eingerichtet?!"

„Nur zu, nur immerzu in dieſem Ton!" ſtieß ſie hervor. „Tu mir nur irgend etwas Haſſenswertes, damit ich Rache nehmen kann für mich!"

„Ich zwinge dich und halte dich in Armen und tue, was ich will mit dir!"

Ihr kam es von den Lippen wie verhauchend: „Küſſe mich! du Starker, du! — Ich kann nicht haſſen und nicht lieben als für mich allein, ich kann nicht Rache nehmen für die Anderen!"

Und dann das Eine wiederum und fort und fort: „Küſſe mich! küſſe mich!"

Da ſagte er: „Biſt du jetzt mein? Mein Eigen ganz und gar, ſo wie du biſt, mein eigenſter Beſitz. — Ich will nicht mehr, als daß du dieſes fühlſt und mir bekennſt! — Nein, nein, ich will nicht bitten!"

Damit ließ er ſie los, hob ihren Dolch vom Boden auf und ſteckte ihn in ſeinen Gürtel: „Ich will dir auch nicht ſagen, daß ich es wünſche, oder daß ich ſolchen Worten auch nur den kleinſten Wert beimeſſe. — Ganz wie du willſt."

Er rannte fort und ſtieß im Gang auf einen Diener; den hielt er feſt und gab ihm den Befehl: „Die Frau ſoll ungehindert ein und ausgehen können, wohin ſie will und wie ſie will, als wäre ich es ſelber! Sag' es der Wache und dem Hausmarſchall und den geheimen Poſten. — Hier zum Beweiſe deſſen meinen Ring."

III.

Er war im Bilderſaal.

Er ſteckte alle Lichter an, weil es dem Abend nahe ging, er ſtellte überall ein Flämmchen hinter grüne oder rote Gläſer, daß ein Widerſchein von vielen Farben die ſtarren Statuen in wechſelnden Gebärden ſich bewegen ließ wie ein Lebendiges.

Er zündete bei jedem Frauenbild ein Räucherpfännchen an, daß ſüßer Duft hervorquoll und eine ſanfte Wärme in die Glieder ſtrömte mit einer friſchen Kühle wunderſam vermählt.

So ſtanden dieſe herrlichen Geſtalten in königlicher Nacktheit da und hüllten ſich in wehende Gewänder auserleſner Düfte und bunter Farbenſpiele.

Er ſchritt von Bild zu Bild; trank ihre Schönheit in ſich ein, bis daß er völlig trunken war, und lehnte hin und wieder ſeine heiße Wange an die wundervollen Formen, an ihre Zartheit und den kühlen Schmelz und brannte des Verlangens voll, daß ſie lebendig würden.

Und öfter ſah er nach dem Eingang hin und ging zur Tür und lauſchte. Und plötzlich fuhr er haſtig an die Riegel, um ſich noch einmal zu verſichern, ob er doch nicht zugeſchloſſen hätte — aus Gewohnheit.

Dann ſprang er lautlos, katzenartig in die Mitte ſeines Bilderſaals und barg ſich hinter eine Statue und ſprach: „Ihr ſeid mir treu! Sie aber zückt die Waffe gegen mich!“

Da trat ſie ein.

Er hielt die Göttin immer noch umklammert, nur ſein Geſicht hob er der Kommenden entgegen, indem er ſich ein wenig bückte und den Kopf hervorſchob unter ihrem ausgeſtreckten Arm, ganz leicht an ihre Hüfte angeſchmiegt.

So ſprach er wie aus einem Hinterhalt: „Ich hab' auf dich gewartet. Meinſt du denn, ich wäre nur der Diener wegen fortgegangen, um ſie zu rufen? Ich wollte dies: daß du mir folgen ſollſt! — O du —! Nun biſt du endlich hier!“

Und wieder ſchien ihm viel zu viel geſagt.

Er nahm die Hälfte raſch zurück: „Daß du nicht glaubſt, es wäre mir ein allzu heißer Wunſch, daß du mir folgen würdeſt — O nein!

Ich wünſchte nur zu wiſſen, was du tun würdeſt, drum lief ich auch das zweitemal hinweg. Ich wollte nur mit anſehen, wie du folgen würdeſt und dieſes Kommen in mich ſchlürfen wie einen lang begehrten Trank nach vielem Dürſten.

„Doch nicht den kleinen Finger heb' ich auf, um dir zu winken: Ich ſtehe ſtill und warte. — Nur wart' ich niemals ſo, daß ich die Zeit dafür von anderen beſtimmen ließe, die ſie beliebig in die Länge zögern könnten; die grenz' ich ſelber ab."

Sie ſetzte ihm entgegen: „Wenn ich nicht gekommen wäre, dann würdeſt du noch immer warten auf die Schönen deines Landes."

„O nein, das trifft mich nicht", gab er zurück. „Das zählt mir alles nicht, denn früher hab' ich nur gewartet ganz im allgemeinen auf euch alle und hab' mir ſelbſt die Zeit dafür gewählt: drei Tage lang von morgen ſieben Uhr bis ſechs Uhr abends. Nicht weniger noch mehr! — Doch jetzt, da es mir nahe geht und gilt, wär' jedes Warten wie die größte Schmach. — Ich wollte auch nur wiſſen, ob du kommen würdeſt. Und wärſt du nicht gekommen, trotzdem ich es gewollt und hätteſt du verſucht mich länger hin zu halten —: dann hätte ich dich töten müſſen. Drum iſt es gut, wenn ich es nicht gewollt."

„Dann kann ich wieder gehen", kam es ſchwer von ihren Lippen. Sie machte Miene, wieder umzukehren.

Da ließ er ſeine Göttin los und hob die Hand wie flehend und trat ein wenig vor, doch ſprach er nicht ein Wort.

Sie ſagte wie beſchwörend: „Mach dir und mir dies alles nicht ſo ſchwer, denn mir entfällt der Mut und faſt bereu' ich ſelber ſchon das kleine Stück des Weges vom Thronſaal hier herüber. — Du wirkſt wie eine Krankheit auf mich ein, die mich zuletzt auch noch ergreifen wird."

Nun ſtand er plötzlich völlig knapp bei ihr, hielt ihre Hand in ſeiner und fragte ſchmeichelnd wie ein kleines Kind: „Warum biſt du gekommen?"

„Weißt du es nicht?"

„Ich frage viele Dinge, die ich längſt ſchon weiß, weil ihre Antwort ſüß zu hören iſt."

„Wie kannſt du wiſſen, was ich niemals ſagte?“ ſprach ſie halb im Scherz und nahm ſein Wort von früher wieder auf. Doch zähmte ſie ſich gleich und ſetzte fort in ſchlichter Einfachheit: „Ich bring dir dies und bring' es ohne Falſch; darum bin ich gekommen.“

Sie zog zwei Fläſchchen aus dem Gürtel und gab ſie ihm: „In einem iſt ein Pülverlein, im andern iſt ein Tränklein Gift. Das war für dich. — Nimm es mir ab, damit ich nicht verſucht ſein könnte, mit Speiſ' und Trank die Liebesgabe zu vermengen.“

Er fragte ſie und wieder klang das Flehen in ſeinen Worten mit: „Liebſt du mich?“

Sie ſagte: „Ja“ — doch ſo, als wollte ſie ihm zu verſtehen geben: Warum fragſt du ſchon wieder?

Und er verſtand es gleich: „Du haſt ganz recht, dein ‚Ja‘ hat keinen Wert, wenn es ſo abgepreßt wird wider Willen und nur die Antwort auf die Frage iſt. — Sei unbeſorgt, ich werde dieſes ‚Ja‘ nicht überſchätzen.“

„Fühlſt du denn nicht“, erklang es vorwurfsvoll, „daß dieſes Bringen meiner beiden Fläſchchen wie ein Zeichen iſt, viel mehr als tauſend ‚Ja‘, die ich gejubelt hätte, als würf' ich jeden Schutz hinweg und ſtellte mich ganz hilflos hingegeben unter deine Macht?“

Das ſah er ein und ſagte völlig ruhig: „Nun ja. — Ganz gut.“

Dann aber packte ihn der Zweifel an: „Wie reimt ſich das? ſag an! Du hältſt ja ſelber dein Gefühl zu mir für ſo veränderlich und ſchwankend, daß du dich heute ſchon beeilen mußt die Fläſchchen weg zu ſchaffen, um nicht zu bald verſucht zu ſein mit Speiſ' und Trank die Liebesgabe zu vermengen! Das fürchteſt du ſchon jetzt und ziehſt es in Erwägung . . . Verzeih: daß du ſie bringſt, zeugt ja von gutem Willen, wie es zum Anfang ſtimmt. — Doch fahre fort, ſo wie es ſich gehört: leg' deine Kleider ab, damit ich ſehen kann, ob du den Bildern ſtand hältſt, die ich in mir trage, und auch vor dieſen Göttern hier im Saal den Preis der Schönheit ohne Fehl verdienſt.“

Sie wurde ſchüchtern und ihr war es, als beſänne ſich ihr Inneres: Ich bin begierig, ob ich ihn jetzt werde haſſen müſſen, ſobald er

Hand an mich legt, oder ob ich ihn erſt recht viel mehr noch werde lieben müſſen. — Dann ſprach ſie laut: „Wenn du es ſelber tuſt.“

Er wurde über und über rot und hielt ſich ganz ſtill.

Das machte ſie gefaßter, ſie entgegnete: „Du ſollſt von mir nicht mehr verlangen, als du ſelber tuſt. Ich wollte nicht einmal ſo viel: du ſollſt es mir nur leichter machen und mir helfen, ſonſt bin ich noch viel mehr ein Ding, das man zur Schau ſtellt auf den Markt und wähleriſch vergleicht und ſeinen Wert beſtimmt, bis auf die kleinſte Scheidemünze knauſerig genau. — Und dieſes alles ſoll ich ſelber tun, ſtatt daß es überreich genüge, wenn ich es ohne Widerſtand geſchehen laſſe.“

„Ich ſeh' es ein: du haſt wohl recht“, geſtand er zu. „Es wär' zu viel verlangt von dir.“ Dann ſprang es ſchnell aus ihm heraus: „Gleich gegen gleich! ich will mich auch klein machen wie ein Kind und fügſam werden . . . Tu es mir! . . Du — mir!“

Da zuckte ſie zuſammen und erzitterte bis in das Tiefſte ihres Leibes, daß er in Angſt geriet, ſie könnte fallen, und ſie nur immer inniger umklammerte, indes ſein Atem heiß und hurtig ging und ſeine Lippen flüſterten: „Es drängt mich alles von mir abzutun: jedes Gewand und alle Hüllen von der Seele, um dir nur nah zu kommen und das Verloren- und Verlaſſenſein in leerer Welt zu überwinden, die ewig wie ein zweites Feindliches mit mir im Kampfe liegt und mich ermüdet hat.“

Dann führte er ſie hin zum goldnen Bettgeſtühl vom Purpurbaldachin mit bunten Franſen überſpannt.

Dort ſetzte er ſie hin und kauerte ſich zu ihren Füßen nieder: „O wenn du wüßteſt, wie es drinnen faſt verdorrt, wie es vertrocknet und erfroren iſt und wie es dürſtet aufzutauen, ſich klein zu machen und hinauf zu ſchauen. — Du ſollſt mich ſtreicheln wie ein Kind! und küſſe meine Augen!“

Sie tat es, und er ſchmiegte ſich an ſie und jubelte ganz leiſe wie beſeligt: „Wie es lebendig iſt und wie es klopft in dir! — das hab ich lang vermißt . . . bei meinen Steinen hier im Saal.“

Und er genoß den Pulsſchlag ihres Lebens und das Geborgenſein ſeiner verhetzten ausgeſtoßnen Seele.

Doch nur für kurze Zeit.

Dann klang es wie Gewitterdrohen unruhvoll herauf: „Ich bin jetzt am empfindlichſten, ganz wehrlos und zerbrechlich. Drum mußt du fein behutſam ſein! Gelt ja ... Sonſt bricht die andre Seele wiederum heraus. Die wütige und wilde: die duldet keine Götzen über ſich; ſie will ſich ſtark und angebetet wiſſen und ſieht in jeder milden Weichheit eine Schmach! Drum mußt du fein behutſam ſein! Gelt ja ..."

Allmählich wuchs er ganz an ſie heran und rankte ſich um ſie und trieb mit ſeinen Worten ein verwegenes Verſchwenden: „Zu deinen Füßen ſoll mein Stirnreif liegen, und trüge ich ein Szepter, würf' ich es hinweg, denn ich will alles königlich vergeuden und mein eitles Selbſt verlachen, das ſich ewig fürchtet zu weit zu gehen und ſich am Ende zu verlieren. — Doch mußt du ganz mein Eigen ſein und zu mir halten, wie ein Stück von mir!!"

„Ja, ja, das will ich ja!" gelobte ſie.

Ihr ganzes Weſen war ein Offenſein. Ihr weißer Leib war ſüß erglüht und brannte zu empfangen, und alle Tore waren ihm weit aufgetan, mit den verborgenſten und ſüßeſten Gemächern ihrer Frauenſchaft.

Nackt trug er ſeine Seele wie den Leib von ruhlos wechſelnden Empfindungen durchwühlt und hauchte: „Wie oft hab' ich geſtöhnt, wenn meine Seele ſchwer von argen Qualen herunter ſank von ihrer hohen Zinne und fiel und fiel hinab ins Bodenloſe wie durch tauſend Schächte! Wenn ſich mein Leib in Müdigkeit verkrümmte und zuſammenbrach, dann ſchlug ich auf den Boden auf und ſuchte einen Untergrund darauf zu ruhen —: du biſt das Beſte meiner Seele, du ... du ſüße Sicherheit voll Jubelwonne und Verzückungen!

„Ich ſpüre nie genug und nie zu ſtark iſt das Gefühl, wie ich mit dir verbunden bin, du meine Brücke mit der Welt, du Ruhſtatt meiner Seele und des Leibes."

Sie war berauſcht durch ſeine Worte und bebte den geheimſten ungekannten Wundern der Vereinigung entgegen und glaubte zu vergehen vor Glut und Ueberſpannung ...

Ihm war auf einmal kalt.

Er griff nach ſeinem Mantel und hüllte ſich darein und ſagte: „Wie lange wird das dauern? Wirſt du auch immer zu mir halten? Du? Und immer treu zu mir? Mit jener Art von Treue, die den Geliebten niemals anders denkt und fühlt als in der gierigſten Vereinigung und in der letzten Gipfelhöhe des Geliebtſeins? — Du mußt mich ſtets ſo lieben, ſo wie jetzt im Augenblick. Ich fleh' dich an, ſonſt kann ich nimmermehr gerettet werden. Ich bitte dich darum. Ich knie vor dir, ich kniee!"

Sie wußte keinen Rat und grübelnd fuhr er fort: „Es iſt ja eine Abkehr von ſich ſelbſt, ein Sklavendienſt an etwas außer mir, wenn ich ſo vor dir kniee. — All dieſe Liebe, dieſe hingeopferte Anſchmiegſamkeit und dieſes zuckende Hinſtrömen und Verfließen —: ein Raſen geiler Mörderluſt am eigenen Selbſt, ein Taumel durch Vernichtungstode unſeres Selbſtgefühls. — Wie ſoll ich wiederum am nächſten Morgen friſch geſtärkt erwachen und Herr ſein über allem, wie ich will!"

Sie machte eine haſtige Bewegung:

Da trat die Härte wiederum in ſein Geſicht und ſcheuchte alle Sanftheit weit hinweg.

Es ſchob ſich etwas Andres vor, das längſt im Hintergrund gelauert hatte.

Er ſpannte alle Sinne kampfbereit und folgte jedem Zucken ihrer Arme und fragte ſich: Wo hat ſie jetzt die Waffe hingeſteckt? Sie iſt doch nackt. Wird es die Nadel ſein in ihrem Haar? — Was wird es diesmal ſein?

Er fragte noch einmal, nur obenhin, um ſein Geſpanntſein zu verbergen: „Wirſt du auch immer zu mir halten ... du?!"

Doch wider ſeinen Willen klang die Frage wie ein wildes Drohen; und alſo fuhr er fort: „Du ſollſt es nur gleich wiſſen, daß ich niemals an mir bereue, das wäre auch ſelbſtmörderiſch. — Ich müßte dann an dir bereuen und dich töten! — Doch wär' mir leid darum, weil ich dich liebe."

Es traf ſie wie ein Blitz.

Sie fühlte nur: Jetzt iſt die andre Seele wieder losgebrochen

Aus Notwehr und Verzweiflung und fast erstickt vor Weinen, stieß sie das Wort hervor: „Ich hasse dich!“

Er sah sie an.

Sie sog die Wildheit seiner Augen gierig in sich ein und stärkte sich daran. Sein eignes Wesen spiegelte sich ab in ihr, und ihre Stimme schnellte hoch und wurde laut wie gellender Triumph: „Du hast vor mir gekniet — ich hasse dich!“

Er taumelte zurück und hielt sich fest am goldenen Gestühl des Ruhebettes.

„Siehst du, wie du bereust an dir!“ so höhnte sie. „Wie die Verachtung deiner selbst heraufsteigt gegen dein gespreiztes Ich-Gefühl, daß du so weich sein konntest und so niedrig und in mich verliebt! Schmach über dich, du Schwächling! — fühlst du jetzt die Rache!“

Er sagte nur mehr dies: „Du Meuchelmörderin! Jetzt seh' ich in dein wahres Angesicht.“

Mit einem Satze sprang er an die Tür und schloß sie ab: „Allmählich werd' ich reif den Vater zu begreifen, der euch getötet hat.“

Dann steckte er den Schlüssel von der Tür zu sich: sein wilder Trotz zerbrach und wie gebrochen rief er aus: „Warum hast du mir das getan? Warum gerade du?“

Und immer wieder klang dies eine ‚Du‘. In Weinen und in Wut, nur immer dieses ‚Du‘, . . . ‚gerade du —!‘

Nun hätte wirklich einer sagen können, er wäre schwach erschienen, denn jetzt erst fühlte er, wie ihm dies nahe ging, so nah wie niemals noch im Leben etwas Fremdes außer sich.

Auch sie hielt ihren Trotz nicht länger aufrecht und gestand: „Ich kann nicht warten, bis du sagst, bis du mir selber sagst, du wärest meiner überdrüssig, denn das ertrag' ich nicht! — Ich sah dein Schwanken im Gefühl, ich merkte wie das wilde Lauern in deine Augen schlich . . . Es konnte etwas Andres sein, doch konnt' es auch der Anfang sein vom Ende. So war es höchste Zeit! — Ich kann nicht warten, bis du mir erzählst, es ginge dir nicht nah, du hättest nur gespielt, wie große Herren tun, um dies Gefühl ein wenig auszukosten, um auch darin vertraut zu sein . . . So kam ich dir zuvor und nahm dir

raſch das Wort vom Munde weg, wie früher ſchon die Küſſe. — Ermanne dich und töte mich, wenn du mich liebſt, ſo lang du mich noch liebſt, ſo lang es dich noch ſchmerzt. Ich will die Qualen des lebendigen Erfrierens nicht erleiden!"

Und damit ſank ſie hin. —

Er ſagte völlig wund: „So ſchleichen wir um uns herum wie arge Feinde mit Dolch und Gift und lauernden Gedanken und ſind getrieben uns zu lieben."

Die Bitterkeit und alle Leidenſchaft war ganz aus ihm geſchwunden, zugleich mit dem Gefühl der augenblicklichen Perſönlichkeit, ſo völlig aufgeſogen, wie ein Tropfen Waſſer in der Wüſte. Er war nur groß und ſchauend.

Er lehnte ſich an eine Statue und ſagte dies: „Wir müßten leblos werden wie die Bilder, daß eins im andern völlig untergeht und ſo verſinkt, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt als nur der Widerſchein des Anderen; dann wär' der Eine ſo wie tot; ganz wie ein Bild mit einem Räderwerk, das wandeln kann und das man aufzieht nach Bedarf und Laune. — Da ließen ſich bequeme Spiele ſpielen.

„Wir haben es noch nicht ſo weit gebracht! Und gleichen dennoch dieſen Statuen, trotzdem wir ſo lebendig ſind und eben deshalb, weil wir ſo lebendig ſind und uns ſo ſehr bewußt: gleichmäßig in uns ſelbſt gefeſtigt und beharrlich eiferſüchtig auf uns ſelbſt: So bricht der Abgrund auf und ewig bleibt ein Trennendes unüberwindlich fortbeſtehen.

„So heben auch die Statuen die Arme und winken ſich und wollen zu einander —: doch ſind ſie eingewurzelt in ein Poſtament und können über ihre Zwiſchenräume nicht hinüber.

„Das bleibt uns noch, wir müſſen leblos werden, wir beide, oder eins von uns."

Dann war es zwiſchen ihnen wieder ſtill.

(Schluß folgt.)

Septembertag / von Guido Höld.

Oh Herbſtes Himmelshöh'n! ihr grund- und uferloſen,
Ihr heute nahen mir wie nie ſonſt: da ihr heut'
Selbſt auf die Erde allenthalb euch niederlaßt,
Durch überall ſchon offne Fernen herzublicken —
Und du, du ſtämmereiche Au, du Ackerweite!
Ihr Weidefluren! ihr mit eurem wunderlichen
So trägen und ſo wohlig ſtillen Wieſenwaal,
Der als die immer noch ſo volle Ader euch
Da drüben niederhangendes Gezweige tränkt
Von grauen Weidenbüſchen, ſtill begehrenden,
Und der, wenn ich ihm näher trete, ſinnend ſtockt —
Ihr Zäune! ſchmuckbeſchwert und überbürdet faſt
Vom roten Spitzenwerke kletterſüchtigen
Geſträuchs und Staudenwerks, das einſt im Sommerdrang
Aus hochumhegter Au her gar noch überſtieg;
Jetzt welkt es ſchamrot, längſt ſchon Sommers ſatt und müd —
Ihr Trupps von ſilberrindigen Pappeln, klangbegabte,
Mit tönendem Laube, ſtromesnah dort drüben bäumend
In lautre blaue Höh'n! vom ſtarken Blau Umfloßne!
Kühl bringt's euch rings herein durch halb ſchon nackte Kronen —
Ihr gilbend heitern Wipfel! nun noch lichtumbadet,
Von allen Lichtern überſchwemmt wie nie im Jahr, —
Ihr Dinge all, heut inniger als je mir nah,
Wie macht mir euer namenloſes Weſen heut
Und euer endenahes, doch in Stolz und Gram
Der Gegenwart noch trunken ganz dahingegebnes,
Eu'r zecherfrohes Schönſein all mein Herz beſtürzt!

Und ſieh! — Gedanken voll ſchwermütiger Heiterkeit
Und voller Geiſt entbinden ſich und weilen rings.
Umſchwebenden Geſtalten gleich, doch unſichtbar;
Wie Schatten nur, wie Seelen, menſchenhaft und ſcheu:

Zu ahnen nur, zu wittern, doch ganz unfaßbar. —
Mich aber, der heut nicht mehr weiß, wohin ich doch
Mein Innres wende nur, mich nehmt ihr heut wohl auf
In euren ſtummen Kreis, verſchlingt umſpinnend mich
In euren Reigentanz, der langſam leis ſich regt.
Doch heft'ger regt er ſich euch gleich von meinem Blut,
Das ihr mir ſchon zu unnennbarem Aufruhr treibt,
Dieweil ihr euch, ſchon allzunah umſchwebend, neigt
Zu mir, in mich: von meinem Blute, das euch lockt,
Zu trinken heftig, daß auch euch noch Blut bewege.

Tanzende Pflanzen — Tanzende Wälder / von Paul Scheerbart.

Als ich neulich auf einer Vortragstournée in Amerika war, kam ich auch nach Milwaukee. Ich wohnte dort im Europäiſchen Hof, einem ſehr großen Hotel mit 17 Etagen. Und in dem Hotel entſtand ein großer Lärm — gleich nachdem ich ankam

„Die Senſation des Tages!" ſchrieen die Kellner.

Und der Oberkellner rief:

„Das Ereignis der Saiſon! Flaggen raus! Alle Fenſter putzen! Heute Abend Illumination!"

Und der dicke Portier ſtammelte mit Freudentränen in beiden Augen:

„Haben wir ein Glück! Haben wir ein Glück! Der Europäiſche Hof iſt das glücklichſte Hotel von ganz Amerika."

Ich kraute mir hinter beiden Ohren und ſtarrte ziemlich dumm in dieſe ganz aufgeregte Szene hinein — und, da ich eben meinen Namen ins Hotelbuch geſchrieben hatte — glaubte ich beinahe, ich ſei das Glück des europäiſchen Hofes — meinetwegen würde geflaggt und illuminiert.

Ich wollte fragen, traute mir aber doch nicht ſo recht; es kam mir mein Erſcheinen in Milwaukee doch nicht ſo ſenſationell vor; ich hatte nur einen einzigen Koffer und hielt Vorträge unter dem Namen Jefferſon über europäiſche Literatur.

Daß den Amerikanern plötzlich die Literatur Europas so furchtbar bedeutsam vorkommen sollte, schien mir denn doch zweifelhaft.

Und ich schwieg.

Und das war mein Glück.

Hätte ich gefragt: „Meinen Sie mich denn?" so hätte man mich sicher ausgelacht.

Das Schweigen ist doch sehr empfehlenswert.

Schweigen ist Gold.

Nach dieser schweigsamen Kontemplation kam das Ereignis der Saison in den großen Hotelsaal hineingerauscht.

Eine Dame kam — als dieses Ereignis.

An ihrem Auftreten merkte ich gleich, daß sie diejenige sei, welche . . .

Leise fragte ich den Oberkellner:

„Wer ist's?"

Der schlug die Hände überm Kopf zusammen und rief laut:

„Aber Mr. Jefferson! Das wissen Sie nicht? Sie kennen noch nicht einmal Mrs. Lydia Rafaello? Sie wollen wohl scherzen mit mir. Sie benehmen sich seltsam. Sind Sie ein Hanswurst? Ich bin keiner."

Und mit diesen Worten rannte er davon; in Deutschland hätte ich ihn wegen Beleidigung verklagen müssen; in Amerika hätte ich ihn eigentlich totschießen müssen.

Mir blieb aber keine Zeit, diese Revolvergedanken weiter fortzuspinnen, denn Mrs. Lydia trat ohne weiteres auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte charmant:

Mr. Jefferson! Sie halten Vorträge über Europa, ich über Südsibirien, berichte von fabelhaft Großartigem. Alle Welt sehr erstaunt, daß so was gibt. Sie müssen schreiben fulminantes Kritik in die Blätter von Diesseits und Jenseits. Kabeln Sie gleich nach Berlin und Paris, daß ich soeben bin angekommen in Europäisches Hof mit groß Gefolge und prachtvolle Toiletts. Meine Brillanten kosten hunderttausend Dollars — meine Vortragsgarderoben noch einmal soviel. Kabeln Sie! Kabeln Sie! Good evening, Sir."

Sie rauſchte ſchon weiter, während ich mich immer noch tief und ehrfurchtsvoll verbeugte.

„Sie iſt ja ſchon fort!“ ziſchte mir der Oberkellner ins Ohr.

Ich blickte auf — und ſie war tatſächlich ſchon zum Saale hinaus. Ich wollte dem Oberkellner nachlaufen, um ihm ſeinen Hanswurſt wiederzugeben, rannte aber gegen den dicken Portier.

Der ſagte ernſt:

„Sie eilen zum Telegraphenamt. Da haben Sie ein Recht, alle Leute über die Haufen zu laufen. Glücklicherweiſe bin ich ſo korpulent, daß ich nicht ſo leicht falle. Good evening, Sir.“

Er machte mir Platz.

Und ich ging nun ziemlich eilig zum Hotel hinaus — zur nächſten deutſchen Bierſtube, allwo ich mir Weißwürſte und echtes Münchener beſtellte.

Beides kam, war teuer und gut, und ich geriet dabei in ein Geſpräch mit dem Wirt.

„Miß Lydia iſt ja jetzt auch wieder da. Haben Sie ſchon einen Vortrag über Südſibirien von ihr angehört?“

„Nein, Sir“, verſetzte er gutmütig, „das iſt nicht gut möglich, wenn man durch ſein Geſchäft an Milwaukee gefeſſelt iſt. Aber viele Gäſte haben ſie ſchon in Chicago und San Francisco gehört. Das iſt ja das Koloſſalſte, was wir erlebt haben. Sie wiſſen doch, um was es ſich handelt, nicht wahr?“

„Keine Ahnung!“ rief ich lebhaft.

Da kam er ganz außer ſich und ſagte ſchließlich bitter und ſcharf:

„Sie ſcheinen mit der Zeit nicht mitzugehen. Sie ſind ein geiſtig Zurückgebliebener. Ein anſtändiger Menſch kümmert ſich doch um das, was als Ereignis der Saiſon bekannt geworden iſt.“

„Nun“, rief ich heftig, „geht mir die Geduld aus. Erzählen Sie mir raſch, was das mit Südſibirien iſt. Schnell! ſchnell! Ich ſoll nach Berlin und Paris kabeln. Das hat mir Mrs. Lydia aufgetragen. Aber ich muß doch wiſſen, was eigentlich los iſt.“

Der Bierwirt ſtand auf und ſagte kalt:

„Gehen Sie doch in den Vortrag.“

Ich trank noch einen Kognak und ging — tatsächlich in den Vortrag, obgleich ich sehr ungern von anderen Leuten Vorträge anhöre.

Mrs. Lydia Rafaello hatte schon eine Pause gemacht. Jetzt fuhr sie fort — ungefähr so:

„Wie ich nun da so mitten in dem großen Garten sitze, geht plötzlich der Vollmond auf, und die Nachtkäfer machen ein ganz eigentümliches Gesumme. Und das wird immer stärker — immer stärker.

Und jetzt kommt das große Wunder an. Wir leben in einer neuen Wunderzeit. Das Unglaubliche wird alle Tage wieder zum Ereignis — zum Ereignis der Saison. Hören Sie nur, meine Damen und Herren. Die Käfer summen im Vollmondschein nicht mehr wie sonst — sie summen melodiös — in hübschen Melodien — in Walzermelodien. Und was passiert darauf? Sehen Sie, meine Damen und Herren, das ist fürwahr das Wunderbarste aller Zeiten. Die Tulipanen und die schlanken Lilien ziehen langsam ihre langen, feinen Wurzeln aus der Erde, schütteln den Staub von den Wurzeln ab, umschlingen sich mit den grünen Blättern — im Vollmondscheine — und beginnen nach den Melodien der Käfer zu tanzen — so zu tanzen — wie Menschen tanzen . . ."

Es ging so noch weiter.

Ich hörte nicht mehr hin.

Ich sah nur ins Publikum.

Sehen wollte ich, wer denn in diesem Publikum zuerst lachen würde.

Aber es lachte niemand.

Alles blieb tiefernst.

Jeder Mann blieb ernst.

Und jede Frau blieb auch ernst.

Ich stand leise auf und ging auf den Zehen hinaus.

„Sagen Sie mal", fragte ich draußen einen kleinen Kellner, „ist dieses Haus ein Irrenhaus?"

„Dieses Haus", erwiderte der kleine Kellner, „ist das Hotel zu den vier Jahreszeiten, im großen Saale hält Mrs. Lydia Rafaello einen Vortrag über Südsibirien."

Mrs. Lydia war eine sehr schöne Dame mit Patti-Augen und rotgoldenem Haar und einem Lächeln, das wirklich bezauberte.

„Sie ist schön", dachte ich, „deswegen kann sie den Leuten erzählen, was sie will. Ihre Schönheit ist der Schlüssel zu dem ganzen Rätsel. Wo alles ernst ist, darf ich allein nicht lachen.

Ich fuhr bald darauf nach Montreal, und da erlebte ich nochmals ein Ereignis der Saison — dieses Mal war's aber eine ältere Dame, der man irgendwelche Schönheit nicht nachsagen konnte — Mrs. Taft hieß sie.

Und diese Dame erzählte vom Innern Australiens — und — die Feder sträubt sich, diesen Unsinn wiederzugeben — im Innern Australiens wollte sie gesehen haben, wie ganze Wälder miteinander tanzten. Und auch dazu waren die Zuhörer tiefernst. Kein Mann und keine Frau lachte. Ich wagte nicht zu lachen, denn ich habe Respekt vor den amerikanischen Revolvern.

Nach etwas übermütig durchzechter Nacht kam ich aber in der tatendürstigen Katerstimmung auf die Idee, den Amerikanern auch etwas vorzuräubern.

Ich ließ Plakate auf den Anschlagsäulen von Montreal erscheinen, auf denen ich kurzweg erklärte, daß ich von tanzenden Gebirgen auf Sumatra berichten würde.

Ich stellte mich nun an eine Anschlagsäule und wollte den Effekt meines Plakates kennen lernen.

Und da hörte ich folgendes:

„Das ist ja Hohn auf Mrs. Taft!"

„Das ist ja eine Frechheit!"

„Sofort zur Polizei! Der Mann muß verhaftet werden!"

„Zur Polizei! Zur Polizei!"

Da hatte ich genug. Ich eilte rasch zur Bahn und fuhr nach Neuyork. Durch einen Zufall entkam ich. Ich trug sonst Perrücke und blaue Brille, legte Beides ab und entkam so — unerkannt.

Aber das mach ich nicht noch ein Mal.

In Amerika kann sich eben jede Dame Alles erlauben. Der Mann wird, wenn er Ähnliches wagt, gleich — verhaftet — oder massakriert.

(gez. von Max v. Eſterle.)

Maler Thomas Walch.

Der heiße Abend / von Bernhard Jülg.

Der Himmel leuchtet wie von fernen Bränden
Und fahle Wolken steigen auf, als wären
Sie Opferrauch von brennenden Altären,
Erzürnten Göttern Menschenblut zu spenden.

Erstickt in Angst sind alle lauten Stimmen,
Die Welt erstarrt im atemlosen Staunen —
Und nur im gelben Gras ein böses Raunen
Als kröche dort ein leises Weiterglimmen.

Es sollte endlich eine Glocke klingen,
Es müßte doch ein kleiner Vogel singen
— Ein kleiner Ton, das Zirpen einer Grille —

Sonst stehn auf einmal alle Herzen stille
Und Flammen werden aus den Büschen schlagen
Und alle Bäume rote Mähnen tragen.

Zuspruch / von Carl Dallago.

O Mensch, bist du erst Mensch genug,
erlebst du sicher noch in dir den Flug,
der dich in deine große Freiheit trägt,
wo nur mehr dich dein ganzes Tun befrägt, —
und dieses Fragen wie ein Lauschen ist
auf das Gesetz in dir, das wie ein Rauschen ist,
drauf Sitte, Satzung setzen ihren Fuß,
weil, wo sie herrschen, es erdrückt sein muß.

Innsbrucker Kunstschau VIII.

Ander Einberger. Bilderkollektion im Museum Ferdinandeum. Leidet stark unter den Lichtverhältnissen des Rundsaales. Die Fortschritte des Malers erkennt man am besten in seiner zunehmenden Farbenfreude. Zu seinem Vorteile wird er sich vielleicht dadurch jener Gruppe

mehr und mehr entfremden, die für alle Gelegenheiten Alleinseligmachendes auf Lager hält und aus temperamentvollen Geistesdejekten gerne drakonische Gesetze schmiedet, andrerseits freilich auch daran festhält, daß ein „Einbergerbua" dazu da sei, als Renommierexemplar einer ausgestorbenen prächtigen Rasse auf allen patriotischen Jahrmärkten bewundert und begehrt zu werden. Nachweislich bewährt es sich aber nicht, von „Germanengestalten" ganz besonders kraftvolle Emanationen zu erwarten. Auch bei Einberger bedarf es einer starken Dosis traditioneller Epigonenprotzerei, um Kraft und Monumentalität in seinen Werken zu finden. Er kann aber beides entbehren, denn seine Gutmütigkeit und Nachdenklichkeit sind anziehend genug, und seine körperliche Größe und Kraft lassen ihm gerade so viel Nerven, als er braucht, um auf dem goldenen Mittelweg an Ziele zu gelangen, die gleich weit weg sind von Monumentalitätshascherei und gesuchter Primitivität. Er bietet ehrliche Naturstudien, edle Kampfspiele zwischen seinen Fähigkeiten und der Hydra der malerischen Möglichkeiten, ohne zu irgendeiner Verblüffung hinreißen zu wollen. Das seiner Art nächste der ausgestellten Bilder, die Fischer, ist voll weichen Empfindens, vielleicht sogar ein wenig sentimental, sehr gut als Stück Natur gesehen und wiedergegeben. Das zartschwingende Sonnenlicht gibt dem ganzen einen Zug von nobler Resignation. Die Komposition ist durch das Format eingezwängt, einzelne Teile verzeichnet, um sie noch unterzubringen. Gut und impressionistisch gesehen ist die größere Winterlandschaft (die kleinere ist unbedeutend), mit wenigen Mitteln recht farbig gemalt die Kaninchen. Der „Bergsee" ist im Wiesengrün, die Landschaft der zackigen Berggipfel im Himmelblau total vergriffen, dagegen das Bauernporträt sehr tief im Ausdruck. Benedikt.

Zeitschriftenschau.

Der Föhn. Das letzte (August-)Heft bringt eine Elegie in Prosa „Meine Bozener Heimat." Von Robert Böhm. Ich weiß nicht, was Herr Polifka bezweckt. Will er mir weismachen, daß meine einstige Behauptung, er sei mit diesem Böhm in Tirol identisch, aus der Luft gegriffen sei? Oder will er sein Recht auf „Bodenständigkeit" beweisen? Die erste Kalkulation ist aussichtslos, die zweite einsichtslos. Daß Herr Polifka berechtigt sei, sich bei einem Sejour in Bozen als verlorenen Sohn zu fühlen, bin ich jederzeit bereit für eine seiner poetischen Lizenzen zu halten. Aber er behauptet, in Bozen in die Schule gegangen zu sein, und er erinnert sich: „Wenn ich auf dem Schulweg

durch blühende Weingärten mußte, von kleinen Bächen durchrieselt (aber, aber!), und dann durch die Gassen Bozens, mit ihren hohen Giebelhäusern und den kühlen, schattigen Lauben und ich ganz ohne Gedanken war, hatte ich gar kein Auge für alle diese Herrlichkeiten." Daß Herr Poliska sich erst Gedanken machen mußte, ehe er sein Herz für Tirol entdeckte, klingt allerdings ganz überzeugend. Aber er hat auf jeden Fall nichts als sein Herz entdeckt. Denn daß sein Auge ihn auch heute noch im Stiche läßt, geht aus der beherzten Versicherung hervor, daß „seine Heimat" unter anderem „von dem leuchtenden Ferner (!) des Rosengartens umschlossen liege." Ich fürchte, daß solche Perspektive in Bozen und Umgebung kein Heimatsrecht erschließt. Auch kein poetisches. Im übrigen vervollständigt dieses Föhnheft (ein Gedicht von J. G. Oberkofler ist rühmend auszunehmen) den niederschlagenden Eindruck einer Talmi-Bodenständigkeit, die dem Humor-Abklatsch von Sixt und Hartl noch immer eine zwerchfellerschütternde Wirkung zutraut und auf dem Glatteis literarischen Blödeltums Dichter und Bauer zu paaren treibt, daß die beiden schließlich tanzen wie der Metzger und das Kalbl auf dem Weg zur Schlachtbank.

Das literarische Echo. Hier ist hinwiederum ein unzweifelhafter Landsmann — Herr Geheimrat Alois Brandl in Berlin — Protektor der tirolischen Literatur. Soweit sie nämlich durch bekannt gemeinverständliche Individuen vertreten ist und daher heimatkunst-berechtigt ist. An solchen landläufigen Autoritäten sich ein Beispiel zu nehmen, fordert er den literarischen Nachwuchs unseres Landes auf. Und neben Schönherr empfiehlt er — ratet, Freunde, ratet! —: Herrn Rudolf Greinz und — Arthur Achleitner! Auf Ehr' und Seligkeit: den Arthur Achleitner!

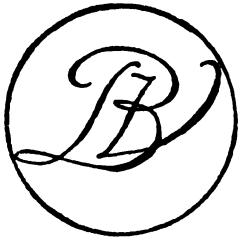
Ludwig von Ficker.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 3·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 8.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Sommers Ende / Carl Dallago: Garben / Peter Scher: Bankroffts Erlebnis / Hugo Neugebauer: Vermächtnis / Karl Schoßleitner: Prinz Blaubart (Schluß) / Ludwig Seifert: Leben / Hans Kiene: Tag im Verglühen / Hartmann: Brixner Chronik IX / Karikaturenfolge 32: Max v. Esterle: Musiktheoretiker Mayrhofer.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und anko.**

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. September 1911. Heft 8.

Sommers Ende / von Carl Dallago.

Es iſt faſt kalt geworden. Heftige Gewitter und Regengüſſe im Tale brachten ſogar Schnee den Bergen. Ein Morgen iſt zitternd aufgebrochen, friſch mit ſcharfer Luft, und erſt nachdem er alle Hüllen der Nacht längſt abgelegt und ſich immer mehr aufgetan hat, kommt mit dem aufquellenden Sonnenlicht wieder langſam Wärme in ſeinen weiten Bereich. In engen Riſſen und Schluchten langt der Schnee weit in die Talung hinab, und die ſtillen, hochgelegenen Wieſen ſind weithin mit dichten Reifſchleiern überzogen und liegen ſo ſtarr und erfroren da, daß man ſie warm ſtreicheln möchte. Aber ſchon beginnt des Tages Sonnenflut mehr und mehr auszufließen, und was immer ſie netzt, verliert Froſt und Starrheit und tut ſich neu auf zu letztem ſommerlichen Leben.

Ich habe alle Einfälle und Gedanken von mir getan und bin hinausgewandert über leuchtende Wieſenhänge und durch dunkle Waldung, vorbei an einzelnen Gehöften, den wunderklaren Tag zu genießen, den mir mein Sommeraufenthalt als letzten gewährt. Ich habe das Dorf Mulina erreicht, das ſich im Sonnenglanz am Hange ausbreitet. Ich ſehe in der öſtlichen Ferne den ſonnendurchwirkten Fels der Palatürme völlig wolkenfrei aus der duftenden Bläue ſchimmern. Beglückt vom Schauen durchſchreite ich das Dorf, das ſich in der Talſohle fortſetzt, heran bis zum Fluſſe Aviſio, der ſchäumend dahinrollt. Und das Brauſen der nahen Wellen wird mir zum Liede, — und der Gang der Sägewerke an den Ufern — und das Säuſeln der Weidenblätter im Winde. Auf der Brücke klopft mein Schritt in den Wellenlärm, dann nimmt mich ein Wald auf, der die Schritte lautlos macht.

Die Straße zieht sich still zwischen Waldhängen hin, ein Traumboden für haftlose Wanderschritte, und tiefer unten hüpft und sprudelt ein Bach mir entgegen, halb verdeckt von der Baumwelt der Uferstrecke. Es ist das Cadinotal, das von den Dörfern und Menschen des Fleimstales fortführt hinein in die Waldberge — hinein in die hohe Stille von Waldbergen und Almen. Ab und zu kommen Karren daher, hochbeladen mit schweren Baumstämmen, und weiter drinnen seufzt da und dort eine Säge. Zuweilen stehen „Marterln" am Wegrand, die Kunde tun vom Ableben junger Burschе, die beim Holzführen verunglückten. Dann schreitet eine eigene Stimmung mit mir weiter, wie sie einen ja meist befällt, wenn eine Örtlichkeit die Erinnerung an gewaltsames Enden junger, blühender Menschenleben in uns legt. Aber der Sonntag und das Leben der Landschaft überfluten immer alles wieder.

Eine mehr sonnige Stelle tut sich auf, wo sich das Bachbett weiter und steiniger ausbreitet und neben dem Wege herzieht. Die Waldhänge haben ihm mehr Platz gemacht. Einzelne halbentwurzelte Bäume ragen noch an den Ufern zwischen riesigen Steinblöcken, Sand- und Geröllhaufen daneben. Dann eine Kapelle am Wege und Wiesenstreifen und ein niedriges Haus: Albergo Cadino.

Ein idyllisches Dasein rings von Waldbergen umschlossen. Zwei Kühe weiden auf dem Wiesenstreifen vorm Hause. Kinder tummeln sich dazwischen. Der Bach rauscht weiter dahin in dem breiten, wilddurchwühlten, mit Stein- und Sandwällen angefüllten Bette, da und dort silbern herüberblitzend. Gesättigt und schläfrig träumend liege ich ausgestreckt auf dem Wiesenband am Bachufer. Mich überwölbt der tiefversonnte Mittagshimmel des blauen Septembertages. Und immer mehr sinkt die Bläue auf mich, und immer tiefer wölbt sie sich zugleich ins Grenzenlose. Dann stehe ich langsam auf, versonnt wie die Waldberge — wie der glitzernde Bach — wie der Wiesenstreifen — wie alle Dinge ringsum. —

Herdengeläute sickert daher, das bald zusammenfließt und den Talweg herunterzieht. Eine Kuhherde naht: ein langer, scheckiger Streifen voll Glanz und Bewegung, von dem dunklen Waldhintergrunde sich abhebend. Es ist eine von den Hochweiden heimkehrende Herde: jedes

Tier frisch und gestärkt, manche von verwegener, wilder Munterkeit, viele mit Laubkränzen und Alpenblumen geschmückt. Ein Hirte geht der Herde voraus und Hirten und Hirtenkinder folgen hinterher, alle sonnengebräunt und von beweglicher Munterkeit wie die Tiere, denen sie beständig fröhlich und kameradschaftlich zurufen. Und wie der ganze lange Schwarm so dahinzieht, verglänzt und versonnt, umrankt von Wälderduft und dem Wiesenhauch, umtönt vom klaren Rauschen des Bergbachs — und wie das Geläute der Herde so heiter friedvoll hinausfließt, vermengt mit den Zurufen und Jauchzern des Hirtenvolks, ist alles wie ein langgezogenes weites Hirtenlied, das von den Bergen nieder durch die Talung dringt.

Ein Etwas erschließt sich in mir und nimmt die Töne staunend und andächtig in sich auf und horcht der Herde noch nach, als sie schon lange vorbei ist. Dann wandre ich langsam hinterher, wobei meine Seele sich gleichsam am Klange der Herdenglocken hält, von der Stimmung des Hirtenliedes wie von einem weiten Glücke völlig durchdrungen und erfüllt.

* * *

Es ist rascher Abend geworden. Verschattet liegen die Talwege und die Fahrstraße, auf der ich zu meinem Sommerdorfe emporsteige. Von der Einsattlung der Waldberge nieder, zwischen den Waldhängen äugt schon die rote Turmspitze des Kirchleins. Dahinter wölben sich die zwei mächtigen Ulmenkronen bläulichgrün verdunkelt. Und ganz oben auf dem Waldgrat des Osthanges lebt noch ein Sonnenstreifen.

Der Abend haucht Kühlung und Feuchtigkeit aus, und die Waldung mir zur Seite dunkelt weich und geheimnisvoll. Meinem einsamen, sinnenden Schritt schlägt ein Geräusch entgegen. Ich unterscheide die schwere und plumpe Gangart von Pferden. Zwei Ackergäule kommen bald müde daher, die ein Mädchen an den Zügeln führt. Dahinter trippelt ein kleiner Junge. Das Mädchen ist jung und hochgewachsen, mit ländlichem Strohhut, der ein wenig im Nacken sitzt. Die Gangart ist schlank und schmiegsam, jugendlich spielend. Die Haut ist sammten und sonnenfarben im Gesicht und an den bloßen Armen, die Hemdärmel sind bis zum Ellbogen aufgestülpt. Ich trage die Jacke umge-

worfen und ſehe aus wie ein Taglöhner — vielleicht nur, daß meine Gangart anders iſt und mein Geſicht anders redet — andere Stimmungen ausdrückt. Ich fühle, wie meine Seele das Mädchen beſtaunt und ſich auftut und glüht. Und es iſt, als fühle es ſo nun auch das ſchlankgewachſene Kind, das mich ſtaunend anſieht und mein Näherkommen unruhig und errötend aufnimmt, während der Schritt ſtockend wird. Dann treffen mich zwei Augen klar und ſcheu, aber ſo voll warmer Lieblichkeit, als durchrieſelten mich Wellen kleiner neuer Sonnen, die ein kleines neues Lied in mir auslöſen, das ſüß iſt. Und das Mädchen trägt ſeine junge Landſchaft im Geſicht, das weich und unberührt mir völlig zugewandt iſt, von junger Neugierde beſpült, die vielleicht am Rande der Süchte, der Reife ſteht. Meinem Gruß begegnet die ländliche Schöne ſo hold verwirrt, daß mein Blick das neugeborene Lied meiner Seele liebevoll über ſie ausgießt. —

Was klirren die Pferdezügel ſo laut? So ungeſchickt zerrt ſie auf einmal des Mädchens Hand. Warum dieſe Wirrnis und Haſt ſo plötzlich im Tun des jungen Geſchöpfes, das von mir wegdrängt und doch ſtehen bleiben will und nur zögernd geht? Aber die Pferde ſehen mißmutig nach mir und der Knabe hinterher blickt mich verwundert an. So wandre ich denn wie ſtockend weiter und wie ſtockend entfernt ſich auch des Mädchens Schritt. Und jedesmal, wenn ich mich umſehe, findet und hält mich noch ſein dunkler, ſüßer Blick — dieſer rätſelvoll ſcheue, ſüchtig bange Jungfrauenblick. —

Die Dämmerung zieht in die Waldung ein, die ſich zu beiden Seiten der Straße ausbreitet. Meinem Gefühl mit der aufglimmenden Wirrnis der Liebe erſcheint das Dunkel auf einmal traulich wie ein ſchirmendes Heim, und meine Sinne kehren wieder zur ſchmiegſamen Mädchengeſtalt zurück, die gerade an der Wegbiegung mit den Pferden meinen Blicken entſchwindet. Gierig eilt mein Aufhorchen dem ſchweren Schritt der Gäule nach, um daraus die Stelle zu beſtimmen, wo das reife Kind ſchreitet. Ganz offen liegen meine Hände und die Arme langen hinaus, um das anzufaſſen und fortzutragen, was mir plötzlich ſo lieb geworden iſt, — was mich plötzlich ſo erglühen macht. Iſt der ſtille mooſige Waldgrund nicht wie ein großes, weiches Bett, und

sind die Bäume nicht verschwiegene Wächter? — Spinnt die Dämmerung nicht geheimnisvoll alle Dinge ein? Und ist die Macht nicht noch rätselvoller, die plötzlich in mir emporflammt? — Was habe ich dem Kinde getan — was hat mir das Mädchen angetan, daß ich auf einmal in seinem Bann stehe und nicht loskomme? Ich habe doch wenig frohe Ergebnisse aus der Liebe geschöpft und nie das vorgefunden, was ich hineinlegte und suchte. Ich bin aus der Liebe nie klug geworden. O wie ist etwas in einem so meerestief dunkel, und es hängt mit dem Geschlecht zusammen, dieses Etwas, das so dunkel und tief ist! Und wie ich es allzu wehvoll selig immer wieder fühle, daß ich noch lange nicht geschlechtsfrei bin.

Dann rede ich mir wieder ein: Mensch, es ist nichts! Es ist nur die Abschiedsstimmung, die dich so erregt umfaßt. Und ich hänge dem Mädchen nach und meine, ich möchte nur seinen jungen schmiegsamen Körper fühlen und hochheben und seine Seele mit in diesem Körper und so in ihm von allem Abschied nehmen, was der Sommer voll Schönheit um mich legte — was hier für mich zu Ende geht. Das Kind für die ganze Landschaft und den Sommer umarmen: das nur möchte ich! —

Und ich werde ruhiger und schreite, sanfte Weisen summend, dem Kirchlein meines Dorfes zu.

* * *

Schon ist die Nacht über Wege und Waldungen hereingebrochen. Nah an den Waldrand hab ich mich hingestellt und betrachte das Aufrücken des Dunkels. Es scheint um mich heller zu werden, je länger ich verweile. Die Baumkronen über dem Kirchlein sind wie schwarze drohende Unholde. Darunter schimmern bleich die Mauern des kleinen Gottesackers, der das Kirchlein umschließt. Es sieht sich an, als ob die Toten ein Totes begraben helfen. —

Aber weiter draußen liegt der Hochwald ausgebreitet, schläfrig und stille, ein mächtiges, lockendes Ungeheuer, dunkel und sammtweich wie die Nacht, ein Labyrinth von heimlichsten Reizen — von dunklen Rätseln und Stimmungen. Die Seele will sich nicht davon abwenden...

Die Nacht ist vorgerückt. Ich stehe noch immer draußen am Wald-

ſaum mit weiten, verliebten Augen. Nächtlich ſchweigend dehnt ſich die liebliche Talung vor mir aus. Dunkel und weich ragen zu beiden Seiten die Waldhöhen auf. Hinter mir überm Waldwipfelſaum ſteigt nun machtvoll und lautlos der ſpäte Mond empor, daß bald ſein Schimmer wie ein blaſſer Traum durch die ſchlafende Talung rinnt. Da breite ich die Arme aus und trinke alles in mich, bis eine ſchläfrige Trunkenheit mich ſchwankend nach Hauſe führt.

Aus dem ſoeben im Xenien-Verlag zu Leipzig erſchienenen „Buch der Unſicherheiten.“

Garben / von Carl Dallago.

I.

Des lieben Tages ſonnenfrohe Stunden
haſt du im Feld mit Jäten zugebracht.
Dein junger Schritt hat müde heimgefunden,
du haſt die Müdigkeit verwunden
und dem todkranken Bruder tröſtend zugelacht.

In ſeine fahlen abgezehrten Züge
brachte dein Kommen jähen Roſenſchein.
Du wirkteſt wie durch heitren Himmel Schwalbenflüge,
ſo war's, als ob dein Weſen neue Kräfte trüge
in ein verlöſchend Lebenslicht hinein.

Und Nächte wachteſt du. Der Morgen fand dich wieder
im Feld. Das Ackerbraun hob ſcharf dich ab und licht
in der Bewegung deiner jungen Glieder.
Ein Leuchten lag um dich. Und ſo genoß ich dich
von fern. Es trugen innre Kräfte mich zu dir hinüber.
Du fühlteſt dich berührt, von Blicken eingeſogen, und zitterteſt für dich;
dein Weſen aber kam zu mir herüber
und legte ſich in mich wie ein Gedicht.

II.

Das Dorf erfuhr durch eines Glöckleins Klagemund:
Dein Bruder ſtarb. — Ich eilte in dein Haus
(es war zur Dämmerabendſtund),
durch Tür und Fenſter klang Geſchluchz heraus —
ein Klagechaos, das ſich ſtärker wuchs, je näher
ich kam; ſchon unterſchied ich Stimmen wie bei einem Trio:
du weinteſt mit den Schweſtern immer ſtürmiſcher und weher,
ſtets neu klang's ſchmerzerpreßt: „O dio mio — mio dio!“

Du und die Schweſtern ſchluchzten mir entgegen,
als ich eintrat. Der Tote lag in ſeinem Bette.
Vor euren lauten Schmerzausbrüchen ward ich ganz verlegen.
Ich tröſtete: nun hat er ausgelitten, — ſah dich an,
du weinteſt heftig — ſaßeſt da in dumpfer Geſte,
die Tränen netzten deines lieblichen Geſichtes Glätte.
Ich litt um dich und trat an dich heran,
berührte deine Hände, die der Tränenfluß noch näßte,
und drängte dich hinaus. Dumpf ſahſt du auf —
Und wieder wie den Flug ein Falter, fand dein Blick ſich durch der Tränen Lauf.

Dann ging ich. In den Händen bargſt du dein Geſicht,
ſo lehnteſt du am Tiſch, ſtoßweiſe vom Geſchluchz durchzogen.
Ich ſeh noch, wie dein Blick ſich um mein Fortgehn flicht
tränenumrankt zwiſchen den loſen Händen.
Mein Herz erging ſich hoch in ſtummen Wogen.
Von lauten Klagen hallte noch das Haus,
doch war mir, als ich lauſchend hielt vor ſeinen Wänden,
als ſchiede eine Stimme aus dem Weinen aus.

III.

Mein Blick zieht ſeinen ſtillen Weg
das Feld entlang, das deine Hand beſtellt.
Es zwang mein ganzes Schaun,

wie unter deinem Spatenſtich das Feld
ſich immer weiter wuchs in friſchem Braun.
Dann ſtieg das Saatkorn hoch, ich ſah es reifen, —
mein Blick zog wärmer ſeinen Weg,
umfing das Feld, bedacht den Schimmer deines Weſens von der Saat
zu ſtreifen. —
Nun liegt der Acker kahl; ihn erntet fremde Hand.
Mein Blick irrt grollend übern Stoppelgrund.
So irrt vielleicht durch Feindesland
ein Krieger müd und wund.

IV.

Und einmal war es ſo: Du kamſt vom Wald
ein Bündel Holz im Arm, ich ſtand am Weg allein
und ſah dein Kommen. Bienen gleich zu Blumen flog
mein Blick zu deiner lieblichen Geſtalt,
umfing dich ſelig ungeſtört und ſog
von deinem Blick, umſäumt vom ſommerlichen Wieſenrain.
Da kam ein Lächeln in dir aus, ſo wonnig warm und froh
und rann in mich und weitete mich ſo,
daß ich zur Wieſe ward im Abendglanze feierlich und ſtill —
und du wardſt Traum der Halme, den ich wiegen will.

V.

Tu sei come la selva.

Du biſt mir wie der Wald, der Wunderliches rauſcht
mit vielen Quellen, die verborgen rinnen.
O wenn mein Herz dich ſpiegelt, iſt es,
als ob mein Sein verloren einem Tönen lauſcht,
das Labſal ſpendet meinen Sinnen.
Es zieht mich tief hinein in Gänge, die nicht enden,
voll ſommerlicher Luft und Schattenkühle zwiſchen Zweigenwänden.
Bald hallt mein ganzes Sein von deinem Rauſchen. So vergißt es
auf Welt und Menſchen, — ihrer Satzung Enge, ihrer blinden Haſt
und ruht ſich aus auf einer Wieſenlichtung,

wo Weidvieh gleich mein Sinnen friedlich graſt. —
So wirſt du Wohnung mir, die ſichernd mich umſchließt,
und machſt, daß neu ſich regt mein Menſchentum und fließt
und ſeinem Lauf ſich öffnet neu Gefild, —
und trägſt mir Freiheit ſo in meines Seins Verrichtung —
und biſt mir Zuflucht wie der Wald dem Wild.

VI.

Vielleicht noch kommt es ſo: Wir pflügen hinterm Haus,
das Kühepaar lenkt deine Hand — den Pflug die meine,
und um den Acker dehnt ſich groß die Landſchaft aus.
Der Almen ſommerlich Geſicht glänzt felsumrankt
herab. Wir ruhn uns aus, ich ſchiebe meine Hand in deine
und ſeh im dunſtigen Sommerhimmel, wie der Gratriß ſchwankt.
Dann zieh ich dich zu mir und fühl in dir
die ganze Landſchaft zu mir hergezogen:
die Almen, Fels und Himmel, alles ſchaukelt wie auf Wogen,
der Acker wellt ſich deinem Körper an
und wird unſagbar willig und andächtig ſtill; —
es will ſich auftun mir ein heimlich Großes,
der Acker trägt das Glühen deines Schoßes —
ich ſelbſt bin Same, der nun aufgehn will.

Bankroffts Erlebnis / von Peter Scher.

Als Bankrofft die Allee zu ſeiner Wohnung hinunterging, dachte er: Es iſt ärgerlich, daß ich gerade heute dieſen Unſinn von Satire zu Ende bringen muß!

Wie iſt es doch? Ein Herr Y. hat ſich bei einer — ich gebe es zu — bemerkenswerten Gemeinheit ertappen laſſen. Immerhin nur einer ſchlichten bürgerlichen Gemeinheit von ganz gewöhnlichem Format, wie man deren hundert und etlichen begegnet, wenn man über die Straße geht. Aber er hat ſich erwiſchen laſſen. Und was tue ich, Bankrofft, Mitmenſch und überlegener Zeitgenoſſe? Ich verarbeite das

Faktum dieſes Reinfalls zu einer — Satire. Ich tue es, weil ich leben muß und, wenn ich es nicht täte, meinen alten Überzieher noch ein Jahr länger tragen müßte.

Er brannte ſich eine Zigarette an. Der Anblick des bläulich zarten Rauches, der in einer ſanften Schwenkung um ſeinen Kopf entglitt, brachte ihn auf andere Gedanken. Er lächelte.

Und heute, vielleicht in dieſem Augenblick, vielleicht in einer Stunde wird es geſchehen! Wie von ungefähr aus dem Nichts wird eine kleine Seele erwachen. Ein dünnes, hilfloſes Stimmchen wird ſich in den Chorus der Lebensſtimmen miſchen. Aus geſunden Lungen wird es mit hellen kräftigen Schreien den Triumph des Myſteriums der Geburt verkünden. Und in der ergreifenden Ahnungsloſigkeit dieſer Lebensſchreie wird der Dank an die Mächte des ſtarken Willens liegen, der es herbeigeſehnt hat.

Und er, Bankrofft, wird der Vater ſein. In ſchweigender Seligkeit wird er, deſſen Inbrunſt die Erfüllung des tiefſten Wunſches der Geliebten den Mächten abgerungen hat, an der geſchloſſenen Tür vorüberſchleichen. Und ſein Herz wird ſtillſtehen vor Glück, wenn ein helles Lachen von ihrem Munde ſich in das hilflos luſtige Plärren des Kindes miſcht.

Der andere aber, der Gatte, wird mit Vaterſtolz die Glückwünſche der Freunde entgegennehmen, indes Bankrofft zu ſeiner armſeligen Junggeſellenwohnung hinaufſteigt, um ſich über einen Herrn Y. ſatiriſch zu ergehen, deſſen er bedurfte, um zu einem neuen Winterüberzieher zu kommen.

Bankroffts Geſicht verzog ſich. Plötzlich ſah er auf.

Was war das? Eine gedrungene alte Frau haſtete mit hochrotem Geſicht, laut aufweinend und geſtikulierend, die Allee herauf, ihm entgegen. Sie rief in abgeriſſenen Sätzen die Entgegenkommenden an, lauter fremde Menſchen, die ſich, gerührt durch ihren Schmerz, mit ihr einließen, um ratlos, achſelzuckend weiter zu gehen.

Bankrofft blieb erſtarrt ſtehen. In ihm ſagte eine Stimme: O Gott! O Gott! War das nicht die kleine dicke Frau, die ihn nicht leiden

mochte, weil er einmal eine gemütlose Äußerung über ihren Hund getan haben sollte? Ihre Mutter!

Er stürzte zu der alten Frau hin, ergriff ihre Hände, sah ihr ins Gesicht. Sie schrie: „Wo ist denn der Arzt? Wo ist er denn nur? Es geht zu Ende — oh, oh! Es ist ja schon vorbei!" Sie stampfte in der Hilflosigkeit ihres Schmerzes mit den Füßen und biß in ihr Taschentuch.

Bankrofft war es, als würde vor seinem Gesicht ein schwarzer Vorhang zugezogen, plötzlich, mit einem Ruck. Seine Hände waren kalt und zitterten. Die alte Frau hielt seinen Arm umklammert. Er riß sich los und rannte ohne Besinnung in das Zigarrengeschäft. Sein Hut war heruntergefallen; er merkte es nicht.

In dem Laden erwischte er das Telephonbuch, blätterte verzweifelt, rief einen Arzt an. Er müsse sofort kommen, es koste, was es wolle. Wie? Wieso? Jawohl, ein Automobil! Aber sofort. Gott sei ihm gnädig, wenn er eine Sekunde zögere. Wie? Ja, ja!

Er war so erschöpft, daß er sich am Ladentisch festhalten mußte. Durch das Fenster sah er, wie sich Kinder und Frauen vor dem Hause sammelten. Vor dem Hause, in dem sie — vielleicht schon nicht mehr war.

Er ließ sich Zigarren geben, vergaß zu bezahlen, rannte den Weg zurück und kam vor dem Hause an, als im offnen Fenster ihrer Wohnung eben, blaß und die Hände ringend, der Mann sichtbar wurde.

Vor dem Hause standen im Halbkreise Erwachsene und Kinder, mit offenen Mäulern, entschlossen, sich keine Einzelheit des Vorganges entgehen zu lassen.

Bankrofft brach sich wütend Bahn und stürzte ins Haus. Hinter ihm fielen zwei Kinder hin und heulten; eine alte Frau schimpfte.

Die Treppe herunter stolperte, wie ein Kind stammelnd und weinend, der Ehemann. Er knickte in die Knie, raffte sich mit einer schlotternden Drehung auf und sank, gerade vor Bankrofft, wieder zu Boden. Er hatte einen Revolver in der Hand, den er ihm aufdrängte: „Nehmen Sie — ich weiß nicht, was ich tue — ich — ich fürchte mich!" Seine Stimme brach kraftlos und verröchelte in einem weinerlichen Husten.

Bankrofft steckte den Revolver in die Tasche. Einen Augenblick sah

er zu dem Manne nieder, der wie ein Haufen leerer Kleider vor ihm lag. Er preßte die Lippen zuſammen, hob den Mann empor. Es fuhr ihm durch den Kopf: Was iſt mir dieſer Menſch? Plötzlich ſtanden ihm Tränen in den Augen. Er faßte den Kraftloſen feſt unter den Arm und frug mit einer merkwürdig ruhigen Stimme: „Iſt es vorbei?“

Der Mann wußte keine Antwort. Er ſtotterte ſinnlos vor ſich hin, dann ſchrie er wieder gellend auf: „Mein Weib! Mein Weib!“

Bankrofft erbebte vor Unwillen unter dem lauten Pathos dieſes Schmerzes. Warum ſchrie dieſer Mann: Mein Weib!

Er begleitete ihn in die Wohnung, vor der ſich in beklommener Neugier die Nachbarn aufgeſtellt hatten. Im Zimmer, in dem ſie lag, war alles in Verwirrung. Die Hebamme, im weißen Kittel, mit hochrotem Geſicht, lief ratlos hin und her. Die kleine dicke Frau, die Bankrofft nicht leiden konnte, erfüllte den Raum mit dem raſenden Gebahren ihres Schmerzes. Der Mann hockte mit abgewandtem Geſicht auf einen Stuhl.

Auf dem Bette lag die junge Frau — nackt, ſchmal, mit wächſernen Gliedern.

Bankrofft ſtand am Ende des Bettes.

Einen Augenblick war es ganz ſtill.

Aus dem Nebenzimmer kam ein leiſe gluckſender Laut. Die Hebamme nahm Bankrofft, deſſen ſtarre Ruhe ihr imponierte, beiſeite. Er wiſchte ſich über die Stirn und mit einem Mal — er wußte nicht wie es kam und wurde ſich deſſen gar nicht bewußt — mußte er lächeln. Die Frau zeigte ihm das Kind. Wie ein winziges rotes Klümpchen lag es in ſeinem Korb und brummelte vor ſich hin.

Aus Bankroffts Augen fiel eine Träne mitten in das kleine Geſicht, das ſich komiſch verzog. Er lächelte abermals. Die Hebamme ſah ihn vorwurfsvoll an.

Es klingelte. Der Arzt ſtürzte herein, warf ſeine Sachen hin und befühlte die Tote. Alle ſchwiegen atemlos; ſogar die kleine dicke Frau weinte nicht mehr.

Der Arzt verzog keine Miene. „Reiben — raſch reiben!“ kommandierte er. Bankrofft riß in größter Haſt irgend etwas vom Kleider-

haken und fing an, die Beine der Toten krampfhaft zu reiben. Die anderen folgten seinem Beispiel. Einen Augenblick war es, als ob sie alle dieses stumme verzweifelte Ringen um ein schon entflohenes Leben einte.

Nur der Mann hockte noch immer mit abgewandtem Gesicht in der Ecke. Er ächzte dann und wann und wagte es nicht, nach ihr hinzusehen.

Bankrofft sah mit weit geöffneten Augen geradeaus.

Er sah den Ehemann vor einem wächsernen Bein mit nicht sehr gut gepflegten Zehen klagend auf dem Boden liegend, das Haar zerrauft und einen säuerlichen Geruch wie von abgestandenem Bier um sich verbreitend.

„Dieses Bein gehörte mir!" weinte er mit einer wunderlich glucksenden Stimme, „mir, mir — und nun ist es dahin!" Die Stimme erstarb in einem heftigen Husten und Schnauben. Aber sie erhob sich von neuem zu gellender, anklagender Kraft: „Hatte ich es nicht rechtlich erworben? Hab' ich es nicht gehegt und gepflegt? Und nun? Gott, o Gott!" Die Klagen erstarben in den Tiefen eines an Mund und Nase gepreßten Taschentuchs.

Bankrofft machte mit der Hand eine Geberde, als wollte er, lächelnd zwar, aber mit verstehender Gelassenheit, ein Klägliches von sich schieben. Seine Seele war wie ein Kristall. Es sprach in ihm eine Stimme (und er sah mit heiteren Augen auf die Tote nieder): Ja, nun erst bist du mir ganz und für immer gewonnen, du kleine Mädchenseele, der ich mit meiner großen Inbrunst den einzigen tiefen Gedanken deines Lebens eingegeben habe! Sehnsucht und Erfüllung — wo ist ein Anfang — wo ist ein Ende! Wie bin ich beglückt, daß ich dies alles erleben durfte!

Der Arzt machte mit jähem Ruck eine abwehrende Bewegung mit der Schulter und wie auf ein gegebenes Zeichen brach die Verzweiflung von neuem wieder aus.

Der Ehemann hatte sich erhoben, war schleppend näher gekommen und fragte nun den Arzt, indem er immer bedacht war, der Toten

den Rücken zu kehren, mit tiefer feierlicher Stimme: „Herr Doktor, ſoll das heißen, daß ich — nichts mehr — zu hoffen habe?“

Bankrofft wiegte den Kopf.

Er ſtand noch einen Augenblick an ihrem Lager. In ihm war ein tiefes, ſtilles Gleiten. Geliebte! ſprach eine dunkle Stimme aus der Tiefe ſeiner Seele. Dann entfloh er dem lauten Schmerz, der aufs neue um ihn zu wüten begann.

Als er in ſeinem Zimmer war, fühlte er den Revolver in ſeiner Taſche. Er legte ihn vor ſich auf den Tiſch und lächelte.

Bis zum Morgen ſaß er rauchend und leſend am Tiſche. In ſeinem Geſicht war ein Leuchten wie nach einem großen Erlebnis. Er neigte dann und wann horchend den Kopf zur Seite. Er hörte das hilfloſe Stammeln eines Kindes und ein warmes helles Frauenlachen.

Mit einem Mal fiel ihm die angefangene Satire ein. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Lippen bewegten ſich.

Er blieb den ganzen nächſten Tag in ſeinem Zimmer. Als er am zweiten Tage morgens hinunterging, um Briefe nach der Poſt zu bringen, traf er den Ehemann mit einem glänzenden Zylinderhut und einem Flor um den Arm im Hauſe. Er nahm die Beileidsäußerungen der Nachbarn entgegen. Er war feierlich und vernichtet.

Bankrofft grüßte und ging ſchweigend an den Leuten vorbei. Niemand dankte ihm; alle ſahen ihm verletzt, kopfſchüttelnd nach.

Vermächtnis / von Hugo Neugebauer.

Blaue Berge in der weiten Ferne,
heißes Heimwärtsſehnen ſtrebt euch zu:
ach wie gerne, liebe Berge, gerne
ſänk mein Leib in euern Schoß zur Ruh!

Blaues Auge in der weiten Ferne,
ſtimmeſt meine Seele ſanft und weich:
ach, wie ſtürbe doch die müde gerne
in dein feucht verklärtes Himmelreich!

Prinz Blaubart /
von Karl Schoßleitner.

IV. (Schluß.)

Nach einer Weile faßte er sie jäh am Arm ganz aufgewühlt und zuckend und führte sie ans andre Ende des Gemaches zu einem kleinen Fenster, das Ausblick bot auf einen abgelegnen Teil des Parkes.

Er wies hinaus und sagte: „Siehst du dort? — Das ist der Friedhof seiner Frauen, die mein Vater der Reihe nach begraben ließ. — Hier stehen ihre Statuen der Reihe nach.

„Siehst du dort in der Mitte den Tempelbau mit den Gestalten, die säulengleich ein mächtiges Behältnis tragen, wie einen großen Sarg? — Den hat mein Vater sich errichten lassen, als seine Ruhstatt nach dem Leben, und die Gestalten sind die Marmorbilder seiner letzten Frauen. Sie haben nicht vermocht ihn zu ertragen mit seinen hochgespannten Forderungen, als er lebte, sie werden jetzt zu Stein verwandelt wenigstens den Toten tragen lernen und werden kaum mehr lange warten müssen auf den kranken Vater.

„O jetzt versteh' ich ihn:

„Er hat rastlos gesucht nach einer Einzigen und Letzten, denn keine war ihm je genug. So trennte er sich los von ihr und räumte sie hinweg, um sich die Wege freizuhalten für die Kommenden und suchte immer weiter in die Irre und fand kein Ziel und kein Genügen seiner Wünsche; nur sein Verlangen schwoll noch immer stärker an nach jener Einen, die er wirklich hätte lieben können.

„So starben viele Frauen als ein Totenopfer für die Einzige, für diese Auserwählte seiner Phantasie.

„Du hättest sie nur einmal finden müssen, Vater, dann wäre deiner Qual ein Schluß gesetzt und auch dem Blutvergießen ein Genügen. So konntest du noch glauben — mir aber hilft nicht einmal dies! — Du hattest noch die Möglichkeit ein Ende abzuwarten, mir aber ist die Zwiespalt hoffnungslos und unversöhnlich, drum kenn ich schon das Ende."

Dann wandte er ſich wiederum zu ihr: „Der Vater hat es leicht gehabt. Es iſt ihm keine nah gegangen, weil er ſie alle zu gering geachtet; ſo konnte er ſie flink und heiter töten und nach der Nächſten ſehen. — Ich habe dich gefunden und bin mir wohl bewußt, daß ich kaum Ausſicht habe mehr zu finden und, was den Ausſchlag gibt, daß auch ein ſolcher Fall der höchſten Steigerung weit über dich hinaus nichts mehr für mich verändert noch entſcheidet. Denn einer ſtarken Seele mit reicher Kraft und freigebornem Willen kann ich weit ſchwerer ſicher ſein als einer kleinen ſchwachen. Die ließe ſich vielleicht ſo ſehr von mir erfüllen, daß ſie ganz aufgehen würde und ihr Selbſt verlieren: dann hätt' ich Ruhe, hätte Sicherheit und die Gewähr der Treue — weil ſie nicht anders kann, weil ſie wie ausgelöſcht iſt für die Anderen und nur entbrannt für mich —: doch dann verſchmäh' ich ſie. Sie iſt mir zu gering an Wert und eigner ſelbſtbeſtimmter Kraft. Ich müßte mich nur umſo kleiner fühlen, je kleiner die Geliebte iſt, an die ſich mein Gefühl verliert. Ich kann mit ihr nur ſpielen, doch niemals wahr empfinden, weil ich mich ſchämen müßte vor mir ſelber!

„So ſteh' ich losgetrennt im Innerſten von allen außer mir und trag' die ſchlimmſten Klüfte in mir ſelbſt: Ich ſpähe nach dem Höchſten aus, um mich hinab zu beugen und zu beten, obwohl ſich alles in mir aufbäumt gegen jede Art von Demut vor dem Fremden, denn ich ertrage niemand über mir und wünſche nichts ſo ſehnlichſt als ein Weſen über mir. — Ich bin vielleicht der Mann, der nach der großen Liebe drängt und ſich dagegen wehrt, weil er daran zerbrechen müßte — und der ſich danach ſehnt, einmal im Leben zu zerbrechen und doch mit aller Kraft dagegen ſtemmt — aus Selbſterhaltungstrieb.

„Du ſtellſt dich zwiſchen mich und mich: du biſt mir ſchon verfallen!"

„Ich will ja gehen!" rief ſie aus. „Mir graut! Entlaſſe mich, ich will nicht länger bleiben!"

Faſt traurig hielt er ſie zurück: „O nein! das gibt es jetzt nicht mehr. Es iſt zu ſpät. Du warſt mir ſchon zu nah. Du darfſt dich niemals trennen, denn du weißt jetzt alles dies von mir. — Das iſt das Zweite, was kein Weiterleben leidet, der große Zwang, daß ich dich töten muß: Ich dulde keine Zeugen!"

Mit einer raſchen Handgebärde wies er nach der Wand: „Siehſt du das Loch in der zerbrochnen Fenſterſcheibe? — Da hinter ſtand mein Lieblingsdiener geſtern abends und ſah, wie ich die Hände rang in Sehnſucht —: Ich hab' hinausgeſchoſſen, denn alſo lieb' ich es, vor andern aufgetan zu ſein, ſo wie ein Buch, darin ſie blättern können nach Belieben und eine Seite nach der andern überſchlagen, um hin und wider ihre werte Meinung an den Rand zu ſchreiben.

„Was mir allein geſchieht, das muß ich wohl ertragen und finde mich zurecht; doch unerträglich iſt es, einen Menſchen in der Welt zu wiſſen, der mein Tiefſtes kennt und nicht mehr zu mir hält, ein Weib zu wiſſen in der Jugendfülle, die auf den Lippen meine Küſſe trägt, an ihrem Leib die heißen Male meiner Gier und die Liebkoſungen — und ſo beladen fortgeht in die Fremde, wohin ſie will, zu wem ſie will, ja überhaupt fort gehen kann! vergnügt und fröhlich weiter lebt — nach mir! Vielleicht auch meiner lacht und meiner ſpottet — oder ganz und gar darauf vergißt, als wär' ich abgetan!

„Das Marmorbild zum mindeſten vermag es nicht. Du ſollſt es auch nicht können! Darin komm' ich dir jetzt zuvor — drum gibt es keine Rückkehr mehr für dich.

„Mir klingt dein Schrei noch immerzu im Ohr: ‚Ich haſſe dich!' und jener andre: ‚Siehſt du, wie du jetzt bereuſt!'"

Sie ſtreckte flehend ihre Hände aus, als wollte ſie ihn bitten einzuhalten.

„Ich kann es mir ſchon denken", ſagte er, „es macht dir keine Freude mehr, ſo triumphiert zu haben. — Ich aber kann es nicht vergeſſen, obzwar ich ſchon die Nötigung dazu erkenne, aus der es dir erwuchs. Ich kann es dir auch weiter nicht verübeln und zähme meinen Groll, ſo ſchwer es mich auch traf: die Bitternis liegt nicht im Tun; ſie liegt ſchon längſt vorausbeſtimmt im Sein von dir und mir, das ſo gebildet iſt und auseinander weiſt. Das Tiefſte, was wir können, iſt das Weinen über uns, über die Fernen, die ſich zwiſchen Menſchen breiten und über die Unmöglichkeit des letzten Nahekommens. Ein wenig ſtreicheln und ein weniges Liebkoſen, das iſt alles.

„Das Leben will das Mittelmaß, an allem Letzten drängt es uns

vorbei, wenn wir nicht ſterben wollen; denn alles Weiterleben nach dem höchſten Glück bringt nur Ernüchterung und macht uns klein und niedrig."

Mit ſolcherlei Gedanken und Gefühlen verbrachten ſie die halbe Nacht und konnten doch zu keiner Ruhe kommen: Es drängte immerzu und glühte fort in ihnen und trieb und trieb mit wachſender Begier erwachter Sinne.

Sie fühlten nur zu klar, wie uferlos die Seelen ſich begehren und unaufhörlich irren in der Welt. Dies Wiſſen brachte ſie in Traurigkeit einander näher . . .

Und als ſie müde waren der hohen und erhabenen Gedanken und Gefühle —: da ſchritten ſie zuſammen in das Schlafgemach und legten ſich zuſammen in ein Bette und koſteten die hochzeitliche Luſt — nach üblicher Gepflogenheit und Sitte.

Er ſagte noch zuvor: „Wir waren einmal nah daran, da war es groß und trunken von Vermeſſenheit und übermenſchlichen Gefühlen, und es erſchien uns beiden wie ein ungeheueres Bild und Gleichnis für die Vereinigung der Seelen. — Das glauben wir nicht mehr! — Doch ſeh' ich auch nicht ein, warum ich meinem Körper dieſen Spaß nicht machen ſoll, wenn er vielleicht daran Gefallen finden kann . . . Und eher tu ich es mit dir und lieber noch als ſonſt mit irgend jemand anderem, glaubſt du nicht auch? — Das hat uns noch gefehlt!"

Sie ließ es willenlos geſchehen und ſprach kein Wort dawider noch dafür.

Er ſchrie in ſeiner Qual: „Je häßlicher und gröber ich es faſſe, um ſo geringer iſt die Täuſchungsmöglichkeit und die Gefahr, daß ich betrogen werde durch ein Schlechteres als das, was ich erwarte. Drum denk' ich möglichſt niedrig und erwarte nichts!"

Dann legte er ſich hin und machte ſich gemein und klein und raſte wie ein Tier. —

*

Als er am Morgen munter wurde, ſchob er ſie von ſich, ſtand auf und nahm ein Bad.

Dann trat er an ihr Lager.

Sie ſchlug die Augen auf.

Er ſchrie: „Mach deine Augen zu! Du ſollſt mich nicht mehr ſehen ... Wie ſollen wir uns überhaupt noch in die Augen ſehen können ...“

Sie ſtöhnte nur: „Warum gabſt du mir nicht ſchon längſt den Tod? Nicht einmal eine Nadel haſt du mir gelaſſen.“

Ihr traten Tränen in die Augen und er barg ſein Geſicht in beide Hände ...

Da erſcholl ein Pochen an der Tür.

Ganz teilnahmslos wollte der Prinz nach der Goldquaſte greifen, die von der Decke herabhing, um den Verſchluß aufſpringen zu laſſen — doch er beſann ſich noch, hob ſich empor, ſtrich ſein Geſicht glatt und trat an die Tür.

„Was gibt es?“ fragte er.

Die Stimme von draußen: „Der König hat nach dir verlangt, er liegt im Sterben.“

Er winkte ab.

Da fiel ihm ein, daß es der Bote durch die Tür nicht ſehen konnte. So rief er: „Geh —! die Erde ſei ihm leicht; mir iſt ſie ſchwer genug.“

Und dann auf einmal ſprach er die Worte vor ſich hin, als würde er ſie jetzt erſt ganz verſtehen und lauſche einem neuen Klang und dächte ſich recht viel dabei: „Der Vater ſtirbt ...“

Nach einer Weile ſetzte er hinzu: „Er hat mich immer leicht entbehren können und wird mich jetzt auch nicht zu ſchwer vermiſſen — ſo wie ich.“

Dann brach er aus, verzweifelt wie ein Kind: „Niemals hat er nach mir verlangt, niemals vorher. Warum gerade jetzt, da es zu Ende geht? — Es hätte ſich vielleicht nicht ſo gewendet für ihn und mich!“

Von ferne klang ein dumpfer Schrei in ſeine Klagen, Unruh' und Lärmen war im Schloſſe aufgewacht, und viele Türen ſchlugen auf und zu.

Er aber reckte ſich empor: „Und doch! Und doch!! Trotz alledem!!!“

Er jubelte: „Es packt mich wie ein neuer Wille an und wie ein neues Feuer glüht es in mir auf: Ich komme über dies hinweg und über alles! Ich will mich ſo erheben, wie noch nie!“

Es klopfte wieder.

Der Prinz befahl der Frau: „Zieh dieſen Vorhang vor dein Bette. Ich will die Diener, oder wer es ſonſt ſein mag, das Bild nicht ſchauen laſſen!“

Er ſperrte aber doch nicht auf.

Er guckte nur ein wenig durch die Tür:

Drei Abgeſandte ſtanden draußen, ſchwarz gekleidet. Die Flügelmänner an den beiden Seiten hielten eine Fackel, die düſterrote Lichter auf die Krone warf, die ihr Gefährte in der Mitte purpurrot umfloſſen, auf einem ſchwarzen Kiſſen trug von ſchimmerndem Damaſt.

Jetzt rief der Erſte durch die Tür: „Wir kommen vom König.“

„Wir bringen die Krone!“ ſagte der Zweite.

„Heil dir, o König!“ ſagte der Dritte.

Und alle beide ſtimmten ein in dieſen Gruß.

Der Prinz entgegnete: „Gebt Ruh' und laßt den Toten ruhen! — Geht in den Thronſaal und erwartet mich!“

Dann warf er beide Arme in die Luft, als fielen alle Laſten von ihm ab, und rief: „Das fehlte mir: die Krone haſt du mir bis jetzt noch vorenthalten und das Fünkchen Kraft, das in dir glühte, ſo lang du noch am Leben warſt, wenn auch ſchon krank — das will zu mir: In mir iſt alle Kraft verſammelt, die ganze Kraft des Stammes, ich bin der Einzig-Überlebende, und wie ein Springquell ſteigt es in mir auf. Dein Tod gab mir die Möglichkeit zu leben und über alles dies zu triumphieren! — Ich danke dir, mein Vater, für dein Erbe, jetzt ſeh' ich meinen Weg und wäre faſt verſucht die Kindesliebe zu erlernen, weil du geſtorben biſt.“

Er war gewachſen und von einer Sicherheit, die feſt ſaß in ſich ſelbſt und nicht mehr dieſes eiferſüchtige Behüten nötig hatte.

Er wandte ſich zu ihr: „Steh' auf und mache dich bereit!“

Das Becken von Metall erklang, und als die Diener kamen, befahl er für die Frau das Frühſtück aufzutragen.

Als es geſchehen war, verließ er ſie.

Sie fragte noch: „Iſt dies mein Henkermahl?“

Er rief zurück: „Vielleicht.“ —

V.

Er selber schloß die Tür und nahm den Schlüssel mit, weil er der Wache nicht genug vertraute, denn niemand sollte sie mehr sehen und niemand sprechen, oder die Möglichkeit zur Flucht vermitteln können.

Er wollte noch für kurze Zeit hinüber in den Seitenflügel des Palastes, wohin der Vater sich zurückgezogen hatte, seit er krank war, und wo der Tote lag.

Auf seinem Wege kam er durch den Thronsaal.

Dort war der Hof versammelt; und Jene, die vom neuen Herrn reiche Gnaden hofften, erhoben ihren Jubel und brachten ihm den üblichen Willkomm entgegen.

Der junge Herrscher nahm die Krone von dem Kissen und wog sie in der Hand, indem er sagte: „Die Leichenfeier in drei Tagen."

Dann setzte er die Krone auf zur Probe und legte sie zurück und sprach: „Der Reif soll enger werden an den beiden Schläfen, das soll gerichtet werden bis zur Krönung — in zwei Wochen!"

Er eilte schon zur Tür, da trat ihm der ergraute Meister in den Weg, der früher seinem Vater die Statuen gebildet hatte, als käme er zu bitten.

Der Sohn erriet ihn gleich und sagte: „Sei getrost, ich will dich nicht entlassen; du wirst auch noch bei mir zu schaffen haben. Du hast jetzt lang geruht. Bereite dich, ich brauche dich vielleicht schon heute!"

Darauf entwich er in die engen dunklen Gänge, die zum Vater führten.

Ich will allein sein!" rief er noch zurück, als sich die Ersten in Bewegung setzten, ihm zu folgen. —

*

So war er nun allein bei seinem toten Vater und sprach zu ihm: „Das hast du schlecht gemacht! O jetzt erkenn ich diese Wirrnis meiner Seele: dieses hinauf, hinab und diese Zwiespalt: Du hast mir keine gute Mutter ausgesucht! Von ihr kam dieses sklavenhafte Niedrigsein, das mich hinunterzwingt mich klein zu machen und mich anzuschmiegen. Doch dieser Stolz von dir, mein väterliches Erbe, duldet keine Schwäche

. . . Zum Glück beſitz' ich endlich dieſes Erbe ganz und unzerſplittert, ſeit du geſtorben biſt, ſonſt wär' ich noch verſucht, den Reſt der Lebenskraft, der mir gefehlt, an mich zu reißen mit Gewalt . . . O hätteſt du zu Anfang mehr Bedacht gehabt, ich wäre nie darauf verfallen, ſo zu denken. Ich hübe mich empor mit ungebrochnen Flügeln und wäre groß geworden ohne Sprung und gäbe einen vollen königlichen Klang — doch hätteſt du mir eine Mutter ſuchen müſſen, wie dieſes Weib da drinnen!"

Und grübelnd fuhr er fort: „Vielleicht haſt du ſchon ſelbſt die Schuld erkannt und haſt dich darum auch ſo ſcheu vor mir zurückgezogen, und haſt mich darum angeſtiftet, meinen erſten Aufruf in das Land zu ſenden —: Ich ſollte deinen Mißgriff wieder beſſer machen, ich ſollte mit der größten Sorgfalt Umſchau halten nach der auserwählten Frau, als Mutter meines Sohnes . . ."

„Was brauch' ich einen Sohn?" ſprang es aus ihm heraus. „Ich will nicht mehr hinein geſtellt ſein in die Reihe der Geſchlechter, ſo wie du, ich will nicht bloß ein Mittelglied und keine Brücke ſein, damit die Kommenden hinüberſchreiten über mich, wie es an dir geſchieht. Mir ſoll es nicht geſchehen, ich widerſetze mich und reiße alle Fäden hinter mir entzwei —: Ich will das Ende ſein mit eignem Zweck und Sinn und trenne mich von dieſer Frau wie gleicherweis von dir!"

* * *

Er ging hinaus und gab den Blutbefehl zum augenblicklichen Vollzug des Todes und ſagte ſich hernach: „Sie hat ſich eingeſchlichen unter falſchem Vorwand und einen Mordverſuch gemacht an ihrem Herrn. Iſt das nicht Grund genug?!"

Doch hielt es ihn nicht länger in den Räumen, er trat auf die Terraſſe und lehnte wieder an der gleichen Säule wie zuvor.

Der Marmor aber ſchien nicht mehr ſo weiß und blinkend wie zuvor, weil ſich der Glanz der Sonne mählich minderte und immer düſterer und röter wurde. Sie brauchte keinen Widerſchein der Vorhänge zu borgen, um überall die purpurroten Flecken hinzumalen, die wuchſen immerzu und wurden ſtetig größer und floſſen ineinander wie eine große Lache Bluts.

Dem Prinzen ſchwollen alle Pulſe zum Zerſpringen, ein fürchterliches Surren hämmerte durch alle ſeine Glieder —, da rief er ſeine Paukenſchläger und gab das Glockenzeichen:

Und alsbald wurde rings der Park lebendig von Muſikanten einer lärmenden und lauten Weiſe.

Wie ſich bei plötzlichem Alarm die ſtille Ruhſtatt lagernder Soldaten bunt und raſch belebt und wie ein wohlgeführtes Heer ſich ſammelt und ſich in pfeilgerade Reihen fügt und mit gezückter Wehr einherſtürmt wie ein Braus —: ſo ſchwoll das Lärmen an und wurde zur Muſik von Donnerſchlag und Tiergebrüll.

Vier Roſſe liefen ruhelos getrieben um im Kreis und zogen lange Balken mit Räderwerk und Hebeln reich verſehen, die große Hämmer in die Höhe hoben —: ſchwer wuchtend fielen ſie herab auf klirrendes Metall und ein Gerüſt von Blech und vielem Leder, das einer Rieſentrommel ähnlich ſah.

In dieſen Wirbel beugte ſich der Prinz hinab und rief: „Schrei deinen Schmerz hinaus, verhetzte Seele du! Schlagt zu, ihr Hämmer, ſchlagt nur immer zu und gerbt auch meiner wunden Seele ſo ein hartes Fell, wie dieſer Panzer iſt, der meinen Leib ſo treu und gut beſchützt!“

Doch trank das Lärmen all ſein Schreien auf wie leiſes Flüſtern zarter Frühlingshalme im abendlichen Wind.

Er wußte dies, daß keiner ihn verſtehen konnte und ſchrie und freute ſich und lachte . . .

*

So konnte er die Zeit ertragen, bis der Henker in der Tür erſchien. Er ließ ihn nicht zu Worte kommen und befahl: „Man bringe ihre Leiche in den Bilderſaal und rufe mir den Meiſter für die Statuen.“ —

Dann ſtand er vor der Leiche.

„Sie hat ſich ſelbſt getötet, ſagſt du?“

„Ja, Herr, mit deinem Tiſchgerät.“

Er war ganz ſtill in ſich gekehrt und wie nur ihr vernehmbar ſprach er leiſe: „Das haſt du mir doch wenigſtens erſpart. Und darum ſollſt du auch ein ganz beſonders ſchönes Bild bekommen. — Du haſt

dir wohl gedacht: ‚Jetzt soll ich wieder warten, bis es ihm gefällig ist, den Henker herzuschicken —: das kann ich nicht. Ich mache selbst ein Ende!‘ — So hat sie doch verstanden, wohin ich zielte mit den langen Reden, als ich es immer wiederholte, daß sie sterben müsse.“

Dann sprach er laut: „Du nimmst die Totenmaske ab und bildest mir die Formen ihres Leibes, bevor ich sie begrabe, dann haue mir aus kühlem Marmelstein ein schönes Bild. — Nimm dich zusammen, Meister, für dein Probestück, wenn du die Arbeit hier behalten willst, denn viele werden folgen — wie einst bei meinem Vater, so bei mir.“

Und höhnend fuhr er fort: „Ich seh' es wie ein Mittel zur Genesung an, von Zeit zu Zeit herabzusteigen in die Tiefen euerer Menschlichkeit, um neugekräftigt auf zu fliegen in den königlichen Stolz, um an den Flammen fremder Lustextasen mein Feuerchen zu schüren; denn diese Welt ist wie aus Haß geknetet, drin stehen wir allein und frieren — der Vater so wie ich. Und alles was wir tun, spricht sich entstellt herum, legt sich wie Schmach an uns. — Ich wette noch, die Leute nennen mich am Ende roh und haben so empfindliche und feine Sinne, daß sie mit ihren Frauen leben Jahr für Jahr und Kinder zeugen und niemals dessen inne werden, was sie tun.“

Nach diesen Worten ging er mit dem Meister durch den Saal und suchte einen schönen Platz für „Sie“, und beide überlegten, wie die Statuen gedrängter aufzustellen wären, um Raum zu schaffen für die Kommenden, die reichlich folgen würden . . .

*

Und so geschah es auch.

Es war noch keine allzu lange Zeit vergangen, als ihm der alte Bildersaal nicht mehr genügen konnte. Es war ihm unerträglich, denselben Raum zu teilen mit dem Vater und mit den Frauen seines Vaters, er schien sich wie bedrückt und gleichsam eingeengt in seiner Unersättlichkeit sich auszubreiten, er sehnte sich nach einem Zufluchtsort, von dem er sagen konnte: hier bin ich selbst und ganz für mich allein, hier stehen meine Bilder, die Bilder meiner Frauen und meiner jungen Mädchen.

Und darum ließ er sich ein neues Bilderhaus erbauen in mitten

seines Parkes, das weitaus größer war als jenes frühere, und ließ sich alle Statuen seiner Frauen hinüberschaffen und schmückte auch den neuen Saal bis zur gedrängten Fülle.

Denn immerfort nach kurzen Zwischenräumen erging ein neuer Aufruf in das Land. Und jedesmal erwählte sich der Prinz ein schönes Weib und täuschte ihr das Märchen vor, sie würde ihn erlösen, sie allein, und schmiegte sich an sein erkornes Opfer demutsvoll und klein und spielte seine Rolle immer trefflicher mit wachsendem Geschick, so daß ihm viele glaubten, da er mit jedem Mal an Fertigkeit gewann.

Er schlürfte ihr Vertrauen gierig in sich ein wie etwas ihm Versagtes, nie Erlebtes und sog sich niemals satt an dieser glaubensvollen Liebe der Betrogenen, denn er blieb immer noch im Innersten verschlossen und gepanzert wie zuvor und stieß mit ausgesuchter Sicherheit den schlanken Dolch in ihren Jubelruf der brünstigsten Entladung, daß sie im höchsten Augenblick der Lust verröchelten.

So starben alle seine Bräute in der ersten Nacht unwiderruflich wie nach einer Regel. Und jedes Mal erscholl im Morgengrauen die entsetzlichste Musik; denn rastlos war der Prinz bemüht für jedes neue Mal ein andres Donnerwerkzeug zu erfinden, das noch betäubender und schriller klingen sollte als alles andre je zuvor.

Und bei der Probe jedes neuen schrie er in das wirbelnde Getos: „Ich bin der Spieler und das Instrument und schließlich auch die Melodie, die werden soll — doch sind mir alle Saiten schon zersprungen!"

Am Morgen aber, wenn die Todes-Symphonie erklang, dann sang er häufig diesen Text dazu: „So will ich weiterschreiten ungehemmt und bringe allen, die sich mir vertrauen, ein ungeahntes Glück und einen frühen Tod. Wer will sich mir vergleichen? Ich setze keine Leben in die Welt. Ich führe sie hinaus im Feuerbrand der Lust und endige das Leben und die Lebensqual; wer will sich mir vergleichen!"

VI.

Durch Blut und Greuel ging es weiter im Vernichtungsrausch des Unfruchtbaren.

Doch immer öfter drängten sich die Tage der Ernüchterung dazwischen, und da gewann der Prinz allmählich die Erkenntnis:

Wie ſehr er ſich auch mühte ſeinen Abenteuern andre Deutungen zu geben und in Gedanken und Geſinnungen vom Vater abzuweichen — im Schlußerfolg der Taten blieb er doch dem Vater unausbleiblich gleich.

Er hatte ſich mit keiner Frau verbunden, um immer Prinz zu bleiben als Abſchluß und Vollendung ſeines Stammes und nimmermehr durch eine Vaterſchaft noch eine Weiterfolge zu ermöglichen, wie es ſein Vater ſo erbeten hatte —: und dennoch kam er nicht mehr los von ihm: Er war nur immer mehr hineingeſprungen in die Weſensart des Vaters, je mehr er ſich von ihm zu trennen meinte, und hatte ſeine „eigne" Lebensbahn erſt dann beſchreiten können, nachdem er eine neue Kraft hinzu gewonnen hatte, die aus der Reihe der Geſchlechter ausgeſtrömt war auf den letzten Erben.

So ſtand er wieder unter fremdem Bann, trotz ſeiner eingebildeten Selbſtherrlichkeit, und ſchritt den Weg, den andre ihm beſtimmt.

Vergeblich tönten ſeine Klagen in die Leere, ſo ſehr er rief und ſchrie: „Ich ſuche mich, das Einzige und mir Gehörige, mein eigenes und unberührtes Ich. Wo ſoll ich mich nur ſuchen, wo bin ich denn, wo bin denn ich, wenn all mein Tun und Sein von andern ſtammt! Wo bin ich wirklich ſelbſt?"

Das fand er nicht heraus.

Und er erzitterte in ſeinem Widerſtand zerknickt und tappte wie ein Blinder um ſich her und wütete und wühlte ſich in eine Raſerei hinein und ſpann ſich gräßliche Gedankennetze aus, wie er das ganze Schloß, die Stadt und alles Land im weiten Umkreis ringsherum vernichten und in Trümmer ſtürzen könnte, um alles Fremde loszuwerden und von ſich zu ſchleudern und wenn es ſchon nicht anders ginge, mit ſich ſelbſt.

Doch ſollten viele Opfer gleicherweis mit ihm den Tod erleiden und ſo beſchloß er für den letzten Abend ein unerhörtes Feſtbankett zu geben und alles Volk zu laden.

Jetzt kam es ihm zu ſtatten, daß er ſeine Zeit ſo häufig dazu angewendet hatte, um allerlei Maſchinen und Vorrichtungen von ganz

absonderlicher Art in Tätigkeit zu setzen, die er sich irgendwie zurecht gedacht und mit erfinderischem Geist ersonnen hatte.

So war erst kürzlich die Vollendung einer umfangreichen, viel verzweigten Leitung abgeschlossen worden, die verhindern sollte, daß die Stadt in der Bedrängnis einer feindlichen Umgürtung ohne Wasser sei und die zugleich beim Ausbruch eines Brandes die sänftigende Flüssigkeit im reichen Maß zur Stelle schaffen sollte.

Doch neben diesen großen Leitungsröhren liefen andre kleinere, die einem völlig andern Zweck entsprachen, der so geheim zu halten war, daß alle Männer, die am Werke mitgeholfen hatten, am letzten Löhnungstag den Tod erleiden mußten. Denn diese kleinen Leitungen enthielten eine Art von Lunten, die einmal angezündet weiter glimmen sollten und in geräumigen Gewölben endigten, die voll von Pulver und von andern Sprenggemengen der zündenden Erlösung harrten.

Die Vorratskammern der Zerstörung waren dicht gesät und unterwühlten fast die ganze Stadt. Die Lunten aber liefen insgesamt in einem Turmgemach zusammen, worin genau die Wege und die Längen aufgezeichnet waren, die der Funke einzuschlagen hatte, so daß es möglich war, durch eine richtig abgemessene Aufeinanderfolge der Entzündungen zu gleicher Zeit die Pulverminen in der ganzen Stadt zur Explosion zu bringen, so daß wohl kaum mehr etwas andres übrig bleiben mochte als ein großer Trümmerhaufen.

Das war auch eine von den Schutzvorkehrungen des Prinzen, um für den Fall, daß eine unausbleibliche Eroberung zu fürchten sei, den Feinden keine allzugroße Beute zu ermöglichen oder aber im Falle einer Meuterei und Volksempörung den ganzen Stadtteil, der die Unzufriedenen und Widerhaarigen umschließen würde, in die Luft zu sprengen.

Er hätte wohl am liebsten irgend einen ungeheuren grunderschütternden Vulkanausbruch ins Werk gesetzt, um diesen ganzen Erdball zu vernichten und aus seinem Fundament heraus zu schleudern, um wenigstens für einen kurzen Augenblick das Wissen einer nie erlebten Macht in sich zu fühlen und so beseligt in den Tod zu springen, statt überall die Enge, die Bedrängtheit seiner selbst und die verruchte Übermacht der fremden Dinge und der Außenwelt vor sich zu sehen.

Das war ihm aber nicht erreichbar und so mußte er sich wohl damit begnügen, seine Pulverkammern zu entzünden.

Er ging in seinen Turm hinauf, wo sich in einem rundgewölbten, weitausladenden Gehäuse, dessen Wände mit Metall verkleidet waren, die Leitungsenden knapp beisamen fanden in dichtgedrängten, nachbarlichen Reihen.

Er zündete zuerst die sieben längsten Lunten an, die in den äußersten Bezirken endigten und stieg dann auf die höchste Zinne und spähte in das Land und sah den Himmel blutig rot erstrahlen und dachte fast verächtlich: Wenn erst die Dämmerung herabgesunken ist, dann wird mein Feuerflammenfarbenspiel den Horizont erhellen viel herrlicher und mächtiger, als diese Sonne im Verglimmen je vermag.

Und er genoß im vorhinein den Anblick, der ihn beim Untergang der Stadt erfreuen sollte.

Er wurde aber bald aus seinen Phantasien aufgeweckt durch ein Gelärme, das sich vom Eingang seines Parkes näherte.

Es waren seine Gäste, die er sich für diesen Abend eingeladen hatte. An alle Untertanen war der Ruf ergangen und einen ganzen Tag verkündet worden in der Stadt.

So strömten sie um die bestimmte Zeit in fröhlichem Gedränge durch das weite Tor, das sie noch nie so gastlich aufgetan erschaut, und jeder war bestrebt, so rasch er konnte, an den Tischen Platz zu finden, die reihenweis in lichten langen Streifen aus der Dämmerung schimmerten.

Darüber waren viele Lichter angezündet in farbigen und schillernden Laternen.

Der Prinz sah in den Park hinab mit seinem bunten festlichen Gewoge und lächelte und war ein sorglicher und viel genauer Feuerwächter auf dem Turm; doch weil er sah, es wäre noch ein wenig Zeit, bevor die ersten Pulverkammern zur Entzündung kommen würden, begab er sich hinab in das Gewühl und trank dem Volke zu.

Die Leute waren ohne Maß erstaunt und lobten seine reiche Gastlichkeit und seinen leutseligen Sinn und wußten sich vor Ausgelassenheit und Freude nicht zu fassen.

Er schritt die Reihen ab und neigte sich nach rechts und links

und nickte freundlich und gerührt nach allen Seiten, indes er rief: „Auf euer Wohl! ich trink' euch zu, ihr guten Leute, ich hoffe, daß wir uns in Zukunft friedlicher vertragen werden, vielleicht von heute Abend schon, meint ihr nicht auch? Auf euer Wohl, ich trink' euch zu".

Zu gleicher Zeit erhob sich seine auserlesene Musik zu einem schaurigen Terzett, anschwellend von drei Seiten seines Parkes. Sie dröhnte auf und donnerte wie ein Titanenruf zum Untergang.

Nun lief er eilig in den Turm hinauf, um nicht zu spät zu kommen daß nicht am Ende gar der eine Stadtteil vor dem andern in den Himmel flöge.

Er brachte rasch die letzten Lunten für das Schloß, den Park und seinen nächsten Umkreis zur Entzündung. Dann warf er noch im weiten Bogen seinen Becher, den er unversehens in der Hast des Augenblickes mitgenommen hatte, in den hellen, lusterfüllten Freuden-Garten, wo ein Hochgebrüll auf seinen Namen sich erhoben hatte und kein Ende fand.

„Ich trink' euch zu!" rief er hinunter. „Es bekomm' euch wohl! So habt ihr wenigstens die letzten Augenblicke eures Lebens froh verbracht! Und alle diese Freuden dankt ihr mir!"

Zu seinen Worten aber klang bereits das erste Krachen aus der letzten Vorstadt an sein Ohr, indes die Augen schon den Glanz der Feuergarben sahen, die hell und sprühend in die Nacht verglühten, wie ferne festliche Raketen.

Bald aber war der Ernst des schönen Schauspiels offenbar, als sich das Unheil der Zerstörung aus den fernen Grenzbezirken allmählich immer näher an das Herz der Stadt heranschob und sich zu einem hellen Feuerring zusammenschloß, der wie ein ungeheurer Wall von Glut und Dampf, heißatmend aufgebäumt und lodernd überglänzt, die Dunkelheit zerriß und sich in kurz bemessnen Pausen schauerlich verengte wie eine tötliche Umarmung.

Die künstliche Musik erstarb, die Erde zitterte und spielte selbst zum Todestanz ein Stücklein auf.

Der Prinz warf seine Arme hoch empor und schnellte sich von seiner Zinne in den leeren Raum und weitete die Arme wie berauscht und

fuhr mit einem Schrei der Luft hinunter in den klaftertiefen Abgrund, der eben jetzt vor seinen Füßen auseinander brach —:

Ein lautes donnerähnliches Gedröhne und ein langgezogener Aufschrei vieler tausend Menschen ballte sich zum gräßlich gellenden Zusammenklang, dann folgte noch ein Stöhnen und ein auf und nieder schwellendes Geheul der Sterbenden vermischt mit kleinerem Gepolter von einigen verspätet aufgeflognen Minen. Und alles eingehüllt in eine dichte undurchdringliche Verfinsterung der Luft, die atemraubend und beklemmend glühte . . .

Als sich der Schutt, die Erde und der Mauerstaub ein weniges geklärt, war weithin alles flach und ausgeglichen wie ein großes Trümmerfeld, nur hin und wieder prasselten die letzten Feuerbrände und glosten fort und glommen viele Stunden wie fromme Fackeln eines stillen Grabes und warfen einen schwachen Widerschein in den gestirnten, lichterfüllten Himmel.

Leben / von Ludwig Seifert.

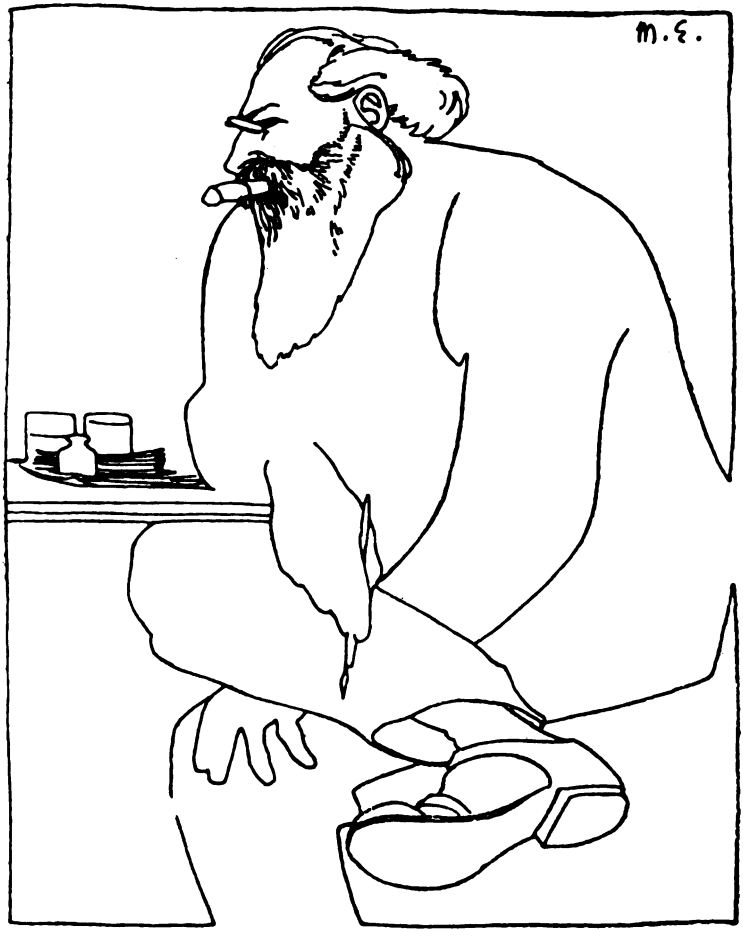
Du glaubtest, daß wir Duft und Süßigkeit
Des Lebens lässig spielend uns gewinnen dürfen,
So wie die Kinder in der Erntezeit
Die Früchte, die am Weg sie finden, schlürfen.

Doch heute sahst du deinen Frevel ein,
Da endlich dich der Schönheit Kraft berührte,
So süß und schmerzlich wie der Morgenschein
Das Auge schmerzt, das lang nur Dunkel spürte.

Nun weißt du es — uns ist nur eine Wahl:
In kalter Dämmerung beiseite stehen,
Verschmachtend in der Sehnsucht Glück und Qual
Als Schatten um des Lebens Tore gehen —

Und dieses: Niederknieend in die Flammen tauchen
In tiefer Demut vor der heil'gen Glut
Und glühend sich im großen Rausch verbrauchen
Wie Opferweihrauch vor des Herren Blut.

(gez. von Max v. Eſterle.)



Muſiktheoretiker Robert Mayrhofer (Brixen)

Tag im Verglühen / von Hans Kiene.

Zum Sterben legte sich der Sommertag.
Man schmückte ihm das Bett mit roten Rosen,
Die Fluren brachten ihre Herbstzeitlosen
Und manche späte Blume aus dem Hag.

Die Dichter sangen ihm die schönsten Lieder,
Die Maler malten ihn im letzten Glanze,
Der Musikus schrieb in Verzückung nieder
Das Thema einer traurigen Romanze.

Auf der gewohnten Abendpromenade,
Da blieben viele Stadtbewohner stehn,
Und schöpften von des Sonnenmeers Gestade
In armer Gier und riefen: „O, wie schön!"

Nur ich allein trat leer aus Sterbelager
Mit leisgehemmtem, feierlichem Schritt;
Und aus des Sommerabends glühem Auge
Die letzte Schönheit trinkend starb ich mit.

Brixner Chronik IX. (Der König in der Einsamkeit).

Der König ging in die Einsamkeit. Er lebt hoch droben in den Bergen in einer Almhütte, abgeschieden von den Menschen. Er hat sich vor seinen Freunden und vielleicht auch vor sich selber in die Einsamkeit geflüchtet.

Ein schlechter Mensch nun könnte derart sprechen: „Diogenes wohnte in einem Faß, Augustinus ging in die Wüste und der Kaiser Napoleon saß auf Elba. — Es ist alles schon dagewesen, — selbst die Schlußpointe."

Ein guter aber wird sich diese Stelle aufschlagen:

„Das typische Leiden des Reformators, und seine Prüfungen — die sieben Einsamkeiten.

Er lebt wie über den Zeiten: seine Höhe gibt ihm Verkehr mit den Einsamen und Verkannten aller Zeiten.

Er wehrt sich nur mit seiner Schönheit. Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend. Die Liebe nimmt zu mit der Unmöglichkeit mit ihr wohlzutun."

Die Worte sind nun allerdings von Friedrich Nietzsche, und der Abstand ist zu groß, als daß sie haargenau hier eintreffen sollten. Und so mengt sich in die Tragik der Weltdichtung ein klein wenig Ironie der Kleinbürgerlichkeit.

Immerhin, man hat ein Herz und fühlt ein Mitleiden mit dem Mann auf einsamer Höhe, um dessen Herz sich nun langsam die ehernen Fesseln der sieben Einsamkeiten legen.

Erkenntnisse stehlen sich vielleicht in seine Seele ein, Bitternisse der Verkennung fressen an dem saftigen Idealismus seines Geistes und drohen, die ungestüme Kraft aufzuzehren. Neid und heimliche Mißgunst stehen auf und rütteln an den Wurzeln des neuen Zeitalters.

Er legt seine Hand auf das nächste Jahrtausend, und indessen zerrinnt unter seinen Fingern die Zeit, die Möglichkeit, mit seiner Liebe wohl zu tun, und — das Geld. Da regt sich etwas wie Empörung in der Volksmenge, denn es wurde an ihr Heiligstes gerührt. Freiheit, Ruhm und Leben, alles hätten sie sich gerne rauben lassen, nun aber, da noch das Geld dazu kam! Und doch hätte es nur zu ihrem Besten sein sollen. Wie gemein doch die Menge ist, die so eklig am Realen klebt!

Im Thronsaal selber stehen sie auf, der Geist des Pöbels macht sich breit, häßlich, höhnisch; mit erhobenen Armen stürzen sie gegen den Königsstuhl und rufen aus übelriechendem Mund zu den Ohren des Herrschers empor: „Du bist eigennutzig, du kennst nur deinen eigenen Geldsäckel. Du stürzest unsere Kinder in Not und gibst sie der Armut preis."

Was soll ein König tun, der seinen Völkern so fremd geworden?

Er wollte doch ein Volkskönig sein und suchte sich Männer aus dem Volke, die er an seinen Thron ziehen könnte, um sie zu seiner Größe zu erziehen. Und nun muß er einen um den andern wieder wegschicken, denn sie sind gar so dumm. Dann aber werden sie gehässig gegen ihn, fühlen sich gekränkt in ihrem Eigendünkel, sie, die doch nur er aus dem Staub der Alltäglichkeit, von der Straße aufgehoben hat. Der Krämer wird bald wieder sein färbig Tuch und Heiligenbilder verkaufen, der Wirt reicht schon lange seinen Gästen Speis und Trank und der Schriftgelehrte füllt die Spalten seiner Zeitung mit den Taten des Königs, an denen er keinen Anteil mehr haben darf. So wurde ihr Herz verbittert, das schon zuviel von der Süßigkeit des Herrschens und des Ruhmes gekostet hat.

Und jetzt, da sie wieder unten liegen, hetzen sie gegen den Thron und reden von Eigennutz, sie, die doch selber die Eigennützigsten gewesen wären, wenn das Geduldspiel nur länger gedauert hätte.

Das mag traurig stimmen, siebenmal traurig, inmitten der sieben Einsamkeiten.

Ob er auf seines Daches Zinnen steht und mit vergnügten Sinnen auf das beherrschte Brixen hinunterschaut? Ich bezweifle es. Gerade zu seinen Füßen baut man an einer Heerstraße nach einem entlegenen

Bergdorf. Die Sache war so schön ausgedacht und der Weg hätte in romantischen Windungen den eigenen Besitz zu einem großen Ganzen verbinden sollen. Da kamen wieder ein paar Nörgler dazwischen, und die ganze Arbeit war umsonst. Er muß die Straße bauen, wie jene wollen; heute freut ihn wohl das Ganze nicht mehr.

Oder, es käme einer und spräche: „Vor Jahren brannte in dieser Stadt eine ganze Straße nieder, und unsere Häuser versanken in den Flammen. Damals gaben milde Leute viel Geld für uns in deine Hände, damit du es unter uns verteilest. Gib uns nun heute von jenem Gelde, denn wir sind in Not und die Zeiten sind arge geworden."

Was sollte er sagen zu dieser Geldgier der Menge, die doch nichts weiß von der Wonne der sieben Einsamkeiten?

Oder es käme ein anderer und spräche: „Warum gestattest du es, daß die Maurer und Handlanger also die Schönheit unsrer Stadt mit Füßen treten? Warum lässest du solche Scheußlichkeiten von Häusern bauen? Was werden die Fremdlinge sagen, die unsere Straßen durchwandern? Du wolltest doch, daß Fremdlinge zu uns kämen und sich wohl fühlen in unsern Mauern!"

Inmitten seiner sieben Einsamkeiten mochte er sich mit seiner Schönheit wehren, aber was wollte er vor diesen tun?

Oder es stellte sich einer zu seinem Thron: „Du bist ein Nachahmer, du bist kein Eigener, du tust nur, was schon Andere vor dir taten. Du hast den Drang des niedrigen Volkes ausgenutzt, seinen Hang zur Religiosität. Du hast den Haß unter die Bürgerschaft geworfen, du hast mit dem Frieden der Völker in niedriger Weise gespielt und alles nur zu deinem eigenen Nutzen."

Und ein paar andere kämen herzugelaufen und riefen: „Du bist ein Tyrann, du hast dem Volke die Freiheit geraubt. Du lachst auch jetzt nur über unser Wort „Freiheit." Doch höre, du: Gehört nicht auch jenes hierher, das den Völkern die Begeisterung und Liebe gibt zu ihren Königen? Man hat von Fällen gehört, in denen sich Fürsten ihr eigenes Grab gruben, durch Mißachtung dieser Wahrheit."

Er aber lächelt, und ihre Worte prallen ab, wie Sonnenstrahlen von einem Silberspiegel. Er atmet frei, denn seine Liebe wächst mit der Unmöglichkeit, mit ihr wohlzutun. Was hat er mit jenen gemein, die über das Gestern nie hinauskommen, er hat seine Hände doch schon auf das nächste Jahrtausend gelegt! Hartmann.

Berichtigung. In Karl Schoßleitners Novelle „Prinz Blaubart" (Heft 7) ist auf S. 215 nach „Ihr seid mir treu" zu ergänzen: „O wäre das Lebendige mir auch so treu!" Auf S. 219 ist statt „Du bist das Beste meiner Seele" richtig „Bette" zu lesen.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

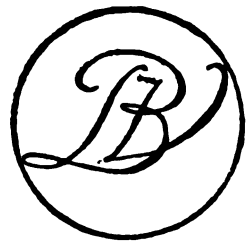
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 8·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Am 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ...Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ...So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine litérarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 9.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Wie wir leben / Hugo Neugebauer: Abenteurerlied / Otto Alscher: Impression / Bernhard Jülg: Der kleine Pierrot / Richard Smekal: Die Nacht des Herodes / Carl Dallago: Panische Feier / Benedikt: Innsbr. Kunstschau IX / Ludwig von Ficker: Herr von Hoffensthal und — ich / Karikaturenfolge 33: Max von Esterle: Josef Pembaur der Jüngere.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. Oktober 1911. Heft 9.

Wie wir leben / von Carl Dallago.

(Ein Kapitel zur Entſtehung des Selbſtgefühls).

Hugo Neugebauer in beſonderer Wertſchätzung gewidmet.

Frühling im Gebirge. Weſſen Seele hörte je genug die Verheißungen ſeiner Melodien? Die meine gewiß nicht; ſie iſt immer wieder zugänglich ſeinem machtvollen, die Seele durchbrauſenden Sang. — Die Luft iſt voller Vogelſtimmen. Es geht ein ſchwebender Jubel um, der einen aufrichtet und mitzwingt zum Fluge. Wer weiß, was einen hochhebt? Aber man fühlt ſich emporgehoben — emporgedehnt und entfaltet ſich hoch in die Luft wie eine Baumkrone — und beginnt zu blühen. Und blüht in Tönen, die ſich loslöſen und durcheinanderwirbeln um die welligen Hügelhänge, die vom Walde herniederziehen wie friſche Truppen, die die Schöpferkraft des Lebens ſelber ausgerüſtet und abgeſandt hat, ſeine Wiedergeburt zu künden und auszuſchütten über die Reſte abgelegten und verwelkten Lebens.

Wenn ich das mitanſehe, einſam am Waldrand oben aufragend, — vor mir das ſonnenbeglänzte Tal von langen Bergzügen umſchloſſen, die alle noch ſchneegekrönte Gipfel und Kämme tragen, — der Hügelhängſchwellendes Grün wie ſtrotzend von Lebensſäften, dazwiſchen das dunkelwarme Braun der friſch gepflügten Äcker, und da und dort noch ein pflügendes Geſpann: das Weiß der Rinder ſcharf ſich abzeichnend vom dunklen Wieſenglanz der Hänge, der blitzende Pflug, um ihn der Bauer mit Weib und Kind, — und wieder da und dort ein Mann mit weitausholender Geſte Samen ſtreuend, und Weiber mit grellfarbigen Röcken und hellen Kopftüchern jätend und helfend, und Kinder jauchzend, ſpielend, zuſchauend, — und über alles hin da

und dort das Aufſteigen der Feldlerchen in den leicht und frohbewegten Frühlingshimmel, — und die friſche Süße des Maientages ſich dem Abend entgegenbreitend — dem Frühlingsabend, der die Berglandſchaft beſpült wie ein linder duftender Hauch — wie ein Segen, der ſeine milde Gewalt auf jedes vereinſamte Daſein gießt: — wenn ich das alles mitanſehe, kommt eine warme Freude in mir aus, die immer wärmer und lauter wird und bald ſchon ein Jubel iſt und dem Luftgetriller der Lerchen nach in die Höhe ſteigt . . . .

So ſchlägt ſich unſer einer zuweilen aus den Vorgängen der Landſchaft Luft und Gemeinſamkeit. Es friſcht einen auf. Man lehnt ſich an das Geſchaute wie an eine neue Sicherung. Das Gefühl wird dabei Selbſtgefühl. Daß man das Verjüngte und Luftvolle um ſich her wahrnimmt, macht einen ſelber verjüngt und luftvoll. Daß man das Schöpferiſche um ſich her wahrnimmt, macht einen ſelber ſchöpferiſch. So wird man noch ſelber Frühling.

So dünke auch ich mich zuweilen Frühling — ein Frühling vom Gebirge her, und vermeine, wenigſtens auf vereinzelte Menſchen, wie ein ſolcher zu wirken. Es hebt gewaltig mein Selbſtgefühl. Und läßt es doch wieder ſchwankend und ſchwebend gleich einer Stimmung. Was es feſt und dauernd hebt, — was es bei mir eigentlich entſtehen ließ, iſt ein Anderes — Intimeres — Perſönlicheres, das ich ein wenig dartun will.

* * *

Wenn ich zurückdenke, was mich zum Schriftſteller machte, muß ich ſagen: Der Bruch mit dem Konventionellen. Die Liebe mag ihn herbeigeführt haben; ſie iſt am Grunde aller guten Dinge. Auf ihren Wegen findet ſich das Gold nicht, ſo roſig golden ſie auch ſchimmern. Man findet ein Anderes, Beſſeres auf ihnen: *den Ausbau ſeines Ichs* Es iſt vielleicht die härteſte und leidvollſte Arbeit bei aller Luſt: aber es geht, wenn man nur tut, was man in ſich vorfindet, — immer mehr *nur mehr das* tut. Es rückt einen immer ferner allem Konventionellen. Und das iſt das Koſtbarſte: es nähert einen zugleich ſich ſelber — ſeiner Unabhängigkeit — ſeiner inneren Freiheit. Die hockt vielleicht in *allen* Menſchen aber vergewaltigt und

im finſterſten Verſchließ. Das Konventionelle iſt ihr tückiſcher und grauſamer Hüter.

So fühlte ich wohl bereits zu Beginn meines Schriftſtellerberufes. Dieſes Gefühl iſt ſeitdem nur gewachſen und kraftvoller geworden, ausgeſprochener und reifer, klarer in der Form und in den Geſten, vertrauender zu ſich ſelber, ſieghafter — zuverſichtlich über jeden Sieg hinaus. Denn Siegen iſt nicht das Höchſte; höher iſt: Herrſchen ohne zu ſiegen.

Das Konventionelle iſt die Lüge, die den Platz der Wahrheit einnimmt, — das Falſche, das das Echte verdrängt, — das Unlautere, das ſich für Lauterkeit ausgibt. Wer ſich dem Konventionellen anvertraut, iſt der Betrogene, — wer ſich ihm zugeſellt, hilft mit betrügen, — wer ihm verfallen iſt, deſſen Ich iſt völlig verfallen. Auf der Ruine des eigenen Ichs erſteht das Gebäude der Konvention. Wo das Ich noch genug lebt, tritt es ſich nicht ab. Erſt das verfallene Ich *erhandelt ſich* Rechte ein gegen ſeine völlige Preisgabe — erhandelt ſich ſein Ich von außen her. So kleidet das Konventionelle Sklavenart in Herrentracht, — ſo unterbindet es am Menſchen das Menſchentum.

Das Konventionelle iſt nicht das Konſervative. Dieſes iſt nur eine feſtgelegte Form eines Ichs, das behütet wird, — die übernommene Form eines Ichs, das ſich am ſicherſten in bereits begangener Bahn bewegt und ſich am beſten in Zurückgezogenheit erhalten läßt. Das Konventionelle iſt hier gegenſätzlich: es hat kein Ich zu behüten, ſondern über ein Ich wegzutäuſchen; es iſt aufdringlich; es drängt ſich überall vor und befiehlt — und macht aufmerkſam auf lauter Ichs, die nicht da ſind. Es friſtet ſeine Exiſtenz aus ſolcher Täuſchung — aus ſolcher Fälſchung.

— Das Konventionelle iſt wie ein Hund am Stalltor der Sittlichkeit, der alles anbellt, was auf eigenen Füßen ſteht und geht, wo er es nur gewahr wird; — der ein Wahrgenommenes umſo mehr anbellt und angeifert, je ſelbſtändiger und freier es in ſeiner Gangart iſt. — — —

So mag neben dem Zug zur Landſchaft meine Abneigung gegen

alles Konventionelle mir meine Lebensweise geprägt haben und mehr noch: auch meine Art als schöpferischer Schriftsteller. Denn ich fand das Konventionelle überall herrschend vor, auch in den Dingen der Kunst. Das war meine größte Enttäuschung, eigentlich meine einzige. (Alle anderen schreibe ich meinem Wachstum zu.) Es schien mir unmöglich, daß auch in der Kunst das Echte von dem Unechten verdrängt und ersetzt werden könnte. Bis ich begriff: es wird *nicht* verdrängt — *nicht* ersetzt, nie und nirgends verdrängt noch ersetzt; es wirkt noch, wo es scheinbar verdrängt und ersetzt ist; es wirkt für sich in der Stille. Irgendwann und irgendwo und an irgendwem wird es gewiß noch seine Bestimmung erfüllen. Daß es verdrängt werden kann, zeigt, daß seine Zeit noch nicht da ist, — daß es ersetzt werden kann, zeigt, daß es noch nicht begriffen wird, — daß es warten kann, zeigt, daß es von Dauer ist. Denn sicher erwachsen jeder wahrhaft echten Schöpfung noch ihre Genießer. Ihre Zahl mag sich umso langsamer mehren, je schöpferischer ein Werk ist.

Kunstmacher werden nie unter den wahrhaft Genießenden sein, auch nicht, wo sie Lobende sind; sie loben nur nach. Wer Kunst *macht*, ist unfähig Kunst zu genießen. Der Glaube der Kunstmacher, daß sie die Kunst in der Hand haben, ist *Aberglaube*. Was sie in der Hand haben, ist nicht Kunst, nur Beleg für die Ohnmacht solcher Hände gegenüber der Kunst. Ausgestreckt nach *dieser* sind solche Hände freilich. Aber an keinen Beruf rühren soviele Unberufene wie an die Kunst.

Hier setzt wieder mein Persönliches ein: meine Erfahrung mit der deutschen Kunststadt als solcher. Sie hat die entwickeltste Kunstmache. Das Journalistisch-Philisterhafte durchfeucht ihre künstlerischen Unternehmungen. Sogar der „Simplizissimus" ist nicht ganz frei davon. Ich wittere darin, daß er — der sonst alles verhöhnt — dieses journalistisch-philisterhafte Machthabertum nie verhöhnt, etwas von der Bequemlichkeit des Philisters, der sich das *nächste* Ungemach vom Leibe hält. Ein Karl Kraus *in München* hätte vielleicht anders handeln müssen. Freilich frägt sich: Ob die deutsche Kunststadt den Menschen Kraus ermöglichen würde? Ich glaube nicht.

Daß das Echte sich aussetzt und angefeindet wird, gehört zum Echten. Aber die heutige Bodenbeschaffenheit der deutschen Kunststadt entzieht dem Echten unangefeindet die Lebenssäfte, wo es sich nicht rechtzeitig ihren Einflüssen verschließt.

Man spricht oft Wien dieselbe Korruption zu und mir persönliche Abneigung gegen München. Meine Abneigung ist gewiß persönlich. Aber das Korrupte wirkt erst korrupt, wo es Ansehen heischend und herrschend auftritt. Das ist in der deutschen Kunststadt viel mehr der Fall als in Wien. Ihr fehlt am Standort alle Gegnerschaft. Anmaßung und Dünkel schalten in ihr viel ungestörter, und anstatt Freiheit geht zumeist Frechheit um. Man sehe nur nach ihrer gangbarsten Presse, nach ihrem Karneval, nach ihrem Dirnentum.

Ich bekenne hier gern, daß ich mich einst um die Hirth'sche „Jugend" bemühte. Sie war uns Tiroler Schriftstellern die nächste gutzahlende Zeitschrift. Sie spielte sogar Gönnerschaft für tirolisches Schaffen. So sandte ich ihr meine besten kleineren Gedichte. Oft und oft. Warum aber fand nie eines Aufnahme — nie? — Weil ich nicht hineinpaßte. Die Herren mußten so handeln. Der Werdegang des Blattes verlangte es so. Es ist heute bereits eine konventionelle Inseraten-Zeitschrift ohne künstlerische Führung und Fühlung — ohne Färbung in textlicher Hinsicht. Eine Zeitschrift wird immer das, was die Hände wert sind, die sie halten, mag sie noch so groß und versprechend anfangen. Hier waren Kunstmacherhände tätig. Das Ergebnis: sie findet noch Künstler, weil sie gut zahlt, und mancher mag ihr verpflichtet sein. Zur Ehre rechnet sich heute ihre Gunst kein Künstler mehr. Sie bildet die Kunst, das Handwerk, aus neben der Geschäftlichkeit. Sie bringt gefälligen Unterhaltungsstoff, zumeist für flachste, konventionelle Verfassungen zugeschnitten — aber fein zugeschnitten. Alles geglückte Dilettantische gehört ihr an als Grundelement. Ein Künstler mag sich zuweilen noch in sie verirren. Daß wahre Kunst und wahres Menschentum einander bedingen, ist ihr unverständlich. Echte ganze Menschen und Künstler gehören nicht in sie hinein und gehen auch nicht gut in sie hinein — auch nicht mit ihren kleinsten Schöpfungen; sie befänden sich darin wie Augen unter

einem Haufen Flitter und Tand. — — Versteht man nun, wie es unser einen zu sich bestärkt, daß man in Derartiges *nicht* hineinpaßte, — wie es in einem hebt das Selbstgefühl? —

Noch einmal kam ich in letzter Zeit mit der deutschen Kunststadt in Berührung: durch das Unternehmen „Licht und Schatten." Dem ankündigenden Schreiben nach konnte man meinen, etwas zu erleben, das der Kunst als solcher dort aufhelfen wolle. Es schien mir nicht mehr verfrüht. Der Honorarsatz war glänzend. Und da sich mir das Sichumsehen-müssen nach Verdienst oft sehr aufdrängte, unternahm ich den Versuch, bei dieser neuen Kunstzeitschrift unterzukommen. Ich sandte Gedichte und Prosa. Wieder umsonst! Es ward fast überall etwas beanständet. Ich versuchte zu verbessern, traf es aber nicht; ich ward beirrt dadurch, daß ich die Verbesserung *im Sinne eines Publikums* vornehmen sollte. Das liegt einem umso weniger, je mehr man Künstler ist. *Dies* sei hier betont. Wo wirklich Mangelhaftes ist, wird ein Künstler eine Verbesserung in *seinem* Sinne auch immer finden — zumeist sofort.

Ein ausgebildetes Kunstmachertum aber füllt den Geschmack mit seinen Wucherungen, die konventioneller Art sind. In „Licht und Schatten" gehen diese Wucherungen ausgiebig um. Die Ankündigung der Zeitschrift in einer „Kunst- und Bücherschau" weist sie bereits auf, wenn auch noch verhüllt. Es liest sich, nachdem weitesten Kreisen „das volle Verständnis für künstlerischen Wert" zugesprochen und „die schwerverständlichen Exzesse eines tyrannischen Subjektivismus" verworfen wurden: „Die Absicht, im unparteiischesten Sinne dem großen Publikum reine Kunstgenüsse zu vermitteln, ließ den Kreis der dichterischen Mitarbeiter so weit als irgend möglich ziehen, so daß alle Könner, die alten wie die jungen und jüngsten, ohne Unterschied der Richtung zu Wort kommen."

So streut man dem Publikum Sand in die Augen, nachdem man ihm vorher Zucker ums Maul gestrichen hat und verspricht, ihm reine Kunstgenüsse durch Könner zu vermitteln. Kann man denn *Kunst* durch *Nur-Könner* vermitteln, — und ist das große Publikum reiner Kunstgenüsse fähig? — Ich beantworte beides mit *nein*. Also

auch hier wieder Phrase, Trug, großmaulige unerfüllbare Absichten, die entweder einem Unwähleriſchen oder Unverſtändigen entſprungen ſind.

Ich weiß nicht, ob Herrn Hamms von Gumppenberg die zitierten Sätze zuzuſchreiben ſind, gewiß doch färbt eine derartige Reklame auf ihn, als Herausgeber der Zeitſchrift, ab. Daß er ſelber, der einſtige Humoriſt, in ihr mit Gedichten auftritt, deren Ernſt einen fühlen läßt, wie erzwungen er hergeſchleppt und aufgekarrt iſt, vermag das Abfärben nicht aufzuheben. Gewiß iſt ihm auch zu wenig klar geworden der Unterſchied zwiſchen Könner und Künſtler, mag er in allen Kunſtmachenſchaften unſer einem auch ungemein überlegen ſein. Es macht mir auch verſtändlich den Ausſchluß von Aufſätzen, die über Kunſt und Künſtler Aufſchluß geben wollen: ſie untergrüben gewiß den Stand der Zeitſchrift. Das Verjournaliſierte ihrer „Abſicht" träte zu ſehr zutage. Der Herr Herausgeber ſog vielleicht doch zulange „Münchner Neueſte Nachrichten"-Luft ein, um unangekränkelt von widerlichem Journalismus dazuſtehen. Ja daß er ſie ſo lange allzu *vertraut* einſog, läßt vielleicht ſchon auf Weltheit ſeines Menſchentums ſchließen. Wenn auch hinausfanfart wird: „Alle namhaften deutſchen Künſtler und Dichter ſind zur Mitarbeit an der neuen Zeitſchrift gewonnen", ſo geht noch *nicht einer* der Namhafteſten mit ſeinem Weſentlichſten in ſie hinein. „Tyranniſcher Subjektivismus" oder ſonſt ein „Schwerverſtändliches" für das große Publikum würde ihn daran hindern. Platz mag ja ſchließlich jeder einmal finden, aber nicht für ſeine Eigenart, — und auch Große haben ihre flachen Stunden.

So habe ich wieder Perſönlichſtes angebracht. Man wird ſagen: perſönliche Empfindlichkeit. Dann ſehe man danach, wie viel Anhaltendes den wenigen einfachen Worten innewohnt. Es muß doch etwas anderes da ſein, das ſich fühlbar macht: — das Tun der Herren Unternehmer. Sie ſollen nicht *Kunſt machen* wollen! Ich ſelber will mich ja nur für Derartiges *unmöglich* machen.

Man prüfe nur ſo eine Zeitſchrift genauer. Ihre Beiträge *eint* ein innerer Mangel: ſo verſchiedentlich ſie ſich auch gebärden, ſie ſagen nur innerhalb einer Grenze aus. Das *Konventionelle* iſt die Grenze; es iſt zugleich jenes, was ſie dem großen Publikum ge-

läufig machen soll. Es ist die vermeintliche Freiheit einer solchen Zeitschrift: daß sie auch Laster und Übel, wo sie konventionell auftreten, ästhetisch würdigt. Hier tut sich die Kluft auf zwischen einer solchen Zeitschrift und dem schöpferischen Künstler: ihm ist das einzige Laster — das einzige Übel das Konventionelle. Ihm ist die Kunst Zuflucht für Menschentum.

Aber wo so ein konventionelles Kunstunternehmen am Künstlerbegriff strauchelt, ersetzt es ihn durch Könner. Und alle Könner finden an solchem Unternehmen ihren Gönner. Ein Könner versteht eben sein Handwerk: das Zusammenfügen der Worte ihren Geräuschen nach; er hat Ohr dafür. Denn die Worte werden ihm nur von ihren eigenen Geräuschen bewegt. Den Künstler bewegt das Geräusch der Seele — ihr leisester Flügelschlag. Oft erhascht er das Wort dafür gleichsam im Sprung, so reif fällt es ihm zu; oft aber muß er mühsam zuwarten, bis er es findet; denn er hört nicht dem Geräusch der Worte, er legt das Wort den Geräuschen nach, die die Seele bewegen. Am Könner bauen Ohr und Geschicklichkeit das Werk, am Künstler einzig die Affekte — die Bewegungen der Seele: sein Menschentum. Freilich hat auch das Kunstwerk seine Oberfläche — seinen Schein. Dort begegnet auch der Künstler dem Könner. Auch das Unechte hat an der Oberfläche das Aussehen des Echten. Auch gemachtes Gold glänzt — auch gemachte Perlen schimmern — auch gemachte Diamanten funkeln. Aber ihre Kraft — ihre Stoffart — ihr Entstehen ist ein völlig Verschiedenes. Der Könner hat eine Leere auszufüllen, der Künstler ein Chaos aufzuschließen — aus ihm zu schöpfen — in es einzudringen. Im fehlt nur eines: das Konventionelle.

Und so kommt es wieder über mich, was mich hochhebt — was mich emporreckt und mit Genuß und Sicherheit erfüllt: Das Selbstgefühl: Ich bin kein Könner! Ich komme nicht zu Wort, wo alle Könner zu Worte kommen: viele Dutzende von deutschen Zeitgenossen. Und es werden mir auch meine Feinde zugestehen müssen, daß ich nicht zu diesen vielen Dutzenden gehöre.

Was das Zuwortekommen betrifft, ist das Geschick meiner Zuversicht bereits entgegengekommen. Ludwig von Ficker gründete die

Zeitschrift „Der Brenner", — gründete sie auch meinem Schaffen. Ich habe nur mehr zu trachten, dieses Zutrauen zu verdienen. Und: daß ich mein Auskommen habe. Welche Lust für einen Künstlermenschen zu leben: daß man nichts will als seine Kunst und sein Brot.

* * *

So übe ich seit ungefähr zehn Jahren meinen Schriftstellerberuf, ohne ein anderes Ergebnis nach außen hin. Ich habe die ganze Zeit über (mit Ausnahme des Adolf Pichler-Stipendiums, das mir einmal zuerkannt wurde) keine hundert Kronen für mein Schaffen eingenommen. Aber ich habe mich erschlossen und eingenommen, und das Schauen nach einem Ergebnis verliert sich immer mehr. Es wird immer mehr ein Aufgehen in mich selber — eine Lust und ein Sein mit mir selber, als einem Ding, das kein Ende nimmt.

Menschenvereinigungen, die Gesellschaft, gesellschaftliche Institutionen liegen nicht mehr auf meinem Lebensweg. Nicht daß sie mir länger im Wege stünden — sie sind meinem Tun kein Hindernis mehr —, aber wo sie lagern, verlegen sie einem doch manchmal die Aussicht. Und so gewöhnt man sich daran, sich abseits von ihnen zu bescheiden. So ist mein Leben ein Gebirgsleben geworden. Ich lebe es zumeist einsam in Streifereien und Betrachtungen. Aber diese Einsamkeit ist nicht freudlos. Der Zustand langer Weile kommt nicht in ihr auf. Höchstens in der Begierde sich mitzuteilen: mitzuteilen und abzugeben von allem an sich und in sich. Es ist wohl der Hang nach Weibstum, der in mir nicht genügend Erfüllung findet.

Oft tut mein Empfinden eine Rast und träumt. Sonst verweilt es beschäftigungslos beschäftigt und findet in Bäumen und Tieren, was es bei den Menschen nicht findet, weil es in ihnen den Menschen nicht mehr findet. Mit der wachsenden Jahreszeit wird auch meine Nachtruhe kürzer; meine Freude ist es immer den Sonnenaufgang zu begrüßen. Die Gesellschaft der Bäume ist mir ungemein wohltuend. Wenn ich im Rund hoher mächtiger Lärchen lagere, ist mir, als umschlössen mich lebende Riesen, die mir von ihren Kräften spenden.

Man kennt mich in der ganzen Gegend, wo ich lebe, und kennt mich doch nicht. Man lacht und tuſchelt vielleicht auch zuweilen, wenn ich vorübergehe, aber man iſt mir nicht abgeneigt. Die Weiber ſind geſprächig zu mir, die Mädchen mehr ſcheu. Wenn ich länger wo verweile, erkundigt ſich höchſtens der Seelſorger des Dorfes, ob ich nicht Mädchen bei mir empfange. Man verneint es ihm. Doch der Schein iſt gegen mich: man traut es mir zu. Mir ſchmeichelt vielleicht ſolches Zutrauen. Sonſt bleibe ich unbehelligt.

Ich ſchließe mich gegen Niemanden ab, aber ſelten vermag mich wer aufzuſchließen. Und es iſt doch der tiefſte Genuß eines Menſchen, aufgeſchloſſen zu werden wie ein Tor von jemandem, der zu ihm paßt wie der Schlüſſel ins Schloß. So ein Aufgeſchloſſen-werden von jemandem, dem man zugetan iſt, wird der Menſchenſeele immer zum luſtvollſten Ereignis. Ich ſehe darin wieder ein Verwachſenſein von Seele und Geſchlecht. Denn das Geſchlechtliche iſt im Grunde überall das Aufſchließende. Wo das Geſchlechtsleben feſtgelegt iſt, bringt es ſich um das Luſtvolle dieſes Erſchließens.

Daran mag es liegen, daß an uns die geſetzlichen Bande der Ehe ſo leicht zerreißen. Ihre Rechte und Pflichten nehmen uns vorweg die Luſt des Erſchließens. Wir ſind Rechte- und Pflichten-, Gebote- und Verbote-Haſſer, wo wir ihrer noch gedenken. Sie begegnen uns überall nur verwirrend und verletzend — uns, als wachſendem und ſich wandelndem Geſetz. Wenn uns ein Mädchen Weib wird, warum nimmt es uns die immer wiederkehrende Luſt des Erſchließens und Erſchloſſenwerdens — und den Dank unſeres Machtgefühls, indem es uns Frau wird? Sind wir dann noch das Treibende und Angetriebene, — iſt es an uns noch die Luſt unſeres Machtgefühls und unſerer Unterwerfung, wenn Verpflichtungen den Platz unſerer Regungen einnehmen? — Wo gewahren wir noch des Weibes Willigkeit — unſere größte und wonnigſte Betörung, der wir lebenslang danken wollen, wenn die Willigkeit Gebot wird von außen her, — wenn ſie Stellung — wenn ſie Lohn heiſcht von außen her? Dieſe Geſetzeswirtſchaft von außen her liegt um uns wie ein morſches Netz, in das unſere eigene innere Geſetzlichkeit be-

ständig aufbrechend und zerreißend tritt. O wer uns nur Weib sein wollte — nur Weib und sich selber und uns nicht erniedrigen würde, uns Frau sein zu wollen!

So müssen wir oft denken: unsere Frauen waren uns noch immer nicht Weib genug. Da ist vielleicht hier oder dort ein Geschöpf, uns insgeheim zugetan und der Stunde harrend, uns seine Willigkeit darzutun; und wenn es auch nie dazukommt, sich uns doch hingebend der Seele nach: — es steht unserem Weibsbegriff näher. — So mag es in Hinblick auf Bestand auch bedenklich sein, uns Frau zu werden. Und wer es anstrebt und wird, muß allmählich fühlen, wie sein Ansehen bei uns Einbuße erleidet, — wie wir selber an Ansehen bei uns einbüßten. Denn das Ansehen der Welt erstreben wollen, bedeutet uns: unserem eigenen Ansehen Abbruch tun.

Wenn ein Mädchen uns Weib wird, stehen wir uns wie offene Tore gegenüber, durch die wir gegenseitig hindurch sollen im Verlauf des Lebens. Die Liebe handhabte unser Geschlecht, uns als Tore aufzuschließen. Es ist wie ein Blütenstand. Das Früchtetragen steht noch bevor: das Sich-Auftun der Seele durch ein Leben hindurch, — der gegenseitige Gang in uns hinein. Wenn uns nun so ein Mädchen Frau wird, hieße es uns: die Früchte des gegenseitigen Erschließens für äußere Ausstattung verwenden, für weltliches Ansehen. Das Ansehen der Welt aber untergräbt das Ansehen der Liebe. Und wer glaubt, sich durch Liebe zu kompromittieren, hat die Liebe schon so sehr kompromittiert, daß sie ihm sicher einen Streich spielt.

Wo zwei sich lieben, bedürfen sie einzig des Segens und der Zustimmung der Natur und nicht der Zustimmung des Gesetzes und des Segens der Kirche. Was geht Staat und Kirche unser Lieben an? Der Boden der Fruchtbarkeit ist ein Innerliches; die Kraft des Geschlechtes ist ein Innerliches; das Aufgehen des Samens ist ein Innerliches. Und die Liebe, die bestimmend wirkt für alles Tun der Tiefen, ist das Innerlichste. — Was soll also von außen her eine Regelung dieser Dinge? —

Wo immer wir an das weibliche Geschlecht als solches herantreten, kennt unser Gefühl nur zwei Formeln, die der Weiblichkeit

unsere Verehrung ausdrücken. Die eine: Ich liebe dich so sehr, daß ich mich dir ganz hingeben möchte! Die andere: Ich liebe dich nicht so sehr, daß ich deine Hingebung annehmen dürfte! Sie werden uns von der Geschlechtlichkeit selber diktiert; sie enthalten die Gesetze und Schranken unserer Sinnlichkeit. — Eine dritte Art wäre: daß die Geschlechtlichkeit nach außen hin in einem ausgeschaltet ist, und in der Folge das weibliche Geschlecht als solches auch nicht verspürt wird. — — Es mag für das innere Wachstum eines Menschen sprechen — für seine Wohlgeratenheit, daß er immer wählerischer wird, — daß die zweite Formel immer mehr in ihm in Aktion tritt. Es mag der Höhenzustand schöpferischer Menschen sein, alles Weibstum durch Aufgehen in ihr Werk ersetzen zu können. — — —

So denken wir! So (wissen wir) haben wir unser Ansehen einer Gang- und Gäbe-Welt gegenüber noch mehr eingebüßt. Es kommt etwas wie Lust über uns, wenn wir daran denken. Wir fühlen: man stürzt das Ansehen — die Geltung einer derartigen Welt am gründlichsten (vorausgesetzt, daß man Wert hat), *nicht* indem man sein Ansehen bei ihr festigt, sondern indem man *sein Ansehen bei ihr stürzt*. Es ist ein Vorangehen ihres eigenen Sturzes, falls unser Ansehen im Dasein bereits genug verankert ist. Darauf nur kommt es an. Ihm gegenüber ist alle Welt machtlos. Wo das Leben als *Leben* auftritt, was soll da das Ansehen toter und erstarrter Dinge? Das Dasein aber ist das Leben — *das Rätsel des Daseins*. Wir leben dieses Rätsel: wir gehen immer mehr uns nach, wir gehen immer mehr in uns auf — und wissen immer weniger, was wir sind.

* * *

Und wieder ergebe ich mich der Stunde — gebe mich ihr rückhaltlos hin. Eine Flut von Leben strömt in mich hinein. Die riesenhaften Lärchen schwingen schwanke Lieder. Der Abend schaukelt sie auf seinem Schoß. Der Waldgrund haucht mich an und schenkt mich voll mit seiner Kraft wie einen Becher. Ein Glühen sammelt sich in mir und rankt sich um ein simples Kind vom Lande. Ein Glühen,

das ſich in die eigene Helle verſenkt. Es entfacht in mir die lieblichſten Träume bis zum Schlummer der Nacht. Und morgen iſt wieder ein Sonnenaufgang. Barena, im Mai 1911.

Hugo Neugebauer / Abenteurerlied.

Vielgefährdet, ohne Sorgen,
Wagemut im heißen Blicke,
raſt ich, ratend, was ich morgen
mir für Schickſalsnetze ſtricke:

Netze, grün und golden gleißend,
von mir ſelber aufgehangen,
locken, wie ich ſie zerreißend
mag zu mir zurückgelangen.

Tag und Nacht muß ich erzittern,
doch vor Wonne, nicht vor Schrecken,
ſinnend, wie ich vor Gewittern
Leib und Seele ſoll bedecken:

Wettern, die ich ſelbſt beſchwöre,
grollend mit des Donners Stimme,
denn in allen Donnern höre
ich den Hall von meinem Grimme,

und in jedem Blitz erkenn ich
meines Auges zornig Blicken
und im Wolkenbruch entbrenn ich
mir die Glieder zu erquicken.

Trunken tauml ich auf der Brücke
lächelnd zwiſchen Tod und Leben,
meinem launenvollen Glücke
bis zum letzten Hauch ergeben:

ob ich ſteige, ob ich ſtürze,
göttlich lach ich jedem Tauſche,
lüſtern nach des Lebens Würze
in des Blutes letztem Rauſche.

Und in andern leb ich weiter,
die gleich mir verſunkne Frachten
und des Lebensſchiffes Scheiter
lächelnd, lachend nur betrachten!

Impreſſion / von Otto Alſcher.

Unbeweglich, im Freskogemälde der Wand ſtand der Große, Wilde. Sein fahlbraunes Geſicht, ſeine maſſige, in froſtigem Blau gehaltene Geſtalt ſchienen hinter dem kalkigen Weiß, auf dem ſie entworfen waren, zurückzutreten, als wollten ſie eine eiſige Ferne zwiſchen ſich und dem Beſchauer laſſen.

In ſeinen Zügen ein Ausdruck raſender, unendlicher Wut. In ſeiner Fauſt eine Waffe, mit der er hinausdeutete, die ſeine Kraft emporriß, wie der Ewigkeit zürnend . . . Jene Waffe, mit der er einen Menſchen getötet, an der Blut klebte. Und ſein Fuß griff zum Sprunge aus, ſein Mund verzerrte ſich zum Schrei, dem Schrei überſchäumender Raſerei. Und doch ergriff dies alles nicht und blieb fremd, denn in eine monumentale Ruhe der Zeichnung, in eine kalte, durchgeiſtigte Farbe war der raſende Ausdruck gebannt.

So ſtand der Wilde, als Leute den Saal betraten, um ihn zu beſichtigen.

Es war ein junges Paar, das läſſig und zärtlich eingehängt heranſchritt. Sie ſehr modern gekleidet, in faſt übernatürlicher Zierlichkeit, klein und mit einer Geſtalt, die es lächerlich machte, daß auf dem Haupte ſolch mächtiger Hut ſaß, deſſen Federn wie hilflos, nach Gleichgewicht ſuchend, wippten. Er aber groß, breit und gewöhnlich und mit dem Ausdruck eines wiederkäuenden Stieres. Mit einem ſchwankend zur Schau getragenen Selbſtbewußtſein, das mit der Übermacht ſatter Trägheit im ſteten Kampfe lag.

Sie beſchauten den Wilden. Phlegmatiſch er, mit unbeſtimmten Verdauungsgedanken; in einer halb ſchmachtenden, halb boshaften Poſe ſie. So beſchauten ſie den Wilden, begriffen ihn aber nicht in ſeiner gefeſſelten Wucht. Schauten nur mit träger Neugier und ſuchten nach etwas, das ihre Intereſſeloſigkeit abſtumpfen ſollte.

Sie ſagte ein paar verlorene, ſpöttiſch ſein ſollende Worte, dann blickte ſie augenzwinkernd wieder auf das Gemälde. Bis ſie plötzlich die Mächtigkeit des Wilden empfand und ſtaunte. Doch weil dieſe Mächtigkeit ihr das Denken unterband, der Große ihr kleines Weſen nicht gelten laſſen wollte, aber trotz ſeines raſenden Ausdruckes unbewegt blieb, lachte ſie plötzlich laut aus ſich heraus. Lachte, weil dies die einzige Möglichkeit war, ſich der eigenen Exiſtenz wieder bewußt zu werden; lachte, um ihre Kleinheit geltend zu machen. Er aber ſtaunte weiter über die Sprunghaftigkeit des andern, über die Ungebärdigkeit ſeiner Kraft, über die gigantiſche Größe ſeines Zornes. Und ſtaunte auch über das muskulöſe Zuchttier. Weil aber ſein Staunen zu Neid wurde, ſich ſein eigenes Weſen gierig vordrängte, lachte auch er, wurde auch er ganz klein in ſeinem Lachen: der Mann ſeines Weibes.

Dann wandten ſich beide raſch ab, eilten in einer ſonderbaren Haſt davon, ſie an ſeinem Arm hängend, mit koketten Bewegungen ſich ſchleppen laſſend, er aber maſſiger auftretend als vorher, dem Wilden zum Trotze ... oder um ihre Heiterkeit zu verbergen, wie ſie beide dachten.

Nach den beiden Jungvermählten kam ein Mädchen mit ſeiner Mutter an das Freskogemälde heran. Die Mutter hatte gefärbte Brauen und Lippen und durch Maſſage mühſelig verwiſchte Falten im Geſicht. Das Mädchen nur ein blaſſes Rot auf den Wangen und dunkle, ſehnende Augen, die ſcheel auf alles Glückliche ſahen. Sie hielt den Kopf leicht zurückgeneigt, die Lippen ein wenig geöffnet, als dürſte ſie. Und ihre heimlich ſehnenden Blicke glitten über die Bilder weg, langſam, abweiſend und in ſich verſunken. So trafen ſie den Wilden. Maßen ihn erſt in einer müden, reſignierten Starrheit, dann mit

verborgenem Aufflackern. Und wurden immer geſammelter, lechzten mit bebenden Griffen, mit einer ungeſtümen Trunkenheit.

So ließ das Mädchen die ſtarken Schultern, die breiten Lenden und den harten Nacken auf ſich wirken: das unbeugſame Haupt, die blutdürſtenden Züge des Angeſichtes. Und auch in ihr ſtieg etwas Grauſames auf, eine dürſtende Wildheit. Sie dachte ſich den Raſenden ihr zu Füßen als ſklaviſch Liebenden ... Wie ſie ihn knechten würde, bis er ſich zornig aufbäumte. Ihn wieder dieſe vernichtende Raſerei überkäme, wachſe und ſich bereit mache auf ſie zu ſtürzen. Sie zu zerbrechen, die es wagte, ſeinen Zorn herauszufordern. Und wie dann ein zitternd flehendes Wort ihn zum Innehalten zwingen würde, eine einzige Geſte grenzenloſer Hingabe ihn vollends um Verzeihung flehen ließe. Die ſie ihm dann durch ihr unendliches Liebedürſten gewährte.

Vor des Mädchens Blicken verſank alles, ſie ſah nur ſich beide als Liebende, und zwiſchen ihren Lippen ging kurz und haſtig der Atem. Wie aber ihre Trunkenheit an der Grenze anlangte, erwachte ſie, öffnete weit die Augen und ſah die abweiſende, hehre Größe des Wilden. Da wurden ihre Blicke gehäſſig.

Ein Jüngling, der ein Künſtler war, folgte ihnen. Er blieb überraſcht ſtehen, ſuchte ſich den beſten Standpunkt zur Betrachtung des Wilden aus, um mit einem Blick alles zuſammenfaſſen zu können. Und dann ſtaunte er: über den harten Anſatz der Schatten, über die Wucht der Farbe, das Brutale des Entwurfes. Und er ließ ſich in einem der Korbſtühle nieder und begann zu ſinnen. Begann zu ſehen, und Ideen wuchſen in ihm in überſtürzender Menge auf. Große, kraftlohende Ideen und Entwürfe zu einem Kunſtwerk, durch das er die Menſchen geißeln wollte ob ihrer Schwäche. Und doch wieder ſollte es ein Werk werden, in dem er das Donnernde des Begriffes Menſchheit zuſammenfaßte in einem einzigen Schrei, in einer Farbe, einer Linie. Einer Linie, die an dieſes bewegte, maßlos wollende Feſthalten des Stiles anklänge, in dem der Wilde gehalten war. Eine Landſchaft ſollte es werden ... nein, ein Kämpferpaar. Zwei Menſchen voll verzehrender Mordluſt, die ſich bekämpfen, ohne ſich töten

zu können. Die Linie sollte es ausprägen, wie machtlos sie sind: die durchgeistigte, kalte Zeichnung der Machtlosigkeit. Doch die Farbe dazu im grellsten Kontrast: schreiend, blutend.

Da würden sie alle staunen — sich selbst sollten sie sehen, ihr Schicksal. Wie sie ringen, wie die ganze Menschheit ringt und sich zu befreien versucht, zu vernichten. Wie jeder den Nebenmenschen töten möchte, geistig, seelisch, materiell, um Raum zu bekommen in der großen Lebensenge. Und sehen sollten sie, wie doch jeder nur für die Erhaltung aller blutet, wie sich der Mensch unter Mordgelüsten fortpflanzt ... Ja, die eisige Linie, die lodernde Farbe! Alle stünden davor und schöpften Selbstmord daraus.

Der Künstler wirft dem Wilden einen Blick der Liebe, des Mitfühlens zu und geht mit gesenktem Haupt und ins Grenzenlose schauenden Augen weiter.

Eine Zeitlang bleibt der Große, Wilde allein. In seiner monumentalen Ruhe verharrend, die nicht ausartet, die aber durch ihre Starrheit so gewaltig ergreift. — — —

„Ich bitte dich, Ellen, du vermagst auch keiner Blamage auszuweichen."

„Übertreibe doch nicht gleich alles."

„Ja wenn du das nicht einsiehst, daß du mich, einzig mich bloßstellst durch deine Art, Ungeschicklichkeiten zu begehen."

„Inwiefern tat ich dies?"

„Aber um Gott! empfindest du denn nicht die Kläglichkeit, mit dem Baron über Dinge zu reden, die außerhalb deines Horizontes liegen? Und noch dazu über dieses, dieses Thema!"

„Ich wüßte nicht, warum ich gerade über Houston Chamberlains Grundideen nicht reden soll, da ich doch seine Werke kenne!"

„Du machst mich nervös, siehst du denn nicht das Verfängliche ein, wenn du bei deinem Ereifern durchleuchten läßt, welche Gesetze bezüglich deiner Abstammung zu gelten haben? Du bist doch mir Rücksichten schuldig."

„Ach, nicht jeder findet darin eine Bloßstellung."

Langsam nähern sich die beiden dem Wilden, bleiben unbewußt

vor ihm ſtehen, wie von einer unſichtbaren Macht angezogen, und ſtarren ihn geiſtesabweſend an.

„In deiner Familie iſt man freilich nicht ſo ſehr darauf geaicht, ſcharfſinnigen Menſchen zu begegnen. Darum verlange ich eben, daß du zurückhaltender biſt, und wenn dir wieder jemand ſolch eine Falle ſtellt, ſei vorſichtiger. Die Subjektivität muß doch auch bei dir ihre Grenze haben!"

Fortwährend muſtern ſie den Wilden. Sie ſeufzen manchmal, taſten mit ihren Gedanken wie im Nebel umher, und es überkommt ſie ein ſonderbares Gefühl, deſſen Urſache ſie nicht erkennen. Doch noch immer in ſeinem Ärger verſunken fährt er fort: „Du ſtammſt aus einer Familie, in der man glaubt, der Reichtum ſpreche für die Bildung. Wir aber wurden mit der Pflicht der höchſten geiſtigen Vervollkommnung geboren. Darum glaube ich, mußteſt du, als du die Ehe mit mir eingingſt, die Notwendigkeit erkennen, zugleich ein anderes Weſen anzunehmen. Bitte alſo keine Rückfälle mehr, keine Rückfälle mehr!"

Mehr und mehr zieht ſie der Wilde in ſeinen Bann.

. . . „Übrigens ſollten wir heute in die Oper gehen. Doch es wird ſchwer möglich ſein. Es iſt faſt rückſichtslos, daß man die beſten Opern immer dann anſetzt, wenn wir anderweitig plaziert ſind. Es iſt rückſichtslos! . . . Ja, ſolch eine Oper iſt doch etwas Herrliches. Da vergißt man alles Niedere, was der Tag in ſich ſchließt. Alle Erbärmlichkeiten . . . und daß man eigentlich ſein Leben beſſer leben ſollte. . . Fühlſt du nicht auch ſo, Ellen?"

„Ich finde mein Leben ja durch dich ergänzt."

„Ja, du, aber ich, ich. . . Sonderbar, dieſe Wirkungen der Muſik — doch wozu ſtehen wir hier? . . . Ja, ich wollte dir noch ſagen — ja, die Muſik bringt uns ganz merkwürdige Gedanken — doch wozu verweilen wir hier? Gehen wir doch weiter!"

Sie muſtern noch eine Weile ſtumm den Wilden, bis ſie ſich von ſeinem Anblick trennen. Mit einem Seufzer er, gedankenverloren ſie. Dann wendet er ſich nochmals zurück, als überkäme ihn eine

Erinnerung, als entſinne er ſich plötzlich einer Empfindung, die er unerklärt von ſich geſtoßen. Und ſie ſchreiten weiter, langſam, als bedauerten ſie etwas Verſäumtes, das ihnen eine Ahnung unwiederbringlichen Glückes brachte.

Der Große, Wilde ſcheint mehr und mehr in ſeiner monumentalen Ruhe zu erſtarren. Dämmern ſinkt, das florend alle Farben ineinanderfließen läßt. Aber der Wilde reckt ſich nur noch mehr daraus empor, ſein Deuten wird immer furchtbarer, rieſenhafter. Als wenn er all die Menſchen zerſchmettern wollte, die vor ihm erſchienen. Die Menſchen, die in ihrer Kleinheit an ſeinen großen Zorn herantraten.

Der kleine Pierrot / von Bernhard Jülg.

Du kleiner Gaukler, deine Kinderaugen
Sind wach und groß vom allzuvielen Wiſſen,
Dir ſind die Menſchen und die Welt Kuliſſen —
Du weißt, daß ſie bei Tage wenig taugen.

Du weißt. Und doch magſt du nicht jubeln und nicht klagen,
Du reiteſt kühn im Morgenlicht zur Tränke
Und holſt des Nachts die Mutter aus der Schänke
Und führſt ſie taumelnd in den Wanderwagen.

Am Abend ſpielſt du deine armen Streiche,
Doch alle Länder ziehn auf deiner Reiſe
An dir vorbei als wären's deine Reiche.

Du ſchauſt mit einer kleinen Engelsmiene,
Und dennoch ſtreicheln deine Augen leiſe
Den ſeidnen Schuh der welken Colombine.

Die Nacht des Herodes / von Richard Smekal.

In manchen Augenblicken empfand auch er es, tief drinnen in seinen Gemächern, wenn er rasch aufstörte und an das Fenster trat, er Herodes, der Judomäer, König der Juden. Weit und hell lag die Nacht über dem Palaste und über dem Hügelland, das aus dunkeltief sich verlierenden Sümpfen anstieg. Das Sternenlicht schien aufgelöst in einer gelblich webenden Atmosphäre, die aus weichem Mondschein gesponnen war; kaum, daß ein paar einzelne Silberpunkte erkennbar wurden, auch nur für eine kurze Spanne Zeit, und sich dann wieder verloren.

Schal und eklig dünkte den König die Flauheit dieser Nacht; es war fast nur das Zwischendunkeln zweier Tage, ein Nachlassen der allgemeinen Grelle, ein unbestimmtes Verweben neuer Lichtquellen. Die einzelnen Teile des Palastes standen durch stärkere oder schwächere Schattenflächen wohlgezeichnet im übrigen Dahindämmern und Verfließen; und doch lag etwas Aufreizendes in dieser unendlichen Stille, die sich überall ausbreitete.

Wieder ging Herodes zurück in die Hintergründe seiner Gemächer; er merkte, daß die rubinroten Ampeln auszuzischen begannen und daß sich die rötlichen Schatten immer mehr sammelten und schlossen; irgend eine Vorstellung kam ihm entgegen, die mit Blut in Zusammenhang war; aber er schüttelte sie bald ab, indem er lange auf das fahle Gold der Wandverkleidungen und das Silber der Geräte starrte; es war wie ein einziges Verblassen und Ersticken überall.

Dann raffte sich der König auf: es mußte eine Veränderung vor sich gehen; vielleicht sollten die Ampeln neu gefüllt werden; er riß an dem leinernen Vorhang der Türe, die nach den Gängen führte und schrie in den finsteren Raum; aber es hörte ihn niemand; denn er hatte im Verlaufe dieser Nacht die Diener aus seiner Umgebung fortgejagt; er wollte nicht immer diese lauernden Sklavenaugen zwanzig Schritte um sich wissen. Und sie hatten gehorcht und sich in den anderen Trakt des Palastes begeben.

Wieder ſchritt er zurück zu den hellen Lichteinſchnitten der Fenſter ſeines Schlafgemaches. Wenn er hinunterſchrie, würden ſich wohl hundert Beine mit einemmale in Bewegung ſetzen. Aber indem Herodes einen Blick hinaustat, kam aufs neue dieſe ohnmächtge Wut über ihn, daß das Land und die Hügel und die Gebäude ſo unbekümmert und verſtändnislos dalagen, als ob nicht all dies auch in das laſtende Schickſal verſtrickt ſei, das ihn, den König, gefangen hielt.

Drüben gingen gerade einige Wachen durch das enge Tor, um andere abzulöſen; ihre kupfernen Helme blitzten für Augenblicke auf, die Waffen und Wehrgehänge bewegten ſich; jedoch man hörte keine dieſer Bewegungen, das Geräuſch der Schritte erſtickte im lockeren Sande, der bläulichweiß überall ausgebreitet lag. Dann hielten die Soldaten an und ſtellten ſich die Mauer entlang, während die dort geweſenen abzogen; und waren mit einemmale eingefügt wie uralt ererbte Standbilder, wie unbewußte Architekturſtücke.

Von jenſeits klang in langen Pauſen das dumpfe Brüllen der gefangenen Königstiger herüber; es wanderte in verhallenden Echolauten von einem Hofe zum andern und zerbrach endlich auch in der Monotonie dieſer Nacht.

Herodes vergaß ſein Begehren und ſtreckte ſich erſchöpft auf das Lager. Aber keine ſeiner Bewegungen konnte ihm dazu verhelfen, eine gewiſſe Ruhe oder Abtötung zu erhalten; er rückte von einer Lage in die andere und hoffte ſchon in einem einſchläfernden Dahindämmern ſeinen Wunſch erfüllt zu ſehen, als ihn wieder etwas auftrieb. Und dann ſaß er minutenlang, ſein Haupt tief über ſeinen ſchweren eckigen Körper gebeugt.

Plötzlich ſah er in einer Ecke etwas auffunkeln und in einer andern Ecke etwas anderes; und irgendwo in einem Metallſpiegel ſah er im verflackernden Scheine der Ampel ſein eigenes Bild in blutrünſtiger Verzerrtheit; das konnte er genau erkennen, daß die Augen wie Mörderaugen ſchienen und daß an den wirren Strähnen des Haares das dicke Blut ſich verklebte. Und mit einemmale ſah er ſein Geſicht nicht bloß aus dem einen Spiegel, ſondern aus all dieſen

unbestimmten Funkelflächen und überall traten ihm die aufgerissenen Augen entgegen und über der niederen faltigen Stirn das schwarzrote Geflechte. Und jetzt erkannte er erst, daß auf dem Haupte noch der schmale silberne Königsreif saß, und er fühlte, wie er drückte; und nicht bloß die Last an seinem eigenen Körper glaubte er zu spüren, auch die all dieser Schädel, die ihm entgegengrinsten und die ebenfalls mit dem lastenden Symbol versehen waren. Er wollte es von sich tun, doch die Hände waren schwer und rührten sich nicht. Aber der Reif drückte immer tiefer an die Schädelwände und fraß sich gegen das Gehirn durch und klammerte sein ganzes Bewußtsein zusammen zur einzigen Vorstellung: Mörder. . .

Indem die Flammen vollständig verzischten, kamen die blauschwarzen Schatten heran und durchwehten eisig das Gemach: Herodes wollte sich gegen diese neue Folter wehren, jedoch vergeblich. Und mußte von neuem immer an die erloschenen Spiegelungen seines eigenen Bildes denken, und da er sie nicht sah, schienen sie ihm noch viel grauenvoller. Dabei kam er stets an ein Gesicht, an dem er nicht vorbeikonnte, das haften blieb und ihn minutenlang ängstigte, wußte er doch nicht, wo es lag; es war dasjenige, mit dem der Mordbefehl von seinen Lippen gekommen war. Und von neuem durchrieselte ihn das zwiespältige Gefühl, aus dem jenes Entscheidungswort hervorgequollen, die dunkelsüße Erinnerung an wollüstige Nächte, die er sich bei jenem Weibe erkämpft hatte und die Furcht, daß das Erlebnis auch einem andern aufblühen könnte, dem Sieger, der ihn selbst aus diesen lebendigen Weiten vertreiben wollte in das enge, dumpfe, erstickende Tal des Todes. Es würgte etwas in seiner Kehle, gerade wie damals, als er voll Argwohn und Mißtrauen das Wort als dunkles Geheimnis in das Ohr jenes Mannes gedrückt. Und jetzt erkannte er deutlich, daß dieser zu schwach gewesen und jener andere auch, daß sie es alle nicht hatten behalten können, diese kleinen und kleinlichen Kreaturen; und so mußte es jedesmal kommen, daß das süßeste Gift, das er aus seinem eigenen blutenden Herzen genommen, aus dem Innern dieser löchrigen Gefäße herausbrach; daß es aus ihnen heraus geeitert war wie ein böses Geschwür und deutlich vor der

Königin geſtanden, auch wenn ſich ihr Mund nicht bewegt hätte. Und wieder ſah er ihren Blick, als ſie angeklagt war und ihren ganzen Stolz in ſich preßte; und er ſah auch jenen andern, als ſie hinausging in das Ende. . .

Herodes wollte aufſchreien, ſo gräßlich deutlich ſtanden jene Phantaſien vor ihm, doch er vermochte nur zu röcheln wie die Hunde, wenn es zum Sterben kommt. Endlich entglitt das Bild für einen Augenblick und er fand die Kraft, den Reif aus dem wirren Haar zu wühlen: er ließ ihn willenlos zur Erde fallen. In einigen Sprüngen rollte das ſilberne Spangenwerk zur Wand und klappte dort hellklingend nieder; der Ton des Auffallens dünkte den König wie die Botſchaft einer Erlöſung.

Draußen in den Gängen waren nunmehr die Diener und Knechte verſammelt; und ſie ſprachen von Mariamne, der Königin; daß dieſe gut geruht habe und ins Bad ginge; und daß ſie zu Mittag ihre Löwen aufſuchen wollte.

Herodes horchte auf; er wußte genau, daß dieſe Geſpräche unſinnig ſeien und daß er ſie ſelbſt befohlen habe; und doch achtete er darauf wie auf eine verblaſſende Wirklichkeit; wenn es auch für ihn nicht anders möglich war, warum ſollten dieſe Sklaven und Rüpel das gleiche Leid mitgenießen, wie er dachte. Wie eine Art Eiferſucht war es, ſeine Umgebung von dem Zuſtand auszuſchließen, der ihn beherrſchte; darum hatte er ſie auf dieſe Weiſe aus der Sphäre ſeines Schmerzes hinausgedrängt.

Und indem er ſich wandte, blendete eine heftige Helle ſeine brennenden Augen. Der weite, gelbe Morgen kam über das Meer und die Ebene; wieder dünkte den König die feierliche Stille zu ſchrecklich und die Sklavenſtimmen taten ihm wohl. Endlich aber ſchrie er in den Rudel, daß man ihm ein Wanderkleid bringe, denn er wolle über Land.

Dieſes Bruchſtück bildet das Eingangskapitel einer Novelle „Die zweite Mariamne."

Paniſche Feier / von Carl Dallago.

(An Hugo Neugebauer für „Faun und Nymphe“)

In offne Tiefe drängt vom Saum
der Welt mein Blut.
Das Sein begräbt den Schein. Den Raum
durchſtrömt die Flut

erwachten Lebens, ſpült im Lauf
den Trug der Welt
hinweg und ſpürt Verhangnes auf,
das ſie erhellt.

Die Wirklichkeiten endelos
das Herz ſchon ahnt,
wie ſo die Flut im Weltenſchoß
ſich Wege bahnt.

Und jedem Ding die Grenzen nimmt, —
daß ſeine Art
der Tiefe zu noch mehr verſchwimmt,
das Aug gewahrt.

Der Tiefe, die kein Menſch erfaßt,
die Frucht entquillt,
die alles in mir lädt zu Gaſt,
was ungeſtillt.

Ein Glück, das jäh in mir erwacht,
mich beben läßt,
ob auch vom Herdentrott verlacht,
ich ſchreit zum Feſt.

Ich ziehe alle Engen aus
als Sprosse Pans
und breite seine Gluten aus
heiligen Wahns.

Schon spornt ein Glühn mich scheu zur Tat:
nachtglanzerhellt
der Mensch in mir hochzeitlich naht
der Nymphe Welt.

Innsbrucker Kunstschau IX.

Anton Colli. Mädchenkopf, Doppelporträt „Das Brautpaar". Zwei ganz verschiedene Versuche, das Problem des Porträts zu lösen. Der erste macht einen angenehmen Eindruck, aber eher als echter Lenbach, der zweite ist eigener, wirkt aber nicht angenehm. Colli läßt jetzt seine Gestalten aus einem mystischen Dunkel emporsteigen und beleuchtet nur den Kopf deutlicher. Das Glanzlicht auf den Stirnen, gewaltsam gesteigert und meist falsch sitzend, ist das Hellste im Bild. Die Lichtquelle ist ganz unbestimmbar und die Formen sind wenig herausmodelliert, manches Zufällige ist als wesentlich behandelt, und dem Ganzen fehlt die einheitliche Wirkung einer starken Vision. Der Ausdruck der Gesichter ist gezwungen und maskenhaft, wie nach Wachspuppen — trotzdem gewiß seelische Vertiefung angestrebt ist. Man erwartet, ähnlich wie bei Goya, das Grauen vor den rätselhaften Hintergründen der menschlichen Seele herauszulesen. Aber Collis Kompromißart wagt sich nicht so weit hinein und gibt uns bloß die Methode statt der Erfüllung. Es ist wahrscheinlich, daß Colli, während er seine Arbeit zu verinnerlichen glaubt, nur nach einer neuen bequemen Formel sucht.

Fachlehler K. Scheiblbrandner. Drei Aquarelle „aus seiner Ferienmappe". Durch unvorsichtiges Hantieren eines Papierhändlers mit „Ferienmappen" (jedes Kind weiß, was das ist) geriet eine derselben in die Hände eines Fachlehrers. Die Folgen wären nicht abzusehen gewesen, wenn nicht der Wettersturz und das Ferienende hereingebrochen wären. Immerhin beläuft sich der Schaden, den die unschuldigen Vorübergehenden erleiden, auf drei Aquarelle. Also Vorsicht mit „Ferienmappen"!

Hugo Grimm und Martha Strele. Kollektivausstellung im Ferdinandeum. Grimm ist der Maler der seelenvollen Jünglingsromantik. Seine Phantasie arbeitet mit mehr oder weniger überliefertem Stimmungsrequisit und hat keine große Spannweite, aber sie ist echt und überzeugend. Farbige Erlebnisse muß Grimm poetisch, manchmal bis zur Fabel, steigern, um genügendes Unterkommen für die Fülle seines Gemütes zu finden. Das bedeutet keine Überlegenheit und ist kein Zeichen besonderen Mutes, aber es ist Eigenart. Er kann nicht anders. Sein schöpferisches Leiden ist ein etwas pedantischer Weltschmerz, der eigensinnig Trost abweist. Seine technische Meisterschaft, die seinen Einfällen, ja sogar auch seinen Naturstudien stets gewachsen ist, macht ihn selbstbewußt und fruchtbar, aber auch vorsichtig und zum geschworenen Feinde alles Problematischen, bedenkenlos Gewagten und Unzeitgemäßen. Doch gerade dieser sachliche, philiströse Zug erschließt ihm die Herzen. Er wird sich über Mangel an echtfärbiger Bewunderung — insbesondere von Frauen — nie zu beklagen haben. — Seine Schülerin arbeitet temperamentvoller und realistischer, sonst aber noch ganz kopierend. Nur die Köpfe sind weit besser als die ihres Meisters. Schade, daß sich Beide so wenig mit graphischen Künsten beschäftigen, die ihrem Wesen edleres und geschmeidigeres Ausdrucksmaterial bieten würden, als die Ölfarbe. — Im gleichen Raume ist eine 1809er Gruppe zu sehn. Vor dieser Art skizzenhafter Holzschnitzerei befällt uns eine gräßliche Landesüblichkeit. Keine der Figuren ist das Holz und die Schneid' wert. Das Ganze ist läppisch und flüchtig zusammengestellt und beklext, ohne Einheit und Komposition, nur gerade für das Publikum hingeschmissen. Für jedes „Hausindustrie"-Geschäft zu schlecht fand es im Landesmuseum Unterkommen, wie mancher andere Schmarrn.

Erna Moser. Drei Studienköpfe, wie sie in den Münchener Malschulen täglich gemalt werden, wenn Fleiß und Talent zusammenwirken. Mehr als die Besonderheit der Lehrmethode läßt sich vorläufig nicht aus ihnen herauslesen.

Max von Esterle. Zwei Porträts. In dem einem ist ein etwas schläfriges Gesicht mit einem hemmungslosen Freimut hingesetzt, der für Esterle geradezu uncharakteristisch wäre, wenn diese farbig und plastisch gleich lebendige Schilderung nicht von einem boshaft kichernden Humor durchsetzt wäre. Das Selbstbild — wie alle im Affekt entstandenen Selbstbilder etwas verzeichnet — ist tiefer und konzentrierter. Daß der Kopf dunkel auf hell gesetzt ist, wirkt wie absichtliche Verhängung. Und doch spricht aus den Zügen das unheimlich Verhaltene

(gez. von Max v. Eſterle.)

Joſef Pembaur der Jüngere.

eines glühenden Impulses ganz deutlich. So entsteht ein seelisches Selbstbild, unbewußt, mit nervösen Pinselschlägen aufgedeckt. Dazu kommt noch das vorherrschende Blau, das man von den Winterlandschaften her als Lieblingsfarbe Esterles kennt und das hier als farbiges Dämmerlicht wirkt, während beim anderen Porträt die ganze Harmonie auf gelb gebaut ist. Von der technischen Unbeholfenheit des letzten Porträts ist nichts mehr zu sehen. Was Esterle sich dort erplagt hatte, gelingt ihm hier auf den ersten Strich.

Albert Plattner. Herrenporträt. Ein Bild, welches vergeblich zu beweisen versucht, daß es nicht ohne künstlerisches Interesse gemalt sei. Es wirkt beängstigend banal und tadellos, wie jedes Bemühen um Routine und Ansehen. Hoffen wir, daß der Meister sich seines Temperamentes besinnt und der Lockung dieser Art Vollkommenheit widersteht.

Benedikt.

Herr von Hoffensthal und — ich.

I.

Maria Himmelfahrt, 4. September 1911.

Lieber Herr von Ficker,

ich beglich heute die Note über die bisher bezogenen Brennerhefte, sende aber Heft 7 mit der Bitte zurück, mir die Zeitschrift nicht weiter zuzuschicken. — Ich reise in einigen Wochen nach Japan und kehre erst Herbst 1912 zurück.

Vielleicht ist Dallago, der mir und vielen anderen jede Freude an Ihrer im übrigen tüchtigen Zeitschrift verdirbt, bis Herbst 1912 endlich so weit im „Wu Wei", daß er nicht mehr so confuses Zeug schreiben „tut."

Diesen köstlichen Fall vorausgesetzt würde ich den Brenner wieder abonnieren.

In China, wo ich mich auf meiner Reise auch aufhalten muß, werde ich mich genau über den Einfluß der tirolischen Literatur auf die chinesische informieren und Ihnen darüber in einem Aufsatz „China und ich" berichten.

Ich hoffe ähnlich innige Zusammenhänge zwischen Chinesern und Tirolern zu finden, wie sie Dallago schon nachgewiesen hat.

Vielleicht klingt „China und ich" ein wenig zu bescheiden, aber auch der große Dallago hat nicht „Ich und Laotse" sondern rührend demütig „Laotse und Dallago" geschrieben.

Im Ernst:

Sperren Sie endlich diesem Narren Ihre Spalten. Dann kann aus dem Brenner mühelos das Blatt werden, das Sie und viele Freunde Tirols wünschen. Mit besten Grüßen Ihr Hans v. Hoffensthal.

II.

Innsbruck-Mühlau, 11. September 1911.

Herrn Hans von Hoffensthal, Maria Himmelfahrt.

Sehr geehrter Herr,

Ihre geschätzte Mitteilung, daß Sie das Abonnement des „Brenner" abzubestellen wünschen, bitte ich Sie, falls es nicht schon geschehen ist, der Geschäftsstelle bekannt zu geben, da ich mich mit der Regelung administrativer Angelegenheiten nicht befasse. Aus demselben Grunde muß ich es mir versagen, von irgend welchen Bedingungen Notiz zu nehmen, deren Erfüllung Ihr Wiederabonnement in Aussicht stellen könnte. Ich habe wichtigere Ziele im Auge zu behalten, und als Abonnent stehen Sie mir — das ist wohl selbstverständlich — nicht näher als jeder andere Abonnent.

Was Sie von Dallago halten (es schiene mir erst bedenklich, wären Sie anderer Meinung über ihn), geht mich weiter nichts an. Ihre scherzhafte Zusicherung aber, Sie würden sich in China genau über den Einfluß der tirolischen Literatur auf die chinesische informieren und mir darüber in einem Aufsatz „China und ich" berichten, nehme ich mit dem gebührenden Erstaunen über das bescheidene geistige Format solchen Hohnes zur Kenntnis. Denn nichts vermag die Enge eines geistigen Horizontes empfindlicher bloßzustellen als ein Witz, den der nächstbeste Flachkopf ebenso gut treffen und wahrscheinlich besser pointieren würde. Die plebejische Dürftigkeit Ihrer Ironie macht es aber einem differenzierter empfindenden Menschen völlig unmöglich, Ihren Ernst genießbarer zu finden als Ihren Humor. Ja, er wird sich gerade dort eines heiteren Lächelns nicht erwehren können, wo Sie — mit Ihrem Witz kläglich zu Ende — ausdrücklich ernst genommen werden wollen. Ich gestehe daher, mit der Emballage gönnerhaften Wohlwollens ebenso wenig anfangen zu können wie mit dem humorhaften Kern. Ich danke für beides und wünsche nichts weiter als Ihrem Scherz wie Ihrem Ernst künftig gleich weit entrückt zu sein. Da ich aber keinen Grund habe, Ihren guten Willen in Frage zu stellen, und ich wie Sie der Meinung bin, daß Sie im Sinne vieler einheimischer Chineser das erlösende Wort gefunden haben, indem Sie Dallago einen Narren nennen, so gedenke ich Ihr Schreiben in einem der nächsten Hefte zu veröffentlichen und den Fall mit jenem Humor zu erörtern, der in solchen Fällen dringend geboten ist und der allein im Stande ist, den Unterschied zwischen Witz und öder Frozzelei deutlich zu machen. Hochachtungsvoll Ludwig von Ficker.

III.

Hotel Hofer, Anton Friedl, Oberbozen
Klimatischer Höhenort 1200 Meter

Oberbozen, 13. September 1911.

Sehr geehrter Herr,

mein Brief an Sie war ausdrücklich für Sie allein bestimmt, und darum protestiere ich höflich dagegen, daß Sie ihn veröffentlichen.

Ich hatte nicht die Absicht, mein Urteil über Dallago anderen als Ihnen zu sagen, und hätte auch Ihnen nichts darüber gesagt, wenn ich gewußt hätte, daß Sie Ihre einstigen freundschaftlichen Beziehungen zu mir so unvermittelt ignorieren.

Wenn Sie das Bedürfnis haben, sich über mich im Brenner auszulassen, so ist das Ihre Sache.

Dagegen verwahre ich mich bestimmtest dagegen, daß Sie private, Ihnen als ehemaligen Kameraden allein zugedachte Äußerungen in die Öffentlichkeit bringen und dadurch zu öffentlichen Kränkungen machen.

Ich mag Dallago als Menschen sehr gerne und habe dies oft und oft betont. Es wäre nun gar nicht in meiner Absicht, einen mir sympathischen Menschen zu beleidigen.

Ich hoffe, daß Sie, auch als Herausgeber einer Zeitschrift, zwischen einer privaten und öffentlichen Äußerung unterscheiden wollen.

Mit Hochachtung Hans v. Hoffensthal.

*

Ich unterscheide mit Vergnügen. Ich komme nur zu einem anderen Resultat als Herr von Hoffensthal. Ich finde nämlich, daß sein kritischer Geheimerlaß eben nur soweit und nur solange, als er im Verborgenen respektiert zu werden hoffte, Anlaß zu Verstimmung bot, während die Veröffentlichung das Peinliche der Sache mit einem Schlag in Heiterkeit verwandelt.

Herr von Hoffensthal ist zwar — nachträglich — so zuvorkommend, seiner Aeußerung über Dallago den Charakter einer Kränkung zuzutrauen. Und er möchte einen Narren, den er als „Menschen" hochschätzt, um alles in der Welt nicht öffentlich beleidigen. Bloß insgeheim —: Womit Herr von Hoffensthal nun allerdings ein prinzipielles Taktgefühl verrät, das nach Gebühr geschätzt zu werden verdient. Aber er nehme die Sache nur nicht tragischer als sie ist. Denn das Bemerkenswerte seiner Kundgebung liegt, soweit Dallago in Betracht kommt, natürlich nicht im invektiven Wortlaut seiner Ironie — einer Ironie, die zwar keinem Narren, wohl aber jedem Tölpel Ehre machte — es liegt ausschließlich in

der Hemmungslosigkeit, mit der er sich mitten in einem epileptischen Humoranfall als geistige Instanz aufspielt, die unsereinem auf die Beine helfen möchte. Und das Bedenkliche ist die Unbedenklichkeit, die Herrn von Hoffensthals Humor ermächtigt, mir die ernste Weisung zu erteilen: ich möge einem Mitarbeiter, der ihm und überhaupt den vorgesetzten literarischen Behörden dieses Landes nicht genehm ist, die Oeffentlichkeit einer Zeitschrift entziehen, die außer Land Beachtung findet, und ihm damit die Resonanz des Schaffens, die Möglichkeit des Wirkens unterbinden. Kurzum: Der Zweck ist ernst zu nehmen, nicht die Mittel. Und nicht das Unbedachte der mißglückten Form — das Wohlbedachte der mißglückten Absicht macht Herrn von Hoffensthals Epistel für den „Brenner" druckreif. Umso druckreifer, da diese Absicht in eine fadenscheinige Sorge um das Gedeihen dieser Zeitschrift eingewickelt ist, in eine Sorge, die nichts — nicht einmal mehr den Abonnementpreis — kostet und folglich keinen Heller wert ist; denn daß sich eine Zeitschrift „müheloser" durchsetzen ließe, wenn man mit billigen — vielleicht gar kostenlosen — Ratschlägen ihre Spalten füllen könnte, diese Einsicht braucht mir niemand nahe zu legen. Am wenigsten Herr von Hoffensthal, der einem Publikationsorgan, das sich weit mehr durch Unbestechlichkeit der geistigen Ausschau unbeliebt als durch bestechende Honoraraussichten verdient zu machen wußte, nicht sonderlich Beachtung schenken sollte. Er beruhige sich also. Er überschätzt die Tragweite seiner Anmaßung. Solange diese den Schutz der Diskretion als eine selbstverständliche Voraussetzung beanspruchte, mochte sie berechtigt sein, sich aggressiv zu fühlen. Ins Licht der Oeffentlichkeit gestellt hat sie nur mehr die Kraft, die eigene Ohnmacht zu entblößen. Ihr geistiger Nährvater unterlasse es daher, die einleuchtende Rücksicht auf die eigene Person mit der durchsichtigen Rücksicht auf den Menschen Dallago zu bemänteln. Er fühle: diese Rücksicht übe *ich*, indem ich Herrn von Hoffensthals private Rücksichtslosigkeit jener Oeffentlichkeit anvertraue, die sich bisher wohl über das primitiv Menschliche Dallagos, nicht aber über das klimatisch Höhenmenschliche des Herrn von Hoffensthal ein Urteil bilden konnte.

Wenn ich dem Tone seiner beiden Zuschriften trauen darf, so hat aber nicht nur der „Brenner" seinen bedeutendsten Abonnenten, sondern ich persönlich einen Freund verloren. Es müßte demnach die Beherztheit, mit der ich durch Veröffentlichung dieser Korrespondenz den Verlust zu einem endgültigen stemple, als ein Akt gewissenloser Willkür erscheinen. Und — wer weiß? — am Ende sind die freundschaftlichen Beziehungen, in die sich Herr von Hoffensthal

nachträglich flüchtet, gar eine Falle, in die ich ihn gelockt habe Eine Deutung, die umso mehr für sich hat, da ich nicht leugnen kann, mit Herrn von Hoffensthal während des Dezenniums einer oberflächlichen Bekanntschaft einige Briefe und gelegentlich auch einige Worte gewechselt zu haben. Niemand jedoch weiß besser als er und ich, daß ich dabei die Grenzen eines höflichen Entgegenkommens nie weiter ausgedehnt habe, als der normale Temperaturgrad unserer Beziehungen es bedingte. In keinem Falle habe ich Herrn von Hoffensthal mit einer jovialen Vertraulichkeit behelligt, die — um sich nicht bloßgestellt zu fühlen — des Deckmantels der Diskretion bedürfte. Und wenn sich seine Briefe durch eine inhaltlose Kürze empfahlen, während sich die meinen durch das Gegenteil verdächtig machten, so erklärt sich dies sehr einfach aus der parallelen Tatsache: daß die Distanz, die ihn mit mir verband, eben geringer war als die Distanz, die mich mit ihm verband. Kann sein, daß Herr von Hoffensthal für diese Tatsache blind war; möglich, daß er die ungeschminkte Offenheit, mit der ich mich — auf seinen Wunsch — über seine ersten Bücher äußerte, nicht bloß als einen selbstverständlichen Charakterzug, sondern als Ausdruck einer besonderen Wertschätzung hinnahm. Dann aber, dünkt mich, hatte er aus diesem Trugschluß den rechten Schluß zu ziehen und hätte seinen guten Glauben nicht selbst desavouieren dürfen. Denn wenn schon Herr von Hoffensthal das unabweisliche Bedürfnis empfand, sich über Wert und Unwert der von mir geleiteten Zeitschrift auszulassen, so hatte er die schönste Gelegenheit, sich in „kameradschaftlichem" Sinn zu revanchieren. Er durfte mir ruhig seine Meinung sagen. Auch über Dallago, selbstverständlich. Ohne Umschweife, ohne Wohlwollen — ohne Verständnis. Aber in einem Tone, der etwas von dem Anstand haben müßte, mit dem ich Herrn von Hoffensthal, solange er noch dichterisch etwas zu sagen hatte, meine Reverenz erwies. Statt dessen belästigt er mich aufs Geratewohl mit einer öden Witzelei, die selbst dem Ulkbedürfnis einer Faschingszeitung zu banal erschiene, und ignoriert so selbst nicht nur die freundschaftlichen Empfindungen, von denen er mich blind besessen wähnte, sondern auch die taktvoll unverbindliche Haltung, mit der ich ihm in Wahrheit stets begegnet bin.

Und ist verdutzt, versteht sich, wenn ich für seine Späße kein Verständnis zeige. Doch weit entfernt, sich an den Kopf zu greifen, greift mir der Psychiater (der stets ein dürftiger Psychologe war) gelassen nach dem Puls und diagnostiziert: Er habe sich in mir getäuscht. Ich sei gar nicht so harmlos, wie er dachte. Im Gegenteil: ich sei sogar imstande, eine Gemeinheit zu begehen: Vielmehr: ich

sei schon im Begriffe. Das lasse er nicht zu. Er könne es nicht dulden, daß ich den eigenenen Mitarbeiter, der doch ein so sympathischer Mensch sei, in meiner eigenen Zeitschrift einem Spott aussetze, den dieser Kaffer — pardon: dieser Chineser — nur privatim verdiene. . . Das sei wider die Regel und den Anstand. Mit einem Wort: Er protestiere!

Vergebens, wie er sieht. Denn erstens erblicke ich in Herrn von Hoffensthals Erklärung, seine alberne Verunglimpfung Dallagos sei nur für mich allein bestimmt gewesen, eine Auszeichnung, die mir als verantwortlichem Leiter dieser Zeitschrift nicht gebührt; und da ich überdies der Meinung bin, daß seine Weigerung, den Wortlaut seines kritischen Erlasses vor der Öffentlichkeit zu verantworten, das Unverantwortliche seines Vorgehens nur bekräftigt, so trage ich schon aus diesem Grunde kein Bedenken, Herrn von Hoffensthal vor jenes Forum zu zitieren, dem er mehr Rücksicht zu schulden glaubt als mir. Zweitens aber hat Dallago natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß Herrn von Hoffensthals freimütiges „Urteil" über ihn auch solchen Anteilnehmenden bekannt werde, denen der Unterschied zwischen dem geistigen Niveau eines konfusen Narren und dem eines gemeinverständlichen Poeten noch nicht geläufig war. Im übrigen ist Herr von Hoffensthal trotz seiner Überzeugung von der Unzurechnungsfähigkeit Dallagos objektiv genug, Dallagos warmherzige Begrüßung seines Erstlingswerkes (die längst ihre Berechtigung verloren) auch heute noch als eine kompetente Würdigung in Reklameprospekten zu unverdienten Ehren zu bringen. Wie sollte da der also Geehrte sich lumpen lassen und auf ein solches Beispiel edler Selbstverleugnung hin noch zögern, den Beweis äquivalenter Weitherzigkeit zu erbringen!

Ist doch auf diese Weise alles ausgeglichen und in schönster Ordnung!

„Rührend demütig" hat Herr von Hoffensthal die Betonung eines Ichgefühls genannt, das sich, marktfern und einsam, zu einem altchinesischen Weisen in Beziehung setzte, weil es dessen Art als tiefverwandt, als Quelle reinen Menschentums, als Halt und Sicherung für sich erkannte. Kein Wunder, daß ein Selbstgefühl von so verlorener Eigenart das Interesse und die Spottlust eines Psychiaters reizen muß, der als Poet die Herzen aller Backfische im Sturm erobert und der es in seinem Schaffen nicht bloß zur billigen Schaustellung eines stolzen Selbstbewußtseins, sondern nachweislich bereits zur glänzend honorierten Glorifizierung seiner Unwiderstehlichkeit gebracht hat. Aber da Herr von Hoffensthal seiner Spott-

luſt auch das Motto: „Warum als Dichter in die Ferne ſchweifen?“ unterzulegen ſcheint, ſo muß man ihm doch zu verſtehen geben, daß die ſublimſte Miſſion der tiroliſchen Literatur nicht auf die Dauer darin gipfeln kann, die jungen Gänſe und die Poeſie auf dem Ritten zu hüten. Und wie treffend er mit „rührend demütig“ die Art des Verfaſſers von „Laotſe und ich“ bezeichnet, wird einem erſt ſo recht bewußt, wenn man ſich unverſehens dem dreiſten Hohne einer geiſtigen Herablaſſung preisgegeben ſieht, der man es auf den erſten Blick anmerkt, daß ſie nicht nur Dallago, ſondern Laotſe ſelbſt mit einem Confuſius verwechſelt.

Dieſe prinzipielle Einſicht bequemt ſich ſchließlich gerne zu dem Zugeſtändnis, daß „„China und ich“ von Hans von Hoffensthal‘ in der Tat geiſtig beſcheidener klingt als „„Laotſe und ich“ von Carl Dallago‘. Denn das Mißverhältnis zwiſchen China, dem großen Tummelplatz der Unſentimentalität, und dem ſteifen Ich eines poetiſchen Herzenbrechers aus Tirol iſt zu grotesk, als daß nicht jeder Kundige ſofort den unfreiwilligen Humor dieſer Zuſammenſtellung ſpüren ſollte. Da aber Herr von Hoffensthal nun einmal in der glücklichen Lage iſt, als wohlbeſtallter Schiffsarzt in Länder zu geraten, denen ſich andere zeitlebens nur im Geiſte zu nähern vermögen, ſo gönne er Dallago den „Anſchluß“ eines ſolchen Armen im Geiſte und trachte, den eigenen fahrplanmäßigen nicht zu verſäumen. Denn ob nun Herr von Hoffensthal dem fernen Oſten mit oder ohne geiſtiger Ehrfurcht naht — ſoviel ſteht feſt: Das unerbittliche Aviſo „Patienten und Neugierigen iſt der Eintritt verboten“ prangt dort an keines Heiligtumes Schwelle.

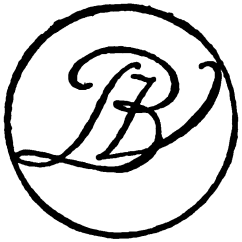
Ludwig von Ficker.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 8·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Am 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 10.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Menschendämmerung / Richard Smekal: Lieber Gast / Hugo Neugebauer: Das Ordal / Ludwig Seifert: Verwirrung / Paul Scheerbart: Der kaltblütige Kommandant / Hugo Neugebauer: Des Narren Herbstlied / Benedikt: Innsbr. Kunstschau X / Karikaturenfolge 34: Max von Esterle: Das kunstkritische Manna.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. Oktober 1911. Heft 10.

Menſchendämmerung / von Carl Dallago.

Ich habe es ſatt in allem. Ich mache nicht mehr mit — nichts mehr mit. Ich umgürte mein Daſein mit Wall und Graben. Ich laufende Linie in der Zeit ſchließe mich zuſammen, daß ich bin wie ein Kreis. Draußen liegen Menſchen und Dinge. Draußen dogmatiſiert die Kirche, draußen verordnet der Staat, draußen kläfft die Geſellſchaft, draußen beengen Sitte und Satzung Wachstum und Entfaltung, draußen durchzieht die Bildung als Maskerade die Welt, — draußen bläht ſich eine Preſſe, ihre Anrüchigkeit zum Machthabertum aufgeputzt, Kupplerin und Hure in einem, die Gier von Markt und Philiſter hätſchelnd mit ihren welken Reizen, — draußen verdirbt die brutale Fauſt der Ziviliſation Menſchen und Dinge und macht ſie verlogen, feige und tückiſch, — draußen beherrſcht eine Einſicht die Welt, zu jeder Schandtat bereit bei verſchloſſenen Türen und allen Verrichtungen das Wort redend, die mithelfen ertöten das innere Leben. — Draußen liegt die Dämmerung, wie ſie kerkerhaften Räumen eignet. Das Licht des Intellekts erhellt ſie. Es iſt das Licht, das mit grellem trügeriſchem Schimmer die feile Geſchäftigkeit der Menſchen umzüngelt — ihre Sucht nach Erwerb und Gewinn. Es bekundet mit der eigenen Helle das Dämmerdunkel um dieſe Menſchen — ihre räumliche Haft. Denn wo das Licht des Lebens ein Daſein erhellt, verblaßt alles Leuchten des Intellekts wie Talglicht vor der Sonnenhelle, — verfällt alle Wandung der Einſicht und Berechnung. Das Räumliche öffnet ſich

und läßt einen frei. Und man findet und beſtaunt ſich und das Nichtendenwollen des Raumes um ſich und erkennt dort, wo das Licht des Intellekts noch den Raum beherrſcht und erhellt, der Menſchen Dämmerung.

* * *

Ich bin wie entronnen aller Haft. Ich fühle mich nun frei. Ich habe nun Licht und Luft genug. Ich habe mich aufgetan, indem ich mich einſchloß. Indem ich in mich gehe, mach ich mich immer noch mehr auf. Alle Wege von einem fort führen zur Veräußerlichung. Und wer ſich veräußerlicht, kerkert ſich ein. Die ganze weite Welt als Landſchaft findet dann in einem keinen Platz mehr — keinen Widerhall. Die Seichtheit und Enge in einem ſperren ſie hinaus. Dann hat man keine Landſchaft mehr in ſich: keine Sonne — keinen Himmel — keine Berge — kein Meer. Alle Beſchaulichkeit — alles Träumen iſt einem abhanden gekommen. Man iſt nur mehr Beſchäftigung oder Langeweile, dabei von Pflichten und Rechten angefüllt, die einem keine Nahrung ſind. Und der Intellekt iſt in einem Herrſcher. Man iſt ihm überall untertan — ſogar im Genuß. Es beſagt: man ſucht ſeinen Vorteil noch im Genuß und miſcht ſo in alles Genießen ein Ungenießbares hinein; man kennt nicht mehr das reine Genießen, deſſen Art iſt: allen Vorteil von ſich werfen. Denn reines Genießen will volle Freiheit. Und ſeinen Vorteil ſuchen, behindert am meiſten die innere Freiheit. So iſt man eben dort am finſterſten eingekerkert, wo der Intellekt, der immer ſeinen Vorteil ſucht, obenan iſt. Dort iſt größte Veräußerlichung. Und Veräußerlichung iſt Verarmung. Meine Abneigung und Abwehr gegen die Herrſchaft des Intellekts iſt ſomit wohl begründet. Solche Herrſchaft bedeutet unſer einem die größte Verarmung des Lebens — das eigentliche Abenddämmern am Menſchen, das einem Nachtwerden vorhergeht — einem völligen Verdunkeln des Lichts des Lebens: — Menſchennacht.

* * *

Aber ich will eine Zeit nicht ſchlechter machen, als ſie iſt. Es mag zu allen Zeiten das Dunkel vorherrſchend ſein und iſt doch nicht

imstande, einem wahrhaften Leuchten aus eigenem den Weg zu verlegen, wo solches vorhanden ist. Es wird solchem Leuchten nur Ansporn, sich fester zusammenzuschließen und sich aufzutun nach innen hin. Der Lichtdurst findet immer zur Quelle des Lichts und das Licht seine Wege, mag es außen herum noch so finster sein. Eine Dämmerung — ja eine Nacht um einen verhindert noch nicht, daß die Gänge in sich selber hinein lichtvoll sind. Man ist da von anderen Dingen abhängig — von anderen Sonnen.

Und so setze auch ich meine Wege fort, unbekümmert, was draußen umgeht. Es liegt außerhalb des Kreises, der mein Dasein einschließt und nun meine einzige Behausung ist. Je dunkler es wird um einen von den Menschen her, umso heller glänzt es vielleicht von innen heraus, wo die Landschaft aufzuleben beginnt, der man sich oft glühend und mit allen seinen Nöten anvertraute und hingab. Ein Landschaftsmensch erlebt seine Liebe zur Natur — zur Landschaft wie die Liebe zu einem Weibe. Und es ist das Stärkste an ihm: seine mächtigste Verankerung — seine größte Befreiung — sein tiefstgehendes Unabhängigsein von Welt und Menschen. Man pfeift wirklich auf alles von den Menschen — von den Übervielen her, weil einem ihr Geneigtsein oder Abgeneigtsein — ihre Ehrung oder Mißachtung ein völlig Gleichgültiges ist. Weil einem die Menschen als Masse — als Gesellschaft — als Vereinigungen mit allen ihren Einrichtungen und Wertungen Äußerlichkeiten geworden und ferne gerückt sind und die Wege nicht mehr zu kreuzen vermögen. Wer wahrhaft sich lebt, hält seine Sinne anderen Dingen geöffnet als den Anschauungen und Obliegenheiten solcher Menschen.

Und ich lebe mir — lebe nun mir mehr als je! Ich habe vielleicht von jeher dunkel und verschwommen gefühlt — als williger Anhänger des Instinkts —, daß für jeden, der in diese Welt gesetzt wird, als erstes und höchstes Gebot gilt: sich zu leben. Es besagt: Dem Gesetzlichen in sich willig zu sein — sich aufzutun und sich nachzugehen, so seine Bestimmung einzuholen und sich zu erfüllen. Dies Gebot ist mir bis auf den heutigen Tag immer klarer geworden, seine Wege immer bestimmter, vorgezeichneter, wahrnehm-

barer, — das Ziel immer mehr ſich verlierend, bis es, völlig eingehend, ſelber Weg ward und mir, als einem Endloſen, ſo kein Hemmnis mehr ſetzt. So lebe ich nun mich — als Natur — als Welt — als ein Ding, das ſich nicht zuende begehen noch erkennen laſſen will, — als Behälter für alle die Wunder und Rätſel um mich — als Kameraden und Liebhaber dieſer Wunder und Rätſel, — als Liebenden des Weibes, des urſprünglich wohl lieblichſten Wunders und Rätſels, — als begehrende tiefe Räumlichkeit für dieſen wunderlichen Begriff Weib, — als Suchenden und Glühenden nach Weibstum, als dem, was meiner Weſenheit noch immer am fühlbarſten abgeht, — als Wiſſenden um meine Unwiſſenheit und Unzulänglichkeit, die Wunder und Rätſel um mich zu löſen, es ſei denn durch das Gefühl, indem ich in ſie aufgehe. Es bedeutet: indem ich in mich aufgehe — indem ich mich ſelber in alles Unerklärbare hineinbreite und ſo das Unerklärbare in mir ausbreite, bis mein Gefühl ſeine Beſchaffenheit aufnimmt.

So trage ich mich ſelber als Licht hinein in die Dinge und erhelle ſo vielleicht die Dämmerungen, die überall aufſteigen, wo die Menſchen am Werke ſind, ihr Menſchentum einzubüßen. So leuchte ich auch in mich hinein und finde immer beſſer die Wege, die in die Tiefe führen zur urſprünglichen Ordnung der Dinge. Denn am Urſprung der Dinge herrſcht Ordnung: wo etwas entſpringt, iſt etwas geordnet. Es iſt das Leben des Waſſers in Fels, Geröll oder Sand bereits geordnet, wenn es als Quell hervortritt. Es iſt das Leben der Pflanze bereits geordnet, wenn der Same aufgeht. Es iſt das Leben von Tier und Menſchen bereits geordnet, wenn es vom Mutterleib ausbricht. Das alles iſt wahrnehmbar. Es nötigt einen, für allen nicht wahrnehmbaren Urſprung ebenſo ein Geordnetſein anzunehmen. Es iſt gewiß ein geordneter Stand des Samens, der das Ei befruchtet, und es iſt ein geordneter Stand des Eies, der Befruchtung annimmt. Es iſt eine innere Kraft in einem geordnet, bevor Liebe in einem entſpringt und Hingabe auslöst. Es trägt ſicher alles Urſprüngliche in der Natur ein Geordnetſein in ſich, das ſich nie ganz aufdecken läßt. Aber das Schauen — die Kraft

des Gefühls vermag einen dieser ursprünglichen Ordnung der Dinge näher zu bringen, wenn man nur erst seine intellektische Anmaßung, die den Menschen von heute bereits als Gebrechen anhaftet, los wird.

Man trete hinaus in die Natur — in die Landschaft! Findet sich nicht überall eine höhere — eine wunderbare Ordnung der Dinge: an jedem Baum — an jedem Halm — an jedem Geschöpf? Was hat der Mensch dagegen aufgebracht? Man erwäge einmal: Was hat die Natur — was hat der ursprüngliche Stand der Landschaft dem ursprünglichen Menschen alles eingebracht, und was hat unsere Zeit — rein äußerlich genommen — ihr dafür hinterlassen? Man denke an die unzähligen ausgerotteten Waldungen — an die Verunreinigung lieblichster Täler durch Fabriksschlöte — an das Hineinstellen gräulicher Mietskasernen in die herrlichsten Lagen der Berge — an das Eingehen stiller Gehöfte mit ihrer natürlich gepflegten Umgebung — an das Aufblühen schreiend nüchterner Stätten für Menschenschwärme. Die Natur — die Landschaft als solche ist sicher nie von den Menschen bereichert oder verschönert worden. Es sind heute noch immer Gegenden, die vom Menschenzufluß verschont werden, am erquicklichsten zu schauen. Welche Weihe hat nicht ein Boden, den nie oder selten eines Menschen Fuß betreten hat? Es berührt einen, als ob ihm andere — gleichsam vorweltliche Kräfte noch eigen wären. Dagegen sind an sich hervorragend schöne Landstriche so und so oft schon durch Menschenansiedlungen völlig verdorben worden. Wo der Mensch nur als Intellekt — nur als Gewinnheischender hintritt, wird alle Natur — wird die Landschaft geschändet. Was hat nicht schon der Fluch der Großzucht der Industrie an Landschaft und Menschen angerichtet? Die Ordnung, die der rücksichtslos gewinnsüchtige Intellekt schafft, ist Verkümmerung an Natur und Leben.

So entsteht in einem, wenn man noch Mensch genug ist, eine ungeheure Sehnsucht nach einem ursprünglicheren Stand der Dinge, — ja nach seinem ursprünglichsten Stand — dem Chaos. Man sagt sich: Wenn die von menschlicher Einsicht geschaffene Ordnung — die Welt, so wenig taugt, was jeder Schritt in das Leben offenbar

macht, muß das Urſprünglichere, zu dem das Heute wie ein Gegenſatz iſt, ein Tauglicheres ſein. So ſtellt man der heutigen Welt gleichſam das Vor-weltliche gegenüber — dem von menſchlicher Einſicht geſchaffenen Sein das urſprüngliche Sein — das Chaos. Und man erkennt plötzlich: Das Chaos enthält die natürliche Ordnung der Dinge. Erſt unſer Unvermögen des Schauens — unſere Einſicht — unſer Verſtehen, das Mangelhafte und Unzureichendſte an uns, wo wir es für hinlänglich und nach überall hin reichend wähnen, machen dieſen Stand der Dinge zum Chaos, — legen die Verwirrung und Verirrung in uns, die urſprüngliche Natur als Chaos zu empfinden.

Das hört ſich wie eine Entdeckung, entſproſſen dem Gefühl. Es trifft unſer einen mit frohlockender Sicherheit und gibt einem eine neue dringende Aufgabe, würdig eines ganzen Lebens. Sie ſoll ſein: Licht ſein zu wollen — Flamme — Brand, das Chaos zu erhellen, um einigermaßen wahrnehmbar zu machen ſeine höchſte Ordnung — ſeine natürliche Ordnung der Dinge.

* * *

Meine Gefühlserkenntnis überprüfe ich ſo: Wo der Menſch noch fähig iſt, redlich zu denken, müßte er ſich ſagen: Ich glaube erſt dann an eine von menſchlicher Einſicht geſchaffene beſſere Ordnung der Dinge, wenn ſolche geſchaffene Ordnung ein beſſeres Gedeihen der Dinge als ihre urſprüngliche natürliche Ordnung auslöst. Nun ſteht die Sache aber ſo: Wir kommen mit unſerer Einſicht gar nicht an die urſprüngliche Ordnung der Dinge heran: es iſt uns daher unmöglich, ſie zu werten. Wohl aber können wir immer wieder wahrnehmen, daß die von Menſchen geſchaffene Ordnung nicht danach angetan iſt, die Dinge gedeilich zu geſtalten, daß vielmehr viele Dinge durch ihr Beherrſchtwerden von Menſcheneinſicht verkümmerten. So vor allem der Menſch ſelber. Eine ihm gewaltſam aufgehalste Ordnung hat ſein Menſchentum immer mehr beengt und eingezwängt, bis es ſchließlich in die Formen ſeines Bedrückers aufging.

Wenn ich mir ſo einen, der geſchaffenen Ordnung erlegenen, Menſchen vor Augen führe — Mann oder Weib — finde ich meinem Gefühl nach, daß nichts mehr an ihm an ſeinem richtigen Platz iſt. Ich wittere an ihm die zerſtörte innere Geſetzlichkeit, die urſprünglich jeder Natur eignet. So einen Menſchen hält und erhält nur mehr ein Äußerliches. Es macht ihn ſchwankend wie Rohr im Wind, verwehbar wie welkes Laub, zerbrechlich wie Geſchirr; denn alles, daran er ſich hält, iſt ſo ſchwankend — ſo verwehbar — ſo zerbrechlich. Es iſt die neue geſchaffene Ordnung; ſie begrub in ihm die urſprüngliche innere Geſetzlichkeit und mit ihr ein natürlich Geordnetes in ihm. Denn nur, wo das innere Geſetzliche noch in Kraft iſt, erhält ſich die natürliche Ordnung der Dinge. Demnach wäre der Weg zu dieſer natürlichen Ordnung ein Wachrufen — ein Ausgraben — ein Freilegen der inneren Geſetzlichkeit in einem. Sie nur iſt aufzuſpüren — ihr allein nachzugehen und alles, was ſich ihr in den Weg ſtellt, abzulegen oder zu überwinden, wenn in einem die natürliche Ordnung wieder hergeſtellt werden ſoll. — So verlangt es mein Glaube. So verlangt es der Glaube an die Menſchennatur, der den Begriff Natur bereits mit dem Begriff Vollendung verwachſen ſein läßt. Wo die Natur am reinſten iſt — am Urſprung, iſt ſie Chaos. Es trägt als ein Ewig-Urſprüngliches die höchſte Vollendung in ſich: ihm eignet am reinſten die natürliche Ordnung der Dinge.

Ein chaotiſcher Baum — ein chaotiſches Tier wäre immer noch *Höchſtes* ſeiner Gattung. Der Begriff Züchtung im Sinn einer Einſicht wird an ihnen Verkümmerung. Es ſind auch Bäume und Tiere, an die keine weltliche oder menſchliche Einſicht rührte — alſo gleichſam *vor*-weltliche Bäume und Tiere — noch immer das Vollendetſte ihrer Art. Es müßte der chaotiſche Menſch — der *vor*weltliche Menſch auch der *Höhenmenſch* ſein.

Der Begriff Welt im Sinne eines von der Einſicht Beherrſchten — eines erſt durch Einſicht Geſchaffenen legt erſt das Verkleinernde, das Veräußerlichende, das Beſchränkende und Abgrenzende um die Dinge — um die Menſchen. Ein Durchbrechen dieſer Welt ergibt

wieder den großen Anſchluß, das Wiedereintreten in ein Urſprünglich-Endloſes — in ein Vor- und Nach-Weltliches — in das Chaos. Von hier aus hineingeleuchtet in unſre Zeit — in unſre Wertung — in alle Dinge: Welch ein Umſturz der Dinge! Welch ein Umſturz der Werte — der Wege wenigſtens zu unſrem Wachstum — zu unſrer Entfaltung — zu unſrer Erfüllung!

Das ſehr vereinzelt Stehende der angedeuteten Richtung tut ihrem Wert und ihrer Richtigkeit noch lange keinen Abbruch. Übrigens ſpürte ein Eigenſter der lebenden deutſchen Schriftſteller auf völlig anderen Wegen bereits Ähnlichſtes auf. Karl Kraus ſagt in ſeiner Heine-Schrift: „Kunſt bringt das Leben in Unordnung. Die Dichter der Menſchheit ſtellen immer wieder das Chaos her.“ Ich höre es ſo: Kunſt bringt die geſchaffene Ordnung, die nicht das Leben iſt, in Unordnung. Die Dichter und Künſtler, die Menſch genug ſind, ſtellen immer wieder die natürliche Ordnung der Dinge — das Leben — das Chaos her.

* * *

Ich gehe nun daran, das Chaos in mir wieder aufzurichten. Die Überſattheit bis zum Ekel an aller geſchaffenen Ordnung macht mir einen unbezähmbaren Hunger nach der natürlichen Ordnung der Dinge. Ich trachte nun vor allem die urſprüngliche Geſetzlichkeit in mir bloß zu legen, damit ſie wieder vollends in Kraft trete. Dies denke ich zu erreichen, indem ich ungemein willig werde allen Regungen der Tiefe. Indem ich dieſen Regungen nachgehe und ihnen Wege bahne, daß ſie zur Tat kommen, wo ſie Tat verlangen. Was aber wohnt mehr in der Tiefe als die Liebe?

Und ich höre in mich hinein: ich vernehme deutlich ein Pochen. Es iſt wohl ſchon lange Zeit über da, bald mehr — bald minder ſtürmiſch. Es hat von mir Beſitz genommen, wie ein Licht von einem Raum Beſitz nimmt, indem es ihn erwärmt und erhellt. Es iſt die Liebe. Eine Liebe, die aus jeder Umzäunung hinaustritt.

Ich habe mich dem Daſein angelobt und angetraut, wie es ſonſt nur dem Weibe der Wahl wird. Denn ich habe noch immer nicht am Weibe gefunden, was ich ſuchte. Ich habe noch nie ein Weib beſeſſen, das

mir nur Weib sein wollte — nichts anderes. Immer verdarb mir die Ehe das Weib, daß es mir zur Frau wurde. Es ist dabei, als zertrete eine neugeschaffene Ordnung von außen her die natürliche Ordnung der Dinge — hier die der Liebe. Und so möchte ich vorerst in der Liebe zum Weibe die natürliche Ordnung wieder herstellen. Das Dasein ist so weit und endlos, und oft langt man mit sich nicht aus, es zu umarmen — dieses Überweit-Reichende — Nichtendende. Man begehrt seinesgleichen der Gattung nach als Zwischenglied — als Vermittlung, — man sehnt sich das Unmeßbare und Ewige des Daseins an körperlich Meßbarem und Zeitlichem aufzugreifen — das Unübersehbare des Daseins am körperlich Übersehbaren festzuhalten: am faßbaren Weibstum. Es ist wohl das vergängliche Gleichnis, das das vergänglich Leibliche, das Äußere an einem, anstrebt und zuweilen noch anstreben muß, auch zur Handhabung und Eröffnung des Inneren. — —

Und nun: Habe ich nicht schon eim Kind aufgespürt — ohne eigentlich auf der Suche zu sein —, so wie man zuweilen ein Wild aufspürt, ohne daß man auf der Jagd oder Jäger ist? Alle Regungen meiner Tiefen laufen ihm zu. Es ist wohl etwas seltsam verkörpert in ihm, was ich schon lange als Geliebtes in mir trage: Acker, Wiese, Wald, der weiche Wellengang der nahen Almen. Es mag sein, daß, wenn man immerwährend und machtvoll die Landschaft als Triebkraft in sich trägt, eine andere Triebkraft, die geschlechtliche, diese Landschaft in einem Menschlichen unterbringt, dem man gut sein möchte mit Taten und auch gut sein könnte dem Geschlechte nach. Weibstum und Landschaft werden so wie eines in einem. Ein Verliebter und Glühender in ein so Vereintes wird man selber.

Nun gilt es, daß man sich einem nicht vorenthält, auch wenn eine Welt einem vorenthält, was in einem ist. Und das Begehrte ist in mir — lebt in mir; es hat in meinen Tiefen bereits Wurzel gefaßt. Ich will die Wurzelung emportreiben, wie ein Baum sein Geäst im Wachstum emportreibt. Ich sehe es als ein Gesetzliches an, das in mir wach wurde. Ich will ihm nach Kräften die Wege freimachen, um in mir mit meinem Verlangen in natürlicher Weise zur Ordnung

zu kommen und das Chaos wieder herzustellen — die Ursprünglichkeit meines Wesens.

Daß dies Gesetzliche aus der Geschlechtssphäre kommt, darüber staune ich nicht. Ich weiß das Geschlechtliche am weitesten in mich hineinreichend und zugleich seine Fühler nach überall hin ausgestreckt: so läßt es einen gleichsam zuerst verkosten von allen Dingen. Es zieht das ganze Menschentum hinterher mit allen Tiefen. Und seine machtvollste Ausrüstung ist noch immer die Liebe.

Schon geht eine große Neugierde mit mir, wie alles noch kommen wird, nachdem ich noch immer staune, wie alles so gekommen ist. Ich weiß mich so sicher, wenn ich mir nachgehe, und sonst weiß ich nicht mehr, als daß ich willig sein werde dieser Sicherheit. Mag sie mich immerhin beliebig führen! Ich habe jedes Ziel verloren, seitdem ich Weg bin, und ich fühle wie dieses Wegsein mich immer mehr dem Chaos zuführt — wie es mich der natürlichen Ordnung in mir immer näher bringt. Ich wüßte sonst nicht, woher die innere Frohheit käme für meine Wege, auch wenn sie zu nichts oder zu Mißlichem führen. Die Wege müssen es selber sein, die etwas von Erfüllung in sich tragen. Es ist, als verlöre sich auf ihnen alles Verlangen in Willigkeit. Man besitzt förmlich, ohne zu besitzen: so frei fühlt man sich.

Und darauf scheint es mir anzukommen: daß man sich frei fühlt, — daß man sich berechtigt fühlt nach allem zu langen, was in einem ist — ja nicht nur berechtigt, sondern daß man sich geradezu ausgestattet fühlt, so zu tun, — daß keine Menschen-Einsicht mehr imstande ist, einem aus Absichten Pflichten zu drehen. Daß man trinkt, wenn einen dürstet — daß man ißt, wenn man Hunger hat — daß man ausruht, wenn man müde ist — daß man glüht und Treue hält, wo man liebt. Daß es so von einem nach Kräften gehalten wird. Daß man selber als Mensch einer Welt den Weg verlegen hilft, die dem Dürstenden den Trunk — dem Hungrigen die Speisung — dem Müden das Ausruhen — dem Liebenden das Glühen und Treuehalten verwehrt, weil man eben selber als Mensch ein Dürstender — Hungriger — Müder und Liebender ist, — und

so eine Welt mit dem vermeintlichen Segen ihrer durch Hochkommen der Einsicht geschaffenen Ordnung Menschen und Dingen oft genug zum Fluche wird. Daß man so dem Gesetzlichen in sich leben will Tag für Tag. — Es ist noch immer das höchste Untertansein — die erlauchteste Folgschaftsleistung — der heiligste Gehorsam. Ich wenigstens habe noch nie einen Grund gefunden, das Gesetzliche in mir als nicht von Höherem als der menschlichen Einsicht in mich gelegt zu betrachten.

Und wenn ich einmal soweit bin in Tun und Lassen: hab ich da nicht bereits behoben alle Schädigungen am Menschen, von der Herrschaft menschlicher Einsicht zugefügt? Hab ich da nicht die Menschendämmerung bereits durchbrochen — der Menschen Nacht hinter mir? — Fängt dann nicht schon eine neue Dämmerung an — ein Morgengrauen, das langsam in Helle überfließt, wenn der Mensch in einem als wachgewordene innere Gesetzlichkeit seine vor-weltlichen — also älteren Kräfte und damit auch älteren Rechte entgegensetzt einer falschen, hinfälligen, durch Einsicht verkümmerten Welt? —

Barena, im Juni 1910.

Lieber Gast / von Richard Smekal.

(Einer Freundin zu eigen.)

In den Herbst läuft keine Sehnsucht,
Reife Garben schließt das Tor,
Schwere Früchte trägt der Garten,
Die nur still sind, lächelnd warten,
Beugt sich eine Hand empor.

Kommt ein goldenbrauner Schimmer
Dieses Seins in unser Sein,
Lieber Gast in meinem Zimmer,
Spürst du diesen lichten Schein?

Unſrer Hände ſtill Verſchränken
Lebt ſo fromm in dieſem Raum,
Nur ein Da-Sein, kein Gedenken,
Leiſeſtes Bewußtſein kaum.

Und die Kraft zum Abſchiednehmen
Macht die Stunde ſüß und ſchwer,
Ohne Zögern, ohne Grämen,
Als obs ſo beſchloſſen wär.

Meine Tür geht nach dem Garten,
Wo du leiſe lächelnd gehſt,
Und in mir erwacht ein Warten
Bis du wieder vor mir ſtehſt.

Das Ordal / von Hugo Neugebauer.

„Wo?“

Der alte König beugte ſich weit vor, hielt die knöcherne Hand an das halb ertaubte Ohr und mühte ſich, mit dem altersſchwachen Blicke das Dämmer zu durchdringen, in das die Geſtalt des Bauern tauchte.

„Herr, auf dem Berge der Sehnſucht, ja, der Sehnſucht.“

Die Augen des alten Königs funkelten wie die einer Katze und ſeine dürren Finger krampften ſich um die Drachenköpfe der Armlehnen.

„Bei Vollmond?“

„Ja. Bei dem heißen Brunnen, wo es Frühling iſt mitten im Winter. Unter dem blanken Hange, über den man nicht ſchreiten kann ohne auszugleiten. Wie gefegt ſieht er aus, wie ein friſch gefegtes Schwert glänzt er im Mondlicht. Den kamen ſie herab zum Brunnen alle ſicheren Trittes, weil ihre Sohlen nackt waren.“

„Wie ihre Leiber, nicht wahr?“

„Muttergottes, Herr, ja, weil Ihr es geſagt habt! — Verzeih mir Gott die Sünde: ganz nackend.“

Irgendjemand lachte. Es ſtak in ſeiner Kehle noch die Heiſerkeit von jener kalten Nacht, als ſie den Hang hinabſtiegen, ganz nackt, mit wunderlichen Dingern auf den Armen.

„Still du dort!“ herrſchte der Narr, der auf dem Fußſchemel thronte. „Lach nicht, wenn der König ernſt iſt.“

„Und einer führte ſie?“ fuhr der König fort. Es war ſo ſtill nach der Frage, daß man das Herz des Alten ſchlagen hörte.

„Ja, Herr. Ein Mann, traurig anzuſehn, blaß um den Mund und mit Augen wie die Nacht. Er hatte um den Kopf einen Zweig mit braunem Laube und ſang ein Lied, das den Wind beſchwichtigte. Und die Weiber ſchritten auf ſeiner Fährte, eine nach der andern.“

„Und die Königin war dabei? Sagteſt du nicht ſo, Mann? — Kennſt du die Königin?“

Er blickte ſo wild, daß der Bauer zauderte.

„Bedenk jedes Wort!“ ſprang des Narren dünne Stimme in die Pauſe. „Dein Kopf ſitzt nicht feſt, er wackelt ſchon.“

„Du Bunter,“ ſprang ein Hirt dem Bauern bei, „ſein Kopf wackelt ſeit zehen Jahren, ſeit ihm der Bergſchreck in die Glieder fuhr.“

„Weiter, weiter,“ drängte der König. „Die Königin war auch dabei?“

„Herr, wenn Ihr mir den Kopf laſſet —“

„Ich ſchenke ihn dir.“

„Dann ja, Herr.“

„Wenn, dann!“ rief der Narr dazwiſchen. „Ja mit der Zunge und nein mit dem Kopfe. Das gilt nicht, Haymon, gilt nicht. Er lügt mit ja und nein. Laß ihn ſtäupen.“

„Dich laß ich ſtäupen!“ brauſte der König auf. „Du aber fahr fort. Die Königin war auch dabei?“

„Ja, Herr. Sie folgte dem Traurigen auf den Ferſen. Sie trug auf den Armen ein unſichtbares Ding unter einem weißen Schleier wie die andern. Sie hatte die Augen geſchloſſen wie die andern. Sie taten alles mit geſchloſſenen Augen wie im Schlafe. Nur der Traurige war wach.“

„Was taten ſie?“

„Als ſie zu dem heißen Brunnen kamen, da warfen ſie die eingewickelten Dinger ins Waſſer. Dann nahm der Traurige den Kranz vom Kopfe, tauchte ihn ins Waſſer und beſprengte damit die ſchlafenden Frauen.“

„Da wurden ſie wach, nicht wahr?“

„Nein, Herr, da begannen ſie zu tanzen. Und im Buſch war einer verſteckt, der hub an zu pfeifen. Und ſie alle tanzten nach ſeiner Pfeife, die Weiber, und ſchlugen mit den Händen den Takt dazu auf die nackenden Schenkel. Und es war ein lautes Geklatſche in der toten Luft. Sie ſtampften mit nackenden Sohlen den Boden und es ſpritzte unter ihren Tritten auf, denn es iſt feuchter Grund um den Brunnen, Herr. Die Weiber tanzten und die heißen Blaſen ſprangen aus dem Brunnen auf und zerplatzten, daß es knallte. Und der Traurige ſtand mitten auf dem Waſſer und hatte den Dampf um ſich als ein Gewand. Und rings um ihn wallten im Waſſer die Leiber von Säuglingen auf, die waren geſotten wie Fiſche in der Faſte.“

Ein Gemurmel lief die Wände des Saales entlang wie Geſtöhne von Schlafenden, die der Alp drückt. Aber die Wangen des alten Königs glühten und ſeine grünen Augen funkelten wie die einer Katze im Dunkeln.

„Als ein Gewand?“

„Ja, Herr. Und um ſeinen Kopf war ein Heiligenſchein.“

Wieder lachte der Heiſere hinter der Säule.

„Schweig!“ kreiſchte der Narr. „Zerbrich nicht den Bogen des Königs.“

„Ein heiliger Schein?“

„Ja, Herr. Als das Haus der Ausſätzigen abbrannte unter dem Zwergkiefergehocke, weit draußen, wo die Weiden enden und die Schafe ſich verlaufen, da ſah ich einen roten Schein am Himmel. Genau ſo war der Schein um den Kopf des Traurigen, Herr.“

„Und dann?“

„Und dann kriegt ich den Wirbel in den Kopf, den Schwindel, Herr, und ſchlug platt auf den Bauch und ſah und hörte nichts mehr. Aber der da, der Ern, der kann Euch mehr berichten.“

Der König winkte und ein Jüngling trat vor, faſt noch ein Knabe, ſchlanken Wuchſes und mit feinen Gliedern, wie ein Junker.

„Biſt du der Ern, der bei Vollmond über die Dächer geht, Knabe?"

„So ſagt man, Herr, ich weiß es nicht."

„Weſſen Sohn biſt du? Du dünkſt mich eines Edelknechtes Kind."

„So ſagt man, Herr, ich weiß es nicht."

„Du ſiehſt aus, als wäreſt du Lammans Sohn, des Treueſten der Treuen. Als die Kraft meiner Jahre zu ſchwinden begann, da hieb er mich heraus mit ſeiner blanken Klinge, die war ſchartig von ſcharfen Hieben wie eine Baumſäge. Ein Knecht hatte mich an den Haaren gepackt von hinten, der Tückiſche: Lamman aber hieb zu, daß des Feindes Fauſt an meinen Locken baumelte! Sein eigen Blut trank Lamman damals ſchmatzend aus zwei Wunden im Geſicht. Und als er mich geborgen hatte bei den Meinen im Lager, tat er, als wollt er ſich ſchlafen legen. Er ſchlief aber nicht. Mit offenen Augen lag er und ſtarrte in den Mond. Und es war, als ob der Mond ſein Antlitz verſteint hätte. Und als alles ſchlief und ſchnarchte im Lager, ſtand er heimlich auf und brach auf der Wildſpur eines Ebers in den dicken Wald und hieb ſich mit dem Schwerte einen Weg bis zu der Höhle der Agila, der Jungfrau, die noch keinen Mann erkannt hatte. Er aber umarmte ſie im Schlafe wie ein Traum und zeugte mit ihr einen Sohn, während Thoral, ſein Waffenträger, Wache hielt vor der Windhöhle. Und als die Mutter das Kind geboren hatte, barg ſie es vor den Augen der Menſchen und ſetzte es aus im Gebirge, wo es am wildeſten iſt. Eine Gemſenmutter ſäugte es mit ihrem Zicklein (denn ſie hatte zwei geworfen und eines war geſtorben) und als es größer worden war, da atzten es Adler mit dem Fleiſche von Gemſenzicklein; da lief es, ein Wildes, nackt und tummelte ſich mit dem Sturm um die Wette und die Wildweiber des Gebirges nahmen es früh in die Arme mit Lachen. So gedieh es, bis ein Jäger es haſchte und hinabtrug zu den Bauern im Tale. Biſt du dies Kind, Knabe, der Sohn des Helden und der Hexe?"

„So ſagt man, Herr, ich weiß es nicht."

Der König ſtaunte:

„Seltſam! — Auf der Leute Gerücht verläſſeſt du dich, unwiſſend ſelber. Biſt du ein Tor, Ern, biſt du verſehrt? Traun, ein Träumer dünkſt du mich! — Wach auf!“ —

Der Knabe wandte das Haupt und blickte den Alten groß an:

„Heiſcheſt du Kundſchaft von mir, König, ſo rüttele nicht an der Pforte meines Schlafes. Scheu ſind meine Träume und bald verſcheucht, beleidigt von des Lebens Ungeſtüm. Kurz faſſe dich, König, denn ich weiß nicht, wann ich verſtummen werde.“

„So ſag an, iſt das wahr, was dieſer da geſagt hat?“

„So iſt es, Herr.“

„Auch du haſt die Königin geſehn?“

„Ich habe ſie geſehn und erkannt mit allen Weibern.“

Wie ein alter Waldbaum unter dem Hiebe der Axt erzitterte der König:

„Wie meinſt du das, Knabe, du hätteſt ſie erkannt?“

„Ich habe mit ihr getanzt, Mächtiger, zu der Flöte des Verborgenen. Im Walde war ein Rauſch, über dem Waſſer Gewölk und ein roter Glanz um das Haupt des Einſamen. Sie aber tanzte mit mir und küßte mich ſiebenmal.“

Der König atmete ſchwer. Der Narr aber fuhr auf:

„Und der Mond, was ſagte der Mond dazu, Knabe? War er nicht blaß vor Neide, was?“

„Nein, nein!“ wehrte der Jüngling mit Händen und Blicken ab. „Nicht bis zum Monde verſteige dich! — Rühr mich nicht an, du —!“

„Stille!“ ziſchte der König und ſtieß mit der Ferſe nach dem Zwerge. Der Narr verſtummte, klemmte den Kopf zwiſchen die Kniee.

„Siebenmal?“ bebte die Stimme des Alten.

„Ja, Herr, aber heilig, denn es war im Hauſe der Träume, Herr.“

„Aber wie kamſt du hinauf?“ forſchte der König weiter. „Dieſer Gebückte ſah dich nicht. Er war hinaufgeſtiegen, um ein Schaf zu holen, das ſich verirrt hatte. Im Buſche lag er und hatte die Augen überall, dich aber ſah er nicht.“

„Ich war zurückgeblieben, Mächtiger, bei den Kleidern der Weiber,

daß die Bergweiber ſie nicht ſtehlen ſollten. Als ſie aber den Tanz begannen zu der Flöte des Verborgenen, da packte mich der Wirbel."

Der König erhob ſich und winkte. Alle gingen hinaus. Den Knaben aber bannte er mit dem Blicke:

„Ern!"

Er warf die Arme um den Nacken des Jungen:

„Knabe, Sohn des Helden und der Hexe, bekenn, geſteh, deine Hände lagen auf ihrem Leibe, ſie lebte in deinen Händen, nicht wahr, ſie — lebte?"

Der Junge wand ſich unter den Griffen, entwand ſich ihnen, trat zurück und ſtand eratmend. Der König wankte, ſtützte ſich mit der Linken auf den Kopf des Drachen:

„Tot war ſie in meinen Armen! — Wie ein Fels lag ſie auf meiner Bruſt in trunkenen Nächten, als ich mich krümmte wie ein weidwundes Wild in Ohnmacht! — Von dir aber empfing ſie Leben, Knabe! Unter deinen Händen wachte ihr totes Fleiſch auf wie ein Sturm!"

Er tappte auf ihn zu, denn es war ſtockfinſter im Saale, tappte, faßt' ihn am Handgelenk, raunte:

„Führe mich, Ern. Führ mich zu ihr, hörſt du? In der nächſten Vollmondnacht. Ich muß ſie ſehn, tanzen ſehn, nackt. Ich habe nie ihren Leib geſehn, bei Gott, niemals! Ich bin ihr Gatte, ja, vor Gott, aber nicht vor ihr, Knabe!"

Der Jüngling ſchwieg.

„Hörſt du, Knabe? — In der nächſten Nacht. Mein Weib muß ich ſehen, mein Weib, mein Weib! Ich bin ihr Gemahl, ich bin der König, ja. Hörſt du, Junge? Alles Land iſt mein, alle Schlöſſer ſind mein, alle Städte und Dörfer, alles Volk, alles Tier, aller Wald, alle Schätze unter der Erde und im Meere, alle Schiffe: mein. Das alles kann ich geben, wem ich will. Alt bin ich und unfruchtbar, kann mir den Erben wählen. Auf eines Knechtes Stirn kann ich den güldenen Reifen drücken, wenn ich — will. Alt bin ich und morſch — und habe eine Königin jung und friſch. Ich habe ſie nie erkannt, aber ſie iſt mein vor Gott. Ich muß ſie erkennen heute

nacht und ſei es auch nur mit Blicken. Nimm mich mit, Knabe, zu ihr, ich folge dir."

„Wie kann das ſein?" verſetzte der Junge weich, „da ich den Weg nicht weiß? Ich folge meinen Träumen, Herr, aber Ihr, wie mögt Ihr mir folgen im Traume? Dunkel iſt mein lichter Weg den andern. Gebt mir Urlaub, Herr, denn nichts vermag ich für Euch, der Ihr wach ſeid."

Da erkannte der Alte ſeine Ohnmacht vor dem Knaben und entließ ihn mit Seufzen aus dem Saale, aber nicht aus dem Banne der Burg. Denn es war in ſeinem Herzen ein Argwohn wach geworden wider Ern, den Sohn des Helden Lamman, der Mechel erkannt hatte, des Königs Weib, im Hauſe der Träume.

*

Der Himmel braunte im Abend. Graue Wildgänſe kamen aus dem Brande geflogen gerade auf das Schloß zu. Der König ſaß in der Säulenhalle. Ueber das leberbraune und lungenrote Gewürfel der Wacke kletterte eine blühende Waldrebe zur verwitterten Brüſtung, auf die der alte König die Ellenbogen ſtützte. Hoch oben am Kopfe der Säule hockte der Zwerg auf eines Greifen Nacken, duckte den Buckel unter den Kämpfer und ſpähte ſcharf gen Abend aus:

„Ein halbes Stündchen noch, wenn der Wind anhält!" rief er hinab. „Ich ſehe ſchon die ſchiefergrauen Mauern der Stadt. Purpurne Lohe hüllt ſie ein, die Steine ſpringen vor Hitze. Aber das Schloß iſt unbezwungen. Graland hält ſtand mit ſeiner Phalanx. Sie ſchnüren den eiſernen Keuſchheitsgürtel feſt um die Lenden der Jungfrau Burg. Wie ihre Schilder blitzen!"

„Erkennſt du Graland?"

„An ſeinem feuerſpeienden Löwen, Herr. Die ganze Hölle ſpeit er aus dem Rachen!"

„Wacker, wacker, Graland! Halt ſtand, halt ſtand, du Held! Bald landen wir, fallen den Buben in den Rücken! Drauf und dran! Schlagt ſie tot die Hunde! Wacker, Jungen!"

Er war aufgeſprungen, ſtieß die Arme mit geballten Fäuſten in

die Luft, seine Backen glühten, die alten Augen sprühten junges Kampfesfeuer.

„Sachte, sachte!“ warnte der Narr. „Du stampfst mir noch das Deck durch! Der alte Drache kracht in allen Fugen!“

Der König erwachte und blickte verstört um sich:

„Wo — wo sind wir?“

„Zuhause,“ fiel es trocken herab. Du hast den Drachen gewrackt mit deinem jungen Ungestüm, du alter Narr, hast ihm die Kielwirbel gebrochen: dort liegt er, bläht den dicken, schwarzen Bauch auf dem schimmernden Glimmersande.“

Der abendliche Brand des Himmels war zu einem schmalen Saume zusammengesunken, der auf dem Meere schwamm wie gestocktes Blut auf Galle. Auf dem Strande lag das Wrack eines großen schwarzen Meerdrachen mit gebrochenen Rippen und verstümmeltem Kopfe. Es war das Schiff, auf dem der König die See befahren hatte, sieben Jahre lang auf der schmerzlichen Suche nach der Braut seiner Träume, selbneunter mit Eban dem Narren, Hugo dem Dichter und sieben schiffskundigen Männern. Weit draußen bei Hegla, der Insel, wo die Kinder mit weißen Haaren zur Welt kommen, war der Drache im Sturme gescheitert, daß sich drei nur mit Mühe hatten retten können, an eine lose Rippe des Drachen geklammert: Haymon der König, Eban der Narr und Hugo der Dichter. Auf einem fremden Schiffe erreichten sie die Heimat, aber die See warf ihnen den wracken Drachen nach und spie ihn auf den Strand unter dem Schlosse. Nun hausten Zigeuner darin und paarten sich im Bauche des Drachen, wie Maden im Aase wimmelnd.

Der König raste:

„Schurke!“ schrie er, die geballten Fäuste schüttelnd. „Du hast sie verraten, die Braut meiner Träume! Mit den Räubern im Bunde, du Hund! Als wir auf Hegla lagen im Sande nach dem großen Tanze der Wellen zwischen den blassen Knochen der Walrosse — Möwen machten die tote Luft ungeheuer mit ihrem Wehgeschrei um die gewürgte Brut — als wir dalagen im Mond auf dem Sande und ermattet schliefen, da wähntest du, ich schliefe und schnarchte wie

die andern. Ich aber hatte die Augen offen wie der Mond und sah dich handeln mit dem Abgesandten des Meerungeheuers, sah dich die Braut meiner Träume um schnödes Gold verkaufen, du Judas! Und als ich dann fragte, von wem du das Gold hättest, da logest du, König Oger hätt es dir gegeben, der Blinde, den die Männer von Phoinikia entmannt haben auf den Zinninseln. O du Pestbeule, komm herab, du Ungetüm, daß ich dich würge, würge, du Judas!

Er reckte sich auf die Zehen und streckte die Rechte nach dem baumelnden Beine des Narren. Der aber goß eine gellende Lache hinab, daß der König wie betäubt taumelte und mit schäumendem Munde hinschlug auf die harten, kalten Fliesen der Halle.

Da warf der Narr das Bein über den Kopf des Greisen, sprang wie eine Katze zuboden und schrie mit schriller Stimme:

„Hilfe! — Zuhilfe! — Der König — —!"

*

König Haymon schlug die Augen auf und blickte erschaudernd dem blassen Manne ins Antlitz:

„O du! — Wer hat dich gerufen? — Hab ich dir befohlen, das Tor des Todes vor mir zu schließen?"

„Ihr dürft nicht sterben," erwiderte der Arzt.

„Dürft nicht?" höhnte der König. „Willst du mir's verbieten? Dem Könige befehlen, du Knecht?"

„Ich bin Euer Arzt."

„Und ich dein König. Laß mich sterben!"

Der blasse Mann drückte den Kopf des Alten auf das Kissen zurück, das an goldener Schnur über die Rückenlehne des eichenen Stuhles gehangen war. Dann blickte er hinaus in die Nacht. Um das Drachenwrack brannten im Hufrund die Zigeunerfeuer. Ein matter milchiger Glanz schimmerte durch das Dunkel, bläulich gesäumte Wolken hingen wie Molke im Äther und zwischen den Wolken funkelten die heißen Augen des himmlischen Skorpions. Er hatte den Schwanz abwärts gewandt und träufelte Gift aus geschwollener Drüse in das Salz des Meeres. Aus einer Wolke, gleich einer Faust

geballt, zuckte die krumme Klinge des ſiechenden Mondes wie die Sichel, womit Kronos den Vater Uranos entmannte, voller Mitleid mit den Wehen der Erde. In der Luft aber gab es wuchtendes Gebrauſe: Wildgänſe rauſchten dort oben meerher mit ſchnellem Flügelſchlag und heiſeren Schreien.

„Wehe!“ ſtöhnte der greiſe König.

Der Blaſſe lächelte:

„Sie verkaufen dort unten ihre braunen Leiber um weiße Silberlinge, die mannbaren Töchter der Zigeuner. Die weißen Silberlinge klingen in den traubenblauen Haaren, um die braunen Nacken der feilen Wüſtentöchter: Münzen mit den Köpfen von aller Länder Herrn. — Ich ſehe ein Paar aus dem Bauch des Drachen ſchlüpfen: ein Knecht reicht einer Zigeunerin eine Münze mit Eurem Kopfe, Herr. Der Knecht bietet der Dirne den Kopf des Königs dar.“

„Weh mir!“ ſtöhnte der Greis. „Weh mir Unfruchtbarem, Ohnmächtigem, wehe! — Im Rumpfe des Drachens wimmelt der Auswurf, im Rumpfe des Feuerdrachen, der mich mit ſchneeleuchtenden Flügeln tragen ſollte zur Braut meiner Träume! — Tot iſt die Braut, im Meere verſunken! — Und der Knecht bietet der Dirne des Königs Kopf für — Liebe! — Haha! Haha!“

Der Blaſſe neigte ſich raunend zum Ohre des Alten:

„Wie der Himmel ſeid Ihr, Herr, wie der Himmel: unfruchtbar, ſeit Zeit Euch entmannt hat, aber der Himmel dennoch.“

„Der Himmel!“ höhnte der König, „der entmannte, unbeweibte Himmel! — Was ſoll der Himmel ohne die Erde, was der Mann ohne Weib? — O dieſe Arme, dieſe Arme! Einſt warf ich Darger, den Stärkſten der Starken, und hundert Weiber wurden fruchtbar in meinen Armen! — Nun wird mir die Luft zu ſchwer, die leere Luft! — Wehe mir, wehe, wehe!“ — —

„Was iſt das für ein Tier?“ fragte der König und reckte den Finger gen Himmel. „Was iſt das für ein Ungeheuer, das mich anblitzt mit liſtigen Augen?“

„Es iſt der Skorpion, Herr,“ gab der Blaſſe zur Antwort. „Der Himmel nährt ihn an ſeinem Buſen, aus den Brüſten der Nacht

ſaugt er ſich ſüße Milch und ſpritzt ſie als bitteres, ſehrendes Gift über Land und Meer. Und wo ein Tropfe ſeines Giftes hinfällt, die Stelle iſt verflucht mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit."

„Unfruchtbarkeit!" ſtöhnte der König: „Ohnmacht! — Unfruchtbarkeit!"

Wie auf der Folter wand ſich der verdorrte Leib des Greiſes, ſein heißer Atem dampfte in die kalte Luft, ſeine großen Augen rollten:

„Wie der Himmel bin ich, ſagteſt du's nicht?: von den Jahren übermannt und entmannt, über die Erde geworfen als tote Laſt! — Und nähre einen hitzigen Skorpion in der Wunde meines Buſens. Einen freſſenden Krebs, der mich nicht einſchlafen läßt in den Armen des Todes!"

Der Blaſſe lächelte grauſam:

„Wachet, Herr, wachet und betet. Denn wer weiß, was für Träume über Eure Seele geſchlichen kämen, wenn Ihr einſchliefet, den — Skorpion am Buſen!"

Der König reckte ſich auf und blitzte den Blaſſen an:

„Teufel!" ſchrie er, daß es durch die Halle gellte, „ich — ich —"

Der Arzt war zurückgewichen. Über ſein Geſicht huſchte Wetterleuchten, ſein Blick bedrohte das Auge des Alten — ächzend ſank der König auf den Stuhl zurück.

Als König Haymon dieſen Schrei ausſtieß, erlebten ihn alle Menſchen auf Erden in ihrem Marke und alle Tiere als dumpfes Erſchrecken, ſchlafend oder wach, wie einen Stoß von unten herauf. Und ein Schwarm von Leuchtſteinen ſauſte durch die Luft mit Gepfeife wie des Windes Laut, praſſelte auf die Dächer der Tempel und Paläſte und verziſchte im Meere:

„Wie reife Früchte fielen die Geſtirne vom Weltenbaume: Pan hatte geſchüttelt und bückte ſich, die Ernte zu leſen."

So ſchrieb damals die Sibylla von Nark in das Buch des heimlichen Lebens. —

*

König Haymon hatte den Hünen Brut heraufholen laſſen, der das unterſte Gefängnis bewachte. Brut war taub und ſtumm und ge-

horchte der Gebärde. Vor das Gemach der Königin hieß ihn der König sich stellen und Wache halten vor der Schwelle, daß niemand weder aus noch ein schlüpfe. Er selber aber wachte vor dem Lager seiner Gemahlin, gerüstet, ein nacktes Schwert vor sich auf den Knieen, das war von sieben heiligen Vätern gesegnet und gefeit wider allen bösen Zauber. Denn heute, heute nacht wurde der Mond wieder voll und auf dem Berge der Sehnsucht erscholl Geschrei von unsichtbaren Tieren und teuflischer Spuk schreckte den Wanderer zum Gipfel, daß manche das Augenlicht verloren von aufzischendem Blendwerk und andere zu rasen begannen und ihr eigen Fleisch anfielen wie wilde Tiere. Und einer lüsternen Magd hatte eines Schrates Schrei die Ohren zerrissen, daß sie des Trostes der Menschenstimme darbte ihr Leben lang. Denn nur wer im Schlafe über die Dächer wandelt und über Abgründe springt im Lichte seines Traumes ohne Angst, wird des heißen Brunnens ansichtig und des rasenden Tanzes.

Als nun die Mitternacht nahe war und alles Gras von Taue schwer und der Mond so blendend weiß am Himmel hing, daß er dem Auge wehe tat, wie der Blick der Sonne, siehe, da versanken alle im Schlosse in einen tiefen Schlaf. Und als der König aus dem Schlafe erwachte, da tastete seine Hand nach der herabhängenden Hand der Königin und er fühlte, daß sie kalt und starr war wie die einer Toten. Und er beugte sich über sie, legte das dünne, kalte Ohr an ihre volle Brust und hörte ihr Herz nicht schlagen. Und er näherte seine Wange ihrem Munde und spürte keinen Hauch an seiner Haut.

Da erhub er laut Geschrei und Rufe um Hilfe und warf sich mit aller Wucht wider die Türe, vor der Brut lag, der Riese, wie ein Hund und schnarchte, daß Gerassel aus dem weit offenen Rachen das Wimmern des Königs übertönte. Endlich erwachte Ekomo, der Kämmerling, der Gekicher der Weiber hörte durch drei verschlossene Türen von Eichenholz hindurch, und hörte den König winseln. Und da er ein starker Mann war, erfaßte er den Hünen an den Haaren, zerrte ihn von der Schwelle und drang ein zum Könige. Und sie rannten selbander durch die Säle des Palastes,

ſchreiend nach dem Arzte, daß die Schlafenden aus den Betten ſprangen und die Weiber nackend aus den Armen ihrer Buhlen fuhren und an die Fenſter rannten mit Gekreiſche. Denn alle wähnten, das wilde rote Tier wäre ausgebrochen aus dem ſteinernen Ringe des Herdes.

Und Männer und Weiber und Kinder, alle rannten dem Könige nach und Ekomo dem Kämmerling und riefen nach dem Arzte. Und es gab ein heißes Gedränge Nackter und Halbbekleideter im Finſtern und ein wüſtes Geſchrei:

„Sanatas! — Sanatas! — Sanatas!“

Aber nirgend war Sanatas zu finden. In der Stube unter dem Turmdache jedoch, hart unter der Sturmglocke mit eingeroſtetem Schwängel — denn hundert Jahre lang hatte die Glocke geſchwiegen — unter verſchränktem, wurmſtichigem Gebälke, woran die Fledermäuſe hingen bei Tag und Spinnen ihre Weben geheftet hatten, von Balken zu Balken, Weben voller Holzſtaub und ſchillernder Mückenflügel, die im Mondenſcheine flimmerten, lag Lammans Sohn und der Hexe Agila, der Knabe Ern, mit zuckendem Leibe. Und auf ihr Prunkbett geſtreckt, die nackten Brüſte mit den Händen preſſend, lag Mechel, die Königin, mit zuckendem Leibe. Und auf dem Berge der Sehnſucht tanzte die beſeſſene Gemeine zu der Flöte des Verborgenen und alle Büſche waren Geächzes voll. Und Leuchtkäfer leuchteten mit huſchenden Lämpchen über molkige Geſichter. — — —

*

Als nun die Sonne aufſtand aus dem Grabe der Nacht und mit tauſend weißen, heißen Zungen den Tau von den Gräſern leckte, da reiften die Zweifel im Geiſte Haymons des Königs zum Entſchluſſe. Er berief und verſammelte um ſich den Rat der älteſten Edeln und entdeckte ihnen die große Not ſeines Herzens und die Angſt ſeines Gewiſſens. Und ſie ſaßen lange beiſammen und berieten das Rechte, die einen mit kargen Worten, die andern mit breiter Geſchwätzigkeit. Dieſes war der Schluß, den ſie endlich faßten: daß da kein Menſch zu richten hätte, weil allzu dunkel wäre das Krumme und ſchier ein Schlich des böſen Feindes, ſondern Gott ſollte richten, deſſen Blick

das Verborgene durchdringt und das Heimliche beleuchtet. Und ſie warfen die Stimme des Rates auf das Ordal der glühenden Schar.

Als nun Mechel die Königin vernahm, daß offenbar worden war ihr heimlicher Wandel im Fleiſche der Träume und die rote Sünde ihres blaſſen Fleiſches im tiefen Schlafe auf dem Berge der Sehnſucht, da erſchrak ſie im Innerſten und erblaßte. Und ſie ſandte haſtig Adin ihren Knaben zu Sanatas dem Arzte und ſtellte ſich krank und ließ niemand in ihre Kemenate, als ſie allein war mit dem blaſſen Manne, der alle Säfte und Kräfte kannte der treibenden Natur, der Gifte in Heiltränke und Heiltränke in Gifte verwandeln konnte mit dunkeln, abgründiſchen, unerhörten Worten, und redete ihn an und ſprach:

„O Sanatas, ſüßer Buhle mein, was ſoll nun werden aus mir, da meine Sohlen wandeln ſollen über glühende Scharen ſtatt über des Berges kühlen Tau? Wie kann ich die Probe beſtehn, da Gott iſt, der da richtet? O Sanatas, ſüßer Buhle mein, ſchon ſeh ich die Richtſtatt vor mir im Gedränge des Volkes und den roten Henker mit dem breiten Schwerte! Mit dem breiten, zweiſchneidigen Henkerſchwerte, das Mechels zarten Hals abſchlagen ſoll von den Schultern, den zarten, weißen Hals, den du geküßt haſt in mondtrunkenen Nächten, hundertmal geküßt auf dem Berge der unſterblichen Sehnſucht, Sanatas, ſüßer Buhle mein!“

Aber Sanatas lachte:

„O Mechel, Weib, wie töricht du doch biſt, noch immer! Wer iſt denn der Gott, der dich richten wird? Der deinen Leib beſitzt und deine Seele, ich bin dein Richter, Weib. Denn du biſt mein, ganz mein! Und mein iſt alle Glut der Erde — des Himmels nicht! — aber der Erde, Weib. Wäreſt du nicht gezeugt vom Manne und vom Weibe geboren, ich ſtählte deine Kraft in der nächſten Neumondnacht in meinem Bade. Denn allemal, wenn der Mond ſein Licht verliert, tauch ich hinab in den Schlund des Veſuvs und kühle meine Glieder in dem glutflüſſigen Marke der Erde. O, daß du mir dorthin folgen möchteſt, Weib! O, daß ich dich dort umfangen könnte in Liebe! Denn wiſſe: wer da untergetaucht iſt in

den Fluten des Pyrophlegeton, wer die Taufe empfangen hat von der Hand des Sanatas im Jordan des Abgrunds, der ſtirbt nicht, der lebt bis der Geſtirne Schickſalsringe zerbrechen, unſterblich bis zum Tod der Tode durch die Urbrunſt der Tiefe in Blut und Mark und Nerven!"

Er wandte ſich behende, beugte ſich übers Kohlenbecken und blies die Aſche von der Glut. Sein blaſſes Geſicht war rot vom Widerſchein. Er lächelte. Und die Glut im Becken kniſterte. Es war ein lüſternes Gekicher im Kniſtern der glühenden Kohlen. Und er hob die bleichen Hände ſegnend über die Glut und beſprach ſie mit dunkeln, abgründiſchen, unerhörten Worten. Dann griff er die größte Kohle aus dem Becken und ließ ſie rollen in der Höhle ſeiner Hand und lachte und hauchte ſie an, bis die rote weiß wurde wie die Sonne im Mittag über der Wüſte. Und er hielt ſie dem Weibe hin. Und das Weib nahm ſie mit beiden Händen, hob ſie bis vor die Augen und blickte ungeblendet durch den Glutglanz lächelnd dem Buhlen ins Antlitz.

(Schluß folgt.)

Verwirrung / von Ludwig Seifert.

Und was da werden kann und doch nicht wird
Und was da war und doch nicht mir gehört,
Wie fremder Vögel banges Flattern ſchwirrt
Und meines Daſeins matte Stille ſtört —

Und alle Schönheit, die nur fußesbreit
Von meinem Weg entlegen lockt und ſchimmert
Und doch wie Licht von Sternen fremd und weit
Durch meiner Tage Dunkelheiten flimmert —

Und alle Schätze längſtentſchwundner Zeiten
Und Augen, welche Seligkeiten bergen,
Und Lieder — Stimmen, die uns leis geleiten
Nach blauen Seen und nach Wunderbergen —:

Dies ist wie Geigentöne fremd und schauerlich,
Die rings um mich bei Tag und Nacht erklingen,
Das ist ein Leid so süß und fürchterlich:
Das ist der Satan. Das sind seine Schwingen.

Der kaltblütige Kommandant / von Paul Scheerbart.

Der Kaiser von Madagascar hatte sehr gut gefrühstückt, obschon sein Thron, sein Leben und sein Reich in allergrößter Gefahr schwebten — denn der Kaiser von Anam im großen Hinterindien führte Krieg gegen den Kaiser von Madagascar. Dieser jedoch war in allerbester Laune und ließ sich durch den militärischen Ungestüm seiner Umgebung nicht den Appetit verderben.

Die Sache lag nämlich so: zehn Meilen nördlich von der Hauptstadt des Reiches lag im herrlichsten Sonnenschein die Festung Klambimbo. Auf der residierte der kaltblütige Kommandant Mr. Chesterfield. Der hatte gesagt: „Keine Unruhe, Majestät! Meine Festung Klambimbo ist uneinnehmbar — wenn auch tausend Luftflotten von den Anamiten gesandt werden."

Auf diese Erklärung legte der Kaiser von Madagascar großen Wert und dachte nicht an Unruhe.

Von der anamitischen Seeflotte war zudem nichts zu hören und nichts zu sehen; man glaubte bereits, sie sei von Orkanen in Grund und Boden geschüttelt worden.

Chesterfield rechnete aber gar nicht mit der Seeflotte der Anamiten.

„Was?" rief er zu seinen Offizieren, „geht uns in unserer modernen Zeit die Seeflotte an? Mit der Luftflotte des Gegners hat man zu rechnen — mit anderen Dingen nicht. Gegen die Luftflotte haben wir uns zu schützen. Und ich, Klambimbos Kommandant, werde es schon verstehen, mich und die Meinigen vor den anamitischen Luftteufeln zu schützen."

Alles rief Bravo.

Man freute ſich tagelang über die überlegene Sicherheit dieſes modernen Soldaten.

Und alles ging wie bisher ſeinen gewohnten Vergnügungen und Beſchäftigungen nach.

Es war allerdings ſehr warm.

Aber die Sonne leuchtete, und Schattenhöhlen gabs überall.

Man lebte zumeiſt in der Nacht, in der es kühler wurde.

Eine Auguſtnacht war auf Klambimbo, das dicht am Meere lag, für Kommandant und Offiziere ſehr ereignisreich.

Cheſterfield hatte alle ſeine Kanonen — beſonders auch die Strandkanonen — tüchtig mit Pulver laden laſſen. Alles war ſchußbereit.

Die Soldaten ſchliefen neben den Kanonen, nur die Wachleute wachten überall.

Cheſterfield wandelte gedankenvoll in goldſtrotzender großer Uniform auf den Wällen und Baſtionen ſeiner uneinnehmbaren Feſtung umher.

Das Meer lag dunkel in der Tiefe und ſpiegelte die Sterne.

Dann ging fern im Südoſten dunkelrot der Vollmond auf.

Der Kommandant rief einen Wachmann zu ſich und ſagte zu ihm vertraulich:

„Nun ſage, mein Sohn, was tuſt du, wenn die feindliche Luftflotte in Sicht kommt? Wie lautet deine Inſtruktion? Sage mir alles ganz genau, denn mir ſchwant, daß wir in dieſer Nacht ein kriegeriſches Ereignis zu erleben haben. Ich bleibe natürlich ganz kaltblütig, denn ich weiß, was die Feſtung Klambimbo wert iſt. Das haben ja die letzten Manöver offenbart. Nun aber will ich, daß auch alle meine Untergebenen kaltblütig bleiben — ſo kühl — wie einſt der alte Cäſar von Rom. Na, davon verſtehſt du ja nichts. Alſo ſage mir, was dir deine Inſtruktion gebietet. Sprich ganz unverzagt — ſo recht kühl.“

Cheſterfield kreuzte die Arme über der Bruſt und ſtand in napoleoniſcher Haltung hoch oben auf ſeinem Wall und blickte ins Meer — mitten in den Vollmond hinein, der auf dem Waſſer einen langen glitzernden Streifen ſchuf. Der alte General warf ſeinen

Schatten hinter sich über den breiten Festungsgraben bis zum nächsten Wall, der höher aufragte als der, auf dem Wachmann und Kommandant zusammen plauderten.

Der Wachmann sprach:

„Wir lassen zunächst alle Scheinwerfer hin und her flitzen und beleuchten die ganze Luft. Dann suchen wir Deckung und geben auf elektrischem Wege Feuer nach oben. Die Ingenieure haben alles vorzüglich vorbereitet. Uns kann nichts passieren. Wir sind unserer Sache gewiß, kaltblütig von oben bis unten und kennen unsere Instruktion."

„Ein Teufelskerl!" murmelte der General und schritt mit blitzenden Augen weiter. Er hatte das Gefühl, daß er's mit tausend Welten aufnehmen könnte — nicht einmal die Marsmenschen flößten ihm Furcht ein.

Da schrie der Oberlotse hoch oben auf dem großen Aussichtsturm durch die stille Mondscheinnacht:

„Die Luftflotte kommt! Die Luftflotte kommt! Auf! Auf! Ihr Schläfer, zum Kampf erwacht! Still ist die Nacht! Und laut ist der Krieg! Aber noch lauter ist der große Sieg!"

Das rief er mit singender Stimme wie ein Muezzin auf den Minarets von Kairo, denn Madagascar liegt auch im Orient. Und man darf nicht vergessen, daß sich diese ganze Kriegsgeschichte auf einer Festung abspielt, die ebenfalls im Orient liegt.

Der Gesang des Oberlotsen war jedenfalls ganz genau der Instruktion entsprechend und vom Kommandanten eigenhändig ausgearbeitet, um der Besatzung Mut und kaltes Blut einzuflößen, wenn die Stunde der Gefahr und der großen Tat herannahte.

Die Stunde war gekommen.

Die Anamiten sausten auf flinker Luftflotte heran, der Mondschein verriet das Herannahen.

Nun kam alles in Bewegung.

Die Scheinwerfer traten in Funktion.

Und sie hatten alle möglichen Farben.

Und sie flackerten und flammten.

Rechts und links gingen sie blitzschnell hin und her und schossen über die Meereswellen, färbten sie blau, rot und grün, zogen sich wieder zum Ufer zurück, spritzten wieder zur Höhe ihre Lichtgarben und glühten und flackerten so heftig hin und her, daß dem Feinde ganz Angst und bange werden mußte.

In all diesem Lichtgewirr, durch das schon verschiedene Kanonenschüsse dröhnten, stand der Kommandant Mr. Chesterfield in großer goldstrotzender Uniform auf der höchsten seiner Bastionen ganz ruhig mit untergeschlagenen Armen da und blickte kaltblütig ohne jede Deckung der feindlichen Luftflotte entgegen.

Diese blieb ganz dunkel, keinen einzigen Scheinwerfer ließen die Aeronauten aufleuchten.

„Wir," sagte ein alter Wachmann, „beleuchten schon genug, sie haben's nicht mehr nötig, zu beleuchten. Aber sie wagen's nicht, näherzukommen."

„Das wagen sie nicht!" rief Chesterfield, und Tränen der Begeisterung rollten ihm über beide Wangen, die braun waren — von der orientalischen Sonne gebräunt.

Und dann schwenkte tatsächlich die ganze feindliche Luftflotte nach Süden ab — der Hauptstadt von Madagascar zu.

Da brüllte die ganze Festungsbesatzung so stürmisch Bravo und Hurra, daß die alten Festungswälle erbebten.

Der Kommandant mußte sich auf einen Feldstuhl setzen, er war einfach erschüttert.

„Einen solchen Sieg!" rief er, während ihm die Tränen immerzu aus den Augen stürzten, „habe ich tatsächlich nicht für möglich gehalten."

Ein jüngerer Wachmann reichte dem Kommandanten sein Taschentuch.

Und dann gab's zweitausend Freudenschüsse; der Feind war vor der Festung Klambimbo zurückgeworfen worden.

Der Kommandant ließ den zehnten Teil seines Weinkellers den Siegern.

Der Jubel erlosch erst, als sich die ersten Strahlen der Sonne zeigten.

* * *

Inzwiſchen aber hatten die Anamiten die feindliche Hauptſtadt dermaßen mit Dynamit beworfen, daß da alles durcheinander fiel. Wer noch dieſe Schreckensnacht in der Hauptſtadt überlebte, wurde von den Trümmern und Leichen auf der Straße dermaßen ergriffen, daß er zu vernünftigem Handeln auf Monate hinaus nicht mehr zu gebrauchen war.

Mr. Cheſterfield telegraphierte Siegesdepeſchen an den Generalſtab in der Hauptſtadt, bekam aber keine Antwort.

Die Anamiten nahmen von Klambimbo gar nicht Notiz und trieben auf dem Lande die Kriegsentſchädigung ein, was den Bauern wenig Freude bereitete.

Ein greiſer Kammerherr rief:

„Warum nehmen Sie nicht die Feſtung Klambimbo als Kriegsentſchädigung?“

Da lächelten die Anamiten und ſagten:

„Feſtungen können wir nicht gebrauchen.“

„So was,“ ſchrie da wieder der Kammerherr, „iſt doch bloß im Orient möglich. Feſtungen nicht zu brauchen!“

Aber Mr. Cheſterfield blieb kaltblütig auf ſeinem Poſten, der Feind wagte nicht einmal, ſich Klambimbo zu nähern.

Des Narren Herbſtlied / von Hugo Neugebauer.

Es war der Herbſt gekommen
in bunter Narrentracht,
hab ihn ans Herz genommen
und ihm ins Aug gelacht:

„O Bäume, Brüder teure,
und Narren wie ich ſelb,
mein Kleid iſt wie das eure:
blutrot und ſchwefelgelb.

Es leuchtet wie der Oſten
in Purpurroſenglut,
doch ſeine Roſen ſproßten
empor aus Herzens Blut.

Der Sonne Gold iſt Frevel,
womit ihr euch behängt,
denn euer Gold iſt Schwefel,
der ſonder Flamme ſengt.

Und wollte ſich wer wärmen
an ſolcher Sonne Schein,
es wär ein tiefes Härmen
und eine grimme Pein!“ —

Da ſchüttelten die Bäume
die bunten Blätter ab,
entblößt bis auf die Säume
ſtand Greis und Mann und Knab.

„Ihr Narren, Brüder, wehe,
was habt ihr da getan!
Und hattet doch noch ehe
ein jeds ſein Röcklein an:

ein Röcklein wie das meine
ſo luſtig gelb und rot —
nun ſteh ich da und weine
ob eurer Blöße Not. —

Du Narr, wozu die Träne!
Um tote Narretei?
Geh, werde du wie jene
ſo los und bloß und frei!

Sollteſt dich auch entkleiden
der eiteln Narrentracht
und aller deiner Leiden
in Todes Winternacht.“

Innsbrucker Kunſtſchau X.

Fachlehrer K. Scheiblbrandner will es zu einer ſtändigen Rubrik bringen. Es kann aber keine Auszeichnung für ihn ſein, wenn man anfängt, ſtatt von der „Cholera in Venedig“ vom „Scheiblbrandner in Innsbruck“ zu reden.

A. Gfall sen. hat eine Landſchaft ſicherlich nur zu dem Zwecke

(gez. von Max v. Eſterle.

Dr. Alois Böhm / oder das kunſtkritiſche Manna.

ausgestellt, um zu zeigen, daß die Maschine es besser macht als der Künstler. Herr Gfall hat nämlich einen Vergrößerungsapparat erdacht, der es endlich ermöglicht, eine echte Photographie naturgetreu zu kopieren. Diese Erfindung schafft mit einem Schlage die überflüssigen Schwierigkeiten der Malerei ab und ebnet der kommenden Volkskunst die Wege. Der tyrannische Subjektivismus hat ausgespielt. Jedermann ist in der Lage, seine Kunstgenüsse selbst zu erzeugen. Vorbedingung nur etwas freie Zeit, eine Ansichtskarte und eine Schilddrüsenentartung.

Hans Pindur. Porträt der Frau E. P. Was wollen die Herren Unterberger und Gächter mit dieser unverschämten Insulte, jedem Künstler angetan, der jemals im gleichen Fenster ausgestellt hat? Was soll die dumme Grausamkeit, einem so gänzlich unbefähigten, vom Malkoller geschüttelten Pinsler die Eitelkeit aufzukitzeln? Wozu immer wieder beweisen wollen, daß der beeidete Kunstsachverstand tiefer steht als der unbeeidete jeder „Platzgrampen"? Das steht ja fest. Zu bewundern ist lediglich der Heroismus der Dargestellten, in einem so schrecklichen Zustande sich vor das Publikum zerren zu lassen. Aber dankenswert ist er auch nicht.

Alfons Walde-Kitzbühel. Fünf hübsche Aquarelle voll löblichster Vorsätze. Die Tupftechnik steht den Bildern gut und ist geschickt ausgenützt. Die Motive sind einfach gewählt und in den Valeurs gut empfunden. Die Farben könnten noch etwas reiner genommen werden.

Julius Seidl. Zwei Landschaften. Strenge Studien eines Suchers von großer Selbstzucht, der sich vor allem die Herrschaft über seine Mittel anzueignen trachtet. Daher kommt der Willensimpuls mehr zum Ausdruck als das tiefe Erleben. Himmel und Wolke auf der Schneestudie ist sehr gut geraten, das Gelb im Schnee etwas zu schematisch verwendet. Aus der Pastelltechnik ist herausgeholt, was sie gibt. Der Maler hat sehr große Fortschritte gemacht und steht vor keinem nennenswerten technischen Hindernis mehr. Er könnte jetzt beginnen seine seelischen Hemmungen einzureißen und seine begrenzte Einseitigkeit zu suchen und zu betonen. Benedikt.

Berichtigung. In dem Gedicht „Der kleine Pierrot" von Bernhard Jülg auf S. 287 des vorhergehenden Heftes muß der erste Vers der zweiten Strophe statt „Du weißt. Und doch magst du nicht jubeln und nicht klagen" richtig lauten: „Du weißt. Und magst nicht jubeln und nicht klagen."

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

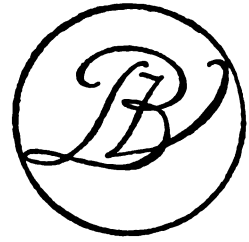
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K 1.80 (M. 1.60)



Brenner-Verlag, Innsbruck.

Neuerscheinungen:

Hans Bachgarten: Aus einem Schiffstagebuch (Zwei Jahre in Japan und China). — Verlag J. Krmpotič, Pola (K 8·—).

Hermann von Pfaundler: Mein Himmele. Neue Gedichte. — Wagner, Innsbruck.

Albert von Trentini, Lobesamgasse 13. Roman. — Schuster & Loeffler, Berlin.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Ab 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 11.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Heimkehr der Seele / Ludwig Seifert: Jung Georg / Hugo Neugebauer: Das Ordal (Schluß) / Albert Wieser: Auf Nachtwacht beim Pulverturm / Robert Hohlbaum: Herbstmorgen / Bernhard Jülg: Trentinis neue Romane / Hartmann: Brixner Chronik X / Benedikt: Innsbr. Kunstschau XI / Voranzeige / Karikaturenfolge 35: Max von Esterle: Professor Galante.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

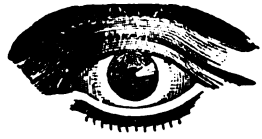
erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.



Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 1. November 1911. Heft 11.

Heimkehr der Seele / von Carl Dallago.

I.

Das Geläute der Landſchaft wird müder und ſtiller. Die Töne ſenken ſich in Tiefen ohne Widerhall. Es kommt ein eigener Friede auf, der des Anſturms lächelt und der Wucht der Klänge wie aller Erkenntnis, — der nichts hat als ein bleiches Rauſchen vor Stille.

Vieles liegt in ihm begraben, und das Andere hat ſich ihm gefügig zugeſellt. Er breitet ſich über Täler und Berge, legt ſich auf Almen und Waldung und verwiſcht alle Spuren von Geräuſch und Nöten. Er hüllt mit ſeiner bleichen Helle in ein ſeltſames Dunkel alle Dinge. Er ſchaut ſich an wie ein großer Heimgang. — Und er wirbt um die Heimkehr der Seele ſtarr und ſteinern, ſphinxartig und unentrinnbar.

* * *

Der Hauch der Dämmerung redet meiner Seele zur Abrüſtung. Ihr Flug war weit genug, und umſtändlich genug ihr Flattern. Allem Geläute der Landſchaft lauſchte ſie willig und zog ſelber oft mit an den Glockenſträngen. Sie war wie ein Vogel, der überall aufſitzt und alles zum Schwingen bringt, daran er rührt. — Und was ſie alles an Erkenntnis ausfindig machte, das glättete ſie und breitete es vor ſich aus. Zuguterletzt aber wird es ihr eine Laſt — eine Bürde, und ſie hat keine Freude daran. Ihr Innerſtes und Eigenſtes gehört der Stimmung.

Wie machtvoll und gebietend tritt dieſe aber auch auf im Vergleiche zur Erkenntnis! Dabei kommt ſie ſanft und linde daher, oft

wie ein Hauch in den zarteſten Farben und Tönen. — Zuweilen kommt ſie herangeflogen mit Schwingen, darin Melodien rauſchen. Und ſie ſchreitet über alle Erkenntnis hin, als wäre dieſe nur da, ſie zu tragen.

Die Stimmung iſt ein geborener Herrſcher. — Wo ſich Erkenntnis mühſam Wege bahnt und ſich ans Licht ringt, fliegt die Stimmung heran und breitet ſich über jene als dunkler Schatten oder als ſchimmernder Sonnenſtrahl, immer aber als das Entſcheidende für die Seele. — Wo die Erkenntnis aufreizt zur Auflehnung gegen jegliche Tyrannei des Leibes und der Seele, beſchwichtigt wieder die Melodie der Stimmung alle Erkenntnis, brauſt über ſie und alle Tyrannei hinweg, ſelbſtherrlich und unbekümmert um ihre Siege. Denn die Gewalten der Stimmung wachſen wie die Mächte der Seele aus dem Gewoge des Grenzenloſen — aus den Wellen des Zeit- und Raumloſen — aus dem Weſen der Unendlichkeit.

Damit bewahren wir uns unſre höchſte Unabhängigkeit. Damit nehmen wir der Brutusnatur in uns die Notwendigkeit, ſich an jeder Art von Tyrannei — alſo auch die Möglichkeit — ſich an Cäſarengröße vergreifen zu müſſen.

* * *

Wunderlich weit und traumhaft erſteht die Nacht. Ihr dunkler Flügelſchlag rauſcht um die Berge mit Silberſchwingen. Schwarz und maſſig kauert die Waldung. Der Himmel wächſt ſich hoch und endlos und wölbt ſich hart wie ein ehernes Schweigen über die Welt. Und die Erde dunkelt immer mehr und mehr. — Tal drängt ſich zu Tal und Hang zu Hang. Alles will zuſammenſtehen und ſich aneinander ſchmiegen als ein Daſein von müden Leibern und müden Seelen, die ſchwer von Schlaf ſind und nur noch der Ruhe begehren.

Ein Fröſteln rührt an meine Seele in den heraufziehenden Schatten der Nacht. Sie fühlt ſich den Wanderungen und aller Umſchau abgekehrt. Ein Hang zum Verweilen überſchattet ihr Empfinden. — Eine Müdigkeit, groß, ſtill und farblos, ſchleicht ſich in ſie und tropft in ſie Regungen, die ein Heimkehrbedürfnis — den Wunſch, ſich zu betten in Dunkelheit und Verlorenheit — in ihr auslöſen.

Und es gleitet Stimmung um Stimmung von ihr, nachdem ſich alle Erkenntnis längſt verflüchtet hat. Langſam neigt ſie ſich dem Daſein zu: dem Daſein der müden Leiber und müden Seelen, die ſo ſchlafſchwer ſind und nur noch der Ruhe begehren. Und die Seele will zuſammengehen und zuſammenſtehen mit all dem Dunkel, das um ſie iſt, — will ſich lehnen an dieſe Dunkelheit und eins werden mit ihr und mit dem Leuchten, das von ihr ausgeht: mit den bleich ſchimmernden ruhenden Bergen und dem Gefunkel der Sterne. — Heimkehr der Seele.

Und eines Tages oder in einer Nacht wird auch für mich die Stunde kommen, der ich heute noch nicht denken mag: die Stunde weltfern aller Stimmung und aller Erkenntnis, die Stunde der großen Ruhe — des großen Stillſtandes — der großen Stille, — die Stunde der letzten Heimkehr. Vielleicht erfüllt ſich darin erſt das goldſchwere und tieflautere Unendlichkeitsempfinden Giordano Bruno's, — und du, o meine Seele, weſeſt dann erſt eigentlich im Weſen der Unendlichkeit!

II.

Ich bin bis hierher gewandelt meiner Seele zu willen — ganz Ohr für meine Seele, die ihrer Unabhängigkeit mit der ganzen Flugkraft ihrer Schwingen zuſtrebt. Was ich alles in die Hand nehmen mußte und noch mehr vor's Auge, um alles ernſtlich beſehen zu können, — um es zu werten und als unzulänglich wieder fallen zu laſſen! — Ich habe mir gewiß keine Freunde erworben, die der Freundſchaft bedürfen; denn jene wenigen Menſchen, die mich und mein Werk völlig in ſich aufzunehmen vermögen, — die in meinen Worten den Klang ihres Herzens wiederfinden, — deren Seele mir zueilt, ſind unabhängig genug, um meiner, als eines Freundes, entbehren zu können.

Aber es gibt Freundſchaften, ungeſagt und unausgeſprochen, die dennoch mächtig durch den Raum wirken, — deren Wirkung iſt wie ein Hauch des Beifalls und der Verwandtſchaft aus lichteren Fernen, der ſich dann einem wie angewehtes Glück zugeſellt. Und ich beſcheide mich mit dieſem. Als Säemann von den Bergen her, denen ich immer näher rücke —

denen meine Seele immer näher rückt, bin ich nicht verwöhnt in der Ernte. Fels, rauher Boden, Mangel an Erde, ein den wildesten Stürmen ausgesetzter Stand und die dünnere Luft lassen der nutzbaren Fruchtbarkeit wenig Spielraum. Hier züchtet man sich seltenere Blumen und Blüten als Seelengruß — als Herzensgabe für irgend ein Liebes, Innigvertrautes in der Ferne, das dann daraus die stillen Waldwege und jähen Pfade, — die Gefahren, Kämpfe und Siege, — die wundersamen Rastplätze und Ausblicke einer ganzen Menschenseele zu lesen weiß.

Und zuguterletzt möchte ich meine Ausführungen nicht als Glaubenssätze genommen wissen. „Wir würden uns für unsere Meinungen nicht verbrennen lassen; wir sind ihrer nicht so sicher. Aber vielleicht dafür, daß wir unsere Meinungen haben dürfen und ändern dürfen," sagt Nietzsche ungemein zutreffend.

Also unsern Freimut anzubringen, handelt es sich — unsern Freimut, der nie frei genug und nie mutig genug sein kann, wenn es die Unabhängigkeit unserer Seele gilt.

* * *

Wieder finde ich mich allein im unendlichen Raum. Ein lauer West bespült meine Wangen. Schlanke, schweigsame Lärchen stehen um mich mit hochragenden Wipfeln. Wolkenkähne schleift der Wind gegen Osten. Eine große Wolke schwebt über mir: weiß, silbern, durchsonnt, — ein Rätsel von Eigenheit und Schönheit.

Und doch — wenn die Baumwipfel wachsen wollten, — hoch, überhoch, in die Wolke hinein — ist es wiederum nichts: — alles Luft, leer, kein Widerstand — alles endlos — — Unendlichkeit.

Vielleicht ist alles, was ich sage, so klein, so flüchtig, so unmaßgebend wie eine Wolke im grenzenlosen Raum. Und das von mir Gesagte ist nur wie geballte Luft — Dunst, daß sich alles wieder entrollt und verflüchtigt. — Sicher habe ich auch meine dummen, kleinen und engen Stunden; — und meine höchste Stunde sagt mir wieder nur, wie wenig alles Wissen ist. —

Schon ist die Wolke verflattert — verdunstet, und die Bläue strahlt

tiefer, endloſer, ſphinxartiger als je. Ich weiß nur, daß ich bin — daß ich atme — daß ich ausſtröme: daß dies Gefühl der Innigkeit, der Heftigkeit, der Weite meines Ausſtrömens die Größe meines Lebens iſt.

Ludwig Seifert / Jung Georg (Votivbild)

Den Märzenhimmel deckt noch Schneegewölk,
In das die düſtren Felſentürme ragen.
Die ſchwarzen Wände rings voll Trotz und Schweigen.
Die Sonne ſcheint nicht. Nur der wilde Bach
Sprüht weißen Geifer in dem dunklen Grunde.
Grell leuchtet Schnee auf ſteilem Bergesfirſt.

Die Forſte ſchweigen. Graue Abendſtunde
Schwebt in die tote Alpenſchlucht herab.
Jetzt dröhnt der Pfad vom Schlage feſter Hufe
— Ein Geier fliegt mit rauhem Rufe auf,
Es ſchimmert durch das finſtere Geäſt:
Ein Ritter jung und braun und Lockenhaupt
Auf ſchwerem Pferde naht — er iſt allein.
Sein Aug' iſt helle wie das Erz der Brünne,
Sein Mund viel röter noch als der Rubin
In ſeinem Helm. — So ſind nicht Knabenſtirnen —
In ſeinen Locken träumt des Waldes Frieden.
Ihn kümmert nicht die tote Einſamkeit
Und nicht die Räuberburg am Hügelhaupt.
Tönt ihm des Waſſers Toben in der Tiefe
Schon wie des Drachen gelles Wehgeſchrei?
Ahnt er den Schwerterruf von ſpäten Schlachten?
— Er lächelt leis und grüßt mit ſeinem Blick
Die eine Wolke, der das Abendlicht
Entſtrömt, ein mattes, ſilbergraues Leuchten.

Die Nacht wird ſtürmiſch ſein und ſternelos.
Den Knaben-Helden ſchreckt ihr Schweigen nicht,
Er reitet ruhevoll zu ſeiner Tat und groß.

Das Ordal / von Hugo Neugebauer.

(Schluß.)

Zwischen Palas und Münster wuchteten dumpfe Hammerschläge auf Holzpflöcke. Da bauten die Schmiede des Landes Laubhütten am Wege des Leidens, den Mechel beschreiten sollte, des alten Königs junges Weib. Weit war der Weg und lief den Rücken eines Hügels entlang, den nannte das Volk den Teufelssattel. Denn Ekkal der Mönch, der Blutschande büßte an dem Orte, wo jetzt Ekkala steht, die Stadt der Könige, hatte in einer Vollmondnacht den Teufel im Sattel sitzen sehen, ein Weib vor sich, das glich Ekkals junger Mutter, die fast noch ein Kind war, als sie ihn geboren hatte.

Weit war der Weg, darum hatte der König Herolde ausgesandt mit Pauken und Drommeten und strengem Befehl an alle Bauern im Lande, Freie und Hörige, Pflüge aufs Schloß zu schaffen bis zur nächsten Neumondnacht. Wer aber bis dahin säumete ohne ehehafte Not, dem sollten die Schienbeine zerschlagen werden, wenn er hörig, der Kopf abgehauen werden, wenn er frei wäre. Da kamen die Bauern in Scharen herbei mit Pflügen, alten und neuen, und unterdrücktem Geseufze, denn die Feldfrucht lag in den Scheunen gehäuft und die Stoppeln harrten der Schar vor dem Regen des Spätherbstes, der das Erdreich aufweicht zwei, drei Schuh tief, daß die stöhnenden Gäule versinken und keine Geißel sie vom Flecke treibt. Aber die Knechte lachten sich ins Fäustchen und bewieherten die Unzucht der Königin und der rohen Bauern Not, denn nun hatten sie goldene Tage der Muße, konnten mit den Mägden in den Scheunen liegen und buhlen.

Mit den Bauern kamen die Schmiede, des Königs Rufe folgsam, Huf- und Sensenschmiede, die auch die Pflugscharen glühten in der Esse und auf dem Amboß hämmernd krümmten, mit ihren Gesellen, braune, stämmige Kerle mit breiten Schultern und derben Fäusten, geschwielt an Hammerstielen und an den zähen Fesseln der Ackergäule gefestigt. Laubhütten pflöckten und wölbten sie den Sattelweg entlang, während die Gesellen die Hämmer hinaufschafften und die Zangen,

die Blaſebälge und die Kühlkübel, die Eſſenſteine und die Amboße mit keuchenden Geſpannen. Und war weit und breit im Lande kein Schmied zu finden, der einen Gaul hätte beſchlagen können oder ein Wagenrad beſchuhen, denn ſie waren alle oben und behauſten ſich vom Palas zum Münſter, aßen aus des Königs Küche, tranken aus des Königs Keller, trieben ihr Handwerk bei Tage und verſcherzten den Feierabend mit des Königs loſem Geſinde.

Es kamen auch die Breſthaften von Ekkala herauf, Blinde, Lahme und Taube die Menge und balgten ſich um die Brocken, die von den Mählern der Bauern und Schmiede abfielen. Und Diebe ſchlichen ſich unbemerkt ein mit den Bettlern und Dirnen, Auswurf, der das Landvolk beſtahl und betörte und die Lieder der Bänkelſänger vergröberte mit zotiger Zunge. Und Gaukler kamen mit Kind und Kegel und das Zigeunervolk, das in des wracken Meerdrachen Bauche hauſte, und trieben allerlei ſchwarze Kunſt und erfüllten alle Höfe der Burg mit Wundergeſchrei. Es waren aber auch Fallſüchtige unter dem Volke, Männer und Weiber, die reckten und ſtreckten ſich und ſchlugen platt auf die Bäuche, wenn die Sucht über ſie kam, und verdrehten die Glieder und verzerrten die Geſichter mit ſchäumenden Munden. Und des Königs neugierig Weibsgeſind drängte ſich zu dem Schauſpiel und weidete ſich an dem Anblick und einige lachten und andere weinten dazu. Und wandernde Bettelmönche zogen den Fallſüchtigen nach und trieben die Teufel aus, die ſie plagten, mit brennenden Wachslichtern in den Händen. Und lockere Chorknaben, der Mönche Buhlbuben, rannten in des Königs Küche und baten die Mägde um Spülkübel für Küſſe und liefen mit den Kübeln zum Brunnen und füllten ſie mit friſchem Waſſer und ſtellten ſie den Mönchen vor die Füße. Dann rannten ſie zu den Stallmägden und baten um Strohwiſche für Küſſe und brachten die Wiſche den Mönchen. Und die Mönche weihten das Waſſer in den Kübeln und tauchten die Wiſche ins Waſſer und beſprengten damit die Beſeſſenen, die ſich im Staube wälzten, und plärrten beſchwörende Sprüche dazu. Und ſiehe da: die Teufel fuhren aus mit großem Geächze und gottsläſterlichen Flüchen, die den Frommen die Haare ſträubten, die Gottloſen aber

zum Lachen brachten. Und manchmal geſchah es, daß ein lockerer Vogel der Mönche Geplärre äffte mit krähender Stimme oder daß eine mutwillige Dirne hinging und die flackernden Wachslichter ausblies mit ihrem faulen Atem. Dann gab es allemal Gelächter der Zuchtloſen und Geziſche der Züchtigen und es hagelte Schmähworte und Püffe und Tritte.

Mitten in der Menge luſtwandelte lautloſen Trittes Sanatas, der Leibarzt des Königs, und lächelte. Denn er erblickte die Gedanken aller und verfolgte ſie bis in die verborgenſten Windungen des Gehirns, trieb ſie in die Enge und drückte ihnen dann ſein Brandmal auf. Sein feines Ohr lag an allen Pulſen und belauſchte das Rauſchen des Blutes und ſein bleicher Mund beſprach den roten Saft des Lebens mit dunkeln, abgründiſchen, unerhörten Worten, daß aus dem Rauſchen ein Rauſch ward und aus dem Rauſch ein Wirbel. In die Keller ſtieg er hinab und warf phlegräiſchen Schwefel und Phosphor in den Wein, daß der alte zu gähren begann und zu brauſen, als wären Wirbelwinde in den Fäſſern gefangen geweſen, durch die Küchen ſchritt er bedächtig und würzte die Speiſen mit molukkiſchen Gewürzen, die tückiſchen Durſt entzündeten in den trockenen, heiſeren Kehlen. Und wo er drohende Blicke ſah und Gemurre hörte, da warf er ein Wort hin, das wie Feuer in Pulver fiel, das Gemurre in Geheul verwandelte und die blanken Meſſer entblößte.

*

Als nun die Neumondnacht vorüber war und die ſchmale Mondſichel ſich krümmte, da warf Sanatas einen tiefen Schlaf auf alle Natur: der Wind hörte auf zu rauſchen, das Waſſer der Brunnen und Bäche zu plätſchern, Nachtigallen und Zikaden verſtummten, alle Tiere und Menſchen im Lande ſchliefen ein, ja ſogar die Träume hielten auf ſeinen gebieteriſchen Wink inne im Flug und Tanz, ſo daß kein Auge ihn erblicken konnte, als Sanatas mit ausgebreiteten Armen vom Söller in den Garten ſprang wie ein Ball und über das Gras hinſchritt, ohne ein Hälmchen zu beugen oder einen Tautropfen abzuſtreifen, und die Treppe hinauf und den Wehrgang unter den Zinnen entlang huſchte nicht anders denn ein Schatte, und über

Graben und Wall setzte und lief, bis er die Laubhütten erreicht hatte, wo unter der Asche die Glut schon glostе für den nächsten Morgen. Und er ergriff die Schürhaken, schürte die Asche von der Glut und beschwor sie mit leisem Gemurmel. Und die Glut verschwor sich ihm mit leisem Gekicher. Und Sanatas lächelte, winkte und schürte sie wieder zu. So ging er die Reihen der Laubhütten zu beiden Seiten des Weges auf und ab, dann rannte er den Sattel hinauf zum Münster, rankte sich wie eine Rebe zur Spitze des Münsterturmes empor, riß den Mantel von den Schultern und warf ihn laut jauchzend in die Luft. Und der schwarze Mantel wuchs und wuchs und wurde zur schwarzen Wetterwolke, die breitete sich über Münster und Schloß und Stadt und Berg und Tal und Ebene und Meer und Inseln, über das ganze Königreich, eine Nacht in der Nacht, und drückte die frei schweifende Luft zuboden, daß sie wie ein Berg auf allem Atem lag und als tödliche Angst in dumpfem Schlafe. — Und Sanatas bückte sich vor und lauschte. Es war aber alles stille, totenstille. Da ließ er die Träume los, die bösen, die wilden, unbändigen, die Traumungeheuer: lautlos kamen sie angeschwebt, unsichtbar durch die Nacht in der Nacht und zerbrachen die ehernen Tore des Schlafes und warfen sich auf die Träumenden und drückten und würgten sie, daß Geächz und Gestöhne die tote Luft erfüllte wie der Wehlaut lebendig Vermauerter. Und Sanatas lauschte und lächelte. —

Siehe, da silberte es blaß durch den Wolkensaum und ein roter Hauch stieg auf über dem Meere im Morgen und der Wind rührte leise die Flügel. Da schrie Sanatas auf vor jähem Zorn. Fluchend griff er nach der Wolke, riß sie vom Himmel, schlug sie sich um den Leib, sprang wie ein Ball zuboden und verschwand mit verhülltem Gesicht durch die verschlossene Pforte des Münsters.

*

Vom Gipfel des Berges der Gnade erhob sich goldglühend der Sonnenball und tauchte den Morgen in blendenden Glanz. Vom Münsterturme erschollen die Glocken und in das Gedröhne von Erz an Erz pfauchten die Blasebälge in den Schmiedehütten, wo die Meister mit den Gesellen an den Essen stunden, die Feuer schürten

und die Scharen erhitzten, bis ſie glühten, weißer denn die Sonne über dem Berge der Gnade. Und ein Knecht lief auf das Burgtor zu, winkte und ſchrie. Da raſſelten die Ketten über die Rollen, knarrend ſenkte ſich die Zugbrücke über den Graben und ſchlug dumpf auf den Wall. Auf den Söllern und Türmen, auf den Wehrgängen unter den Zinnen drängten ſich Ritter und Knechte mit ihren Weibern und außen auf dem Walle, an den Hängen des Sattels wimmelte das Volk der Stadt und ſtand mit ſtieren Blicken und offenen Mäulern. Gewaffnete donnerten auf feurigen Roſſen über die Brücke und beſetzten den Sattel, daß die Schauluſtigen auf den Hängen fluchten und tobten.

Da verſtummten die Glocken, die verſchloſſene Tür des Torturmes ſprang auf, des Königs Burgvogt trat mit zwei Schergen auf die Brüſtung des Turms, verkündete mit lauter Stimme den Ratſchluß der Alten und rief des Allwiſſenden Gnade herab auf das Haupt der Königin Mechel.

„Amen!“ lief es murmelnd durch die Menge. Stille. — —

Und wieder erhub ſich Gemurmel und Geflüſter, Gebraus und Getoſe:

„Die Königin! Die Königin! Die Königin!“

Die jungen Roſſe ſtutzten, ſcheuten und wandten ſich zur Flucht. Aber die Reiter riſſen ſie mit geſtrafften Zügeln herum und ſtellten ſie keuchend und knirſchend mit geſchwellten Adern, daß ihnen Blut und Geifer von den Gebiſſen troff.

Königin Mechel ſtand auf der Zugbrücke, einen Prieſter zur Rechten, einen zur Linken und lächelte. Aber niemand ſah ſie lächeln. Denn ein dichter aſchgrauer Schleier verhüllte ihr Angeſicht vor den Blicken der Sonne und des Volkes. Mit geſchloſſenen Augen lächelte ſie, lächelte das blaſſe Antlitz des Sanatas an vor dem Auge ihres Geiſtes. Und es erhub ſich in ihr eine plötzliche Luſt zu lachen, das raſende Lachen der Beſeſſenen, das in kalten Sommervollmondnächten im Geklüfte klatſcht des Berges der Sehnſucht. Aber ſie hielt an ſich und lachte nicht, ſondern betete, betete erdinbrünſtig zu Sanatas mit dunkeln, abgründiſchen, unerhörten Worten.

Und der greiſe Prieſter zu ihrer Rechten kniete nieder, löſte die Riemen ihrer Schuhe und entblößte die zarten, weißen Füße, die in ſo vielen Nächten geſchritten waren über den blanken Hang und das taufeuchte mondbeglänzte Gras auf dem Berge der Sehnſucht, und die nun wandeln ſollten über weißglühende Pflugſcharen zum Hayne Gottes.

Ein Knecht wandte ſich und winkte. Da knackten und rauſchten die Hütten, da rannten die ſtämmigen Schmiede, die brennenden Geſichter mit rußigem Schweiß bedeckt, und huben und trugen mit eiſernen Zangengriffen die weißglühenden Pflugſcharen keuchend und reihten ſie Schar an Schar des Sattels Grat entlang, wohl ſieben Bogenſchüſſe weit von der Brücke bis zum Münſter. Und wieder ſcheuten die Roſſe vor dem blendenden Glutſchein und wieder warfen die Reiter ſie herum und ſtellten ſie keuchend mit blutig geifernden Leſzen.

Und wieder Stille. Die Glocken waren verſtummt, die Blaſebälge pfauchten nicht mehr. Vor ihren Laubhütten ſtanden die Schmiede und Schmiedgeſellen, die nervichten Arme in die breiten Hüften geſtemmt, glotzten und grinſten. Mit angehaltenem Atem ſtarrte die Menge.

„Vertraut auf Gott!“ flüſterte der Prieſter zur Rechten.

„Miserere domine, miserere nobis!“ murmelte der zur Linken.

Sie raffte das Büßerhemd bis zu den Knieen, ſie ſetzte den rechten Fuß auf die erſte Schar und den linken auf die zweite und den rechten auf die dritte und den linken auf die vierte.

„Schneller, ſchneller!“ ermahnte der Prieſter zur Linken.

Sie lachte leiſe:

„Sachte, ſachte, Mann Gottes!“ — — —

Sie ſetzte den Fuß auf die ſiebenundſiebzigſte Schar:

„Mich fröſtelt!“

Der Greis zur Rechten hätte aufjauchzen mögen.

„Apage Satanas!“ ſtieß der Mann zur Linken hervor.

Und ſie ſchritten weiter, weiter, weiter. — — —

„Mut, Mut!“ ermunterte der Greis zur Rechten: „Nur noch sieben! — — Nur noch drei! — Noch eine!“

Die Königin Mechel setzte den linken Fuß auf den Boden und hob die rechte Sohle von der letzten Schar:

„Ich dank Euch, Herrn!“

Die Priester ließen ihre Arme los, erhobenen Hauptes stieg sie die Treppe zum Münster hinan. Die Pforte knirschte in den Angeln und heraus trat finsteren Angesichts Haymon der König mit Gregor, dem Bischof von Ekkala. Sogleich schloß sich die Pforte hinter den beiden. Der König winkte. Ein Kirchenknecht brachte einen Stuhl getragen und stellte ihn auf die oberste Stufe der Treppe. Wieder winkte der König. Die Königin ließ sich nieder, die Priester traten heran. Mit zitternden Händen hob der Greis, der ihr zur Rechten gegangen war, den rechten Fuß der Königin und besah die Sohle:

„Heil!“

Vorsichtig hob der andere den linken Fuß und betrachtete die Sohle lange:

„Heil!“ stieß er hervor.

König Haymon stand starr vor Staunen. Aber Gregor der Bischof trat vor bis an die oberste Stufe der Treppe, sein Angesicht leuchtete vor Freude, mit bewegter Stimme rief er, daß es vom Münster zum Palas schallte:

„Du Volk von Ekkala, Gottes Urteil: Mechel, die Königin, ist heil, ist rein, ist unschuldig!“

„Unschuldig! — Unschuldig!“ jauchzte das Volk und stürmte den Sattel mit lustrasendem Anprall. Die Reiter wichen, rissen die Rosse herum und sprengten zurück, die verglosenden Scharen mit hufwürfigem Sand überprasselnd. Auf allen Türmen des Schlosses flatterten weiße Banner auf und Ezzel, des Königs Taubenmeister, öffnete den goldenen Bauer und ließ die weißen Tauben steigen: glänzend weiße Tauben schwangen sich in die Lüfte und zogen leuchtende Kreise um die Türme der Burg.

„Unschuldig! — Unschuldig!“ jauchzte das Volk.

Und wiederum kreischte die Pforte des Münsters: hinter wallenden

Wolken blauen Weihrauchs glommen die roten Wachslichter des Altars. Die Glocken begannen wieder zu dröhnen, mit Sphärengebrause erfüllten die Bälge der Orgel die blinkenden Pfeifen:

„Te Deum laudamus!“ erscholl es vom Chore.

Um die Schultern der Königin hatte ein Edelknecht den Purpurmantel geworfen, der König selber gürtete ihre Hüften. Und Gregor der Bischof, betäubt von Weihrauch und Orgelbraus, geblendet vom Lichterglanz, den ihre Wangen widerglühten, erhitzt von dunkler, unerklärlicher Lust, beugte sich über die Hand der Königin und küßte sie — lange. Zu ihrer Rechten schritt, sinnend, gesenkten Hauptes der König. Das Volk aber tollte vor Freude, alle blickten auf Mechel, streckten ihr die Hände entgegen und jauchzten:

„Unschuldig! — Unschuldig! — Unschuldig!“

Zwischen den Greisen schritt das junge Weib, umwallt vom Purpurmantel, den Schleier über den Nacken zurückgeworfen, aufrecht, siegleuchtenden Blickes.

Die Orgel, die Glocken, verstummten, aber noch immer wiegten die Chorknaben die Weihrauchfässer. Die roten Wachslichter auf allen Altären kämpften mit dem blauen Gewölk, der schwere Atem mit dem betäubenden Wohlgeruch der schwälenden Gluten in den silbernen Gefäßen. Bischof Gregor war, auf seinen Krummstab gestützt, die Stufen des Hochaltars hinangestiegen und erhob die Hände:

„Es segne euch der allmächtige Gott Vater und Sohn und heiliger Geist!“

Alle lagen auf den Knieen, auch Haymon der König, nur Mechel stand aufrecht, siegleuchtenden Blicks.

Der Bischof erschrak: eine dunkle, unerklärliche Angst fiel auf den auflodernden Zorn seines Herzens und legte sich schwälend darüber wie der Weihrauch auf die Glut:

„Nun danket alle Gott, dem allwissenden und allmächtigen, dem es gefallen hat, die Wahrheit zu offenbaren durch die Macht seines Wunders!“

„Nein!“

Der König war aufgesprungen und starrte seiner Gemahlin entsetzt ins Gesicht.

„Nein!“ wiederholte die Königin mit fester und lauter Stimme. „Nein! — Es ist nicht wahr, ich bin schuldig.“

Einen Augenblick blieb es still, dann erhob sich eine eifernde Stimme aus dem Haufen:

„Töte sie! — Sie hat Gott gelästert! — Töte sie!“

„Töte sie! Töte sie!“ tobte das Volk.

„Stille!“ gebot der Bischof mit erhobenem Stabe. Sogleich ward es stille. Der Weihrauch verzog sich, es wurde lichter um den Altar.

„Weib!“ begann der Bischof von Ekkala, „welch ein Teufel hat deinen Geist verblendet? Hat nicht Gott für dich gezeugt? — Und nun wagst du es, wider Gott zu zeugen und — wider dich selbst! — O Mechel, Tochter des Marchan, wach auf und sieh an das Verderben, in das du dich stürzest!“

„Nicht zeug ich für noch wider, Gregor, Knecht Gottes: ich habe die Wahrheit gesagt. Wachen Auges geh ich ins Verderben.“

„Mechel!“

Ein blasser Knabe warf sich der Königin zu Füßen und streckte die Arme bewundernd zu ihr empor. So kniete er, verzückten Auges, eine Gebärde anbetenden Erstaunens.

„Wer ist dieser Knabe?“ eiferte der Bischof. „Man reiße ihn hinweg!“

„Du?!“

Er war aufgesprungen und blickte den Priester stolz und finster an. „Wer ich bin? — Frage den da, Haymon, den König.“

Der Bischof blickte auf den König. Haymon erschrak:

„Mich dünkt — ich glaube — doch nein, er ist es, ist Ern, Ritter Lammans Sohn, Ern, der Träumer vom Berge.“

Der Jüngling lachte hell auf:

„Du kennst mich, Haymon, kennst mich noch, König? — Dennoch kennst du mich nicht. Denn wohl bin ich Ern, der Sohn Lammans des Helden, aber Ern der Träumer nicht mehr, denn siehe, ich bin wach. Als dieses Weib das Wort sprach: Nein!, als sie die Wahr-

heit bezeugte um der Wahrheit willen wider sich selbst, siehe, da erwachte ich aus meinem Traume, da verschwand das Blendwerk, da erkannte ich sie, sie, meine Herrin!"

Abermals sank er vor ihr auf die Knie', beugte sich nieder und küßte ihre Füße. Und Mechel, die Königin, beugte sich über den Knieenden und berührte zärtlich seine leuchtenden Locken. Ihren bleichen, sündhaften Mund verklärte und heiligte ein jungfräuliches Lächeln.

Sanatas sah sie lächeln und erschrak. Durch die glückstrahlenden Augen der Königin blickte Sanatas in ihre Seele und erkannte, daß die Nacht aus ihrem Gemüte gewichen, daß sie erwacht war. Erkannt' es, erschrak und ergrimmte. Und besann sich seiner selbst und wuchs empor über die Gipfel des Himavat, indem er sich seiner selbst besann, und fühlte sich stark genug, die Sonne vom Himmel zu reißen und hinabzuschleudern in den lichtlosen Abgrund.

„Nein!"

Vor aller Augen stand er, sie alle überragend. Und alle starrten ihn an und aller Herzen stockten:

„Nein! — Es ist nicht wahr: sie ist unschuldig!"

„Unschuldig!" jubelte das Volk.

„Wer ist dieser Mann?" stammelte der Bischof.

Ern war aufgesprungen:

„Wer er ist? — Sieh ihn an, Mann Gottes, sieh ihn doch an! — Erkennst du ihn nicht? — Noch immer nicht?"

Der Bischof erwiderte nicht. Den Blick fest auf Sanatas geheftet, fuhr er fort:

„Wer du auch seist — ich weiß es nicht, vielleicht weiß es niemand, denn dunkel ist im Grunde alles Lebendige, dunkel wie der Tod — dennoch, wer du auch seist, ich grüße dich mit dem Gruße: Gesegnet ist, wer da kommt im Namen des Herrn!"

Sanatas erschrak, hob kaum merklich die Achseln und schloß die Augen.

„Amen!" rief das Volk.

Aber Ern lachte:

„O ihr Toren, ihr Toren, ihr verblendeten Toren! — Iſt denn keiner unter euch, der da erkennte, wer er iſt? — Seht ihn an, ſeht ihn doch an, erkennt ihr ihn denn nicht, noch immer nicht, den — den — den —"

Er ſtockte gurgelnd. Seine Haare ſträubten ſich, ſeine Augen rollten wie die eines Wahnſinnigen.

Sanatas ſtand, den Blick feſt auf das Antlitz des Jünglings gerichtet:

„Nein! — Ich ſage die Wahrheit: ſie iſt unſchuldig!"

„Unſchuldig!" jubelte das Volk. „Er ſagt die Wahrheit! Hört ihr? Die Wahrheit! — Aber der! Aber der läſtert Gott! Aber den! Packt ihn! Werft ihn nieder! Tötet ihn! Tötet ihn!"

„Stille!" donnerte Gregor der Biſchof.

Stille.

Da ging er hin und legte Stab und Mütze, Ring und Handſchuhe auf den Altar, nahm den Mantel von den Schultern, breitete ihn über die anderen Zeichen ſeiner Würde und löſte die goldgeſtickten Schuhe von den Füßen. Barhaupt, barfuß, im Unterkleide, wie ein Büßer ſtand er, hob Hände und Augen gen Himmel und betete:

„Allwiſſender und Allmächtiger, der du das Licht geſchieden haſt von der Finſternis und die Wahrheit von der Lüge, der du das Joch auflegſt auf den Nacken deiner Magd und es ihr wieder abnimmſt mit einem Winke deines Willens, ſieh mich, deiner Knechte Knecht, im Staube, höre mich ſchrein aus der Nacht meiner Zweifel: Licht! — Erleuchte mich, Vater des Lichtes, Chriſtus, Sohn, Inbrunſt der leuchtenden Menſchenliebe, heiliger Geiſt, erleuchte dein Volk mit dem Lichte der Wahrheit!"

„Amen! Amen! Amen!" tobte das Volk. —

Da ſchrie eine Stimme:

„Gottes Gericht! — Gottes Urteil! — Ordal!"

„Ordal!" raſte die Menge.

Der Biſchof neigte das Haupt:

„So sei es in Gottes Namen! — Nenne du mir das Ordal, Volk Gottes!"

Sanatas griff unter den Mantel. Die blanke Klinge eines Stoßdegens sauste durch die Luft. Alle sahen und hörten sie, tosten:

„Zweikampf!"

„Amen", hauchte der Bischof.

Der König winkte. Ein alter Ritter trat vor, entblößte seinen Degen und reichte ihn knieend dem Jüngling.

„Wer bist du?" fragte der Knabe den Alten. „Nie sah ich dich in meinem kurzen Leben. Dennoch — ich weiß nicht — dein Blick — bewegt mir das Herz!"

„O du — du!" stammelte der Alte. „Gesegnet seiest du, Lammans Sohn, du Sohn des Helden! — O Lamman, alter Waffenbruder, mit dem ich hundert Schlachten schlug, hundert Schlachten! — Verklärter Geist! — Aus der Halle des Glanzes blick gütig herab auf deinen Sohn! Segne ihn, Lammans Geist, segne ihn, Bruder!"

Er stand auf, küßte den Jüngling auf die Stirn, wandte sich und verlor sich unter dem Volke. Sinnend blickte ihm der andere nach, bis er verschwunden war.

„Gottes Gericht! — Gottes Urteil! — Ordal!"

Ern zuckte zusammen und wandte sich: ihm gegenüber stand Sanatas, die Linke im Rücken, die Rechte hinter dem Stichblatt des gesenkten Degens verborgen. Die Kampfrichter kreisten den Kampfplatz ab, traten vor und erhoben die Hände:

Sie rannten wider einander, stießen zu, wichen aus, wandten sich, rannten einander an:

„Da! — Da! — Da! — Da, da!"

„Halt! — Halt!"

Der Jüngling blutete an der Stirne:

„Nichts, nichts!"

Er lachte.

Und wieder hoben die Kampfrichter die Hände: Satz wider Satz, Waffengeklirr, Gekeuch:

„Da! — Da! — Da! — Ah! —"

Der Knabe taumelte, ſtützte ſich im Falle auf die Klinge, der Stahl zerſprang, der Knabe brach auf die Knie' und ſchlug vornüber zuboden. Die Königin wankte und fiel. Der König verhüllte das Geſicht mit dem Mantel. Das Volk aber tobte und raſte:

„Unſchuldig! — Unſchuldig! — Unſchuldig! — Gott hat gerichtet! — Gott hat gerichtet!"

Und die Glocken erdröhnten. — Und die Chorknaben ſchwenkten die Rauchfäſſer. — Und die Orgel erbrauſte:

„Te Deum laudamus!" erſcholl es vom Chore.

*

Unter dem Turmdache bei Eulen und Fledermäuſen wand ſich Ern, der Sohn des Helden Lamman, in Todesqualen: mitten durchs Herz war ihm des Feindes kalte Klinge gefahren, mitten durchs heiße Herz. Aber er konnte nicht ſterben, nicht ſterben.

„Laß mich ſterben!" ſtöhnte der Todwunde. „Laß mich ſterben!"

Sanatas lächelte:

„Du ſollſt leben, Knabe, lange ſollſt du leben: mit der Todeswunde im Herzen ſollſt du grau werden, eisgrau!"

„Teufel! — O du, du, wie ich dich haſſe!"

„Nicht ſo, wie ich dich liebe, Knabe, nicht ſo! — Meine Liebe erhält dich am Leben."

„Ich ſterbe! — Einen Tag und eine Nacht ſterbe ich ſchon und noch bin ich nicht tot!"

„Wenn du hundert Jahre geſtorben ſein wirſt, hundert Jahre, Knabe, dann rufe den Tod wieder. Vielleicht erbarmt er ſich dann deiner: vielleicht!"

Der Todwunde bäumte ſich keuchend:

„Sag, was verlangſt du von mir? — Was ſoll ich tun, damit du mich ſterben läſſeſt? — Soll ich dir meine Seele laſſen?"

„Nein."

„Was dann, Ungeheuer?"

„Laß mir Mechel, das Weib! — Schwör ihr ab! — Entlaſſe ſie aus der Haft deines Herzens und du biſt frei. — Sag: Nimm ſie hin, und du ſtirbſt."

„Niemals!"

„So lebe — ewig!"

Sanatas ſchloß die Augen. Vor ſeines Geiſtes Auge trat der Tod:

„Was ſtellſt du dich zwiſchen mich und dieſen? Mir gehört er: weiche!"

„Es iſt noch nicht die Zeit."

„Noch nicht? — Einen Tag und eine Nacht lieg ich auf der Schwelle wie ein Hund. Ich, der ich offene Türen finde überall, ſoll hier betteln um Einlaß? — Was unterfängſt du dich?"

„Es iſt ſo beſchloſſen im Rate des Dritten, der über mir iſt und dem andern. Ich habe gewettet mit dem Widerſacher und der Richter hat zugeſtimmt. — Komm wieder."

„Ich werde kommen." —

All das ſah und hörte Mechel die Königin im Traume und empfand eine große, aber dunkle Freude, wie ſie Sterbliche träumend fühlen, Unſterbliche aber wach. Und ſie ſchlief wieder ein.

Und ein Tag und eine Nacht rollten in den Schoß der Ewigkeit. Auf ſeinem Lager wälzte ſich Ern, der Sterbende, mit durchbohrtem Herzen, ſchrie nach Schlaf und Tod und wachte und lebte. Und abermals erſchien Sanatas, lächelte und verhöhnte ihn. Und abermals flehte der Jüngling und abermals erwiderte Sanatas:

„Sag: Nimm ſie hin, und du ſtirbſt."

„Niemals!"

„So lebe ewig!" —

Und abermals erſchien der Tod vor dem Auge des Sanatas:

„Die Nacht iſt voller Geſtöhne Sterbender, daß mir graut, mir ſelbſt. Niemand kann mehr ſterben, ſeit dieſer da ſtirbt. Zwei Tage und zwei Nächte warte ich vor der Pforte und möchte und kann nicht. — Hebe dich endlich hinweg, du, den ich zu haſſen begann, als ich wurde, Vater der Brunſt! — In keuſcher Kälte lag ich, bedeckt mit Finſternis, unbewußt meiner ſelbſt. Da trieb es dich zu werden, Urbrunſttrieb lichtloſer! Da weckte mich dein geiler Bocksſprung, ſcheuchte mich auf, trieb mich dir nach, zu löſchen, was du

entzündet haſt, daß die Welt nicht verbrenne in deiner Brunſt. Trieb mich und treibt mich — wie lange noch?"

Sanatas blickte ihn groß an:

„Wie lange? — Siehe, das frag ich mich ſelber. Denn — dir entdeck ich es, kalter Schatte meiner lichtloſen Brunſt, — in meines Kernes Kern, in der Raſerei meiner Brunſtluſt lebt unſterbliches Verlangen zu ruhen in dir, in keuſcher, kalter Stille, bedeckt mit Finſternis, unſterbliches Verlangen! Aber Er will nicht, Er treibt mich von Morgen gen Abend in raſendem Umtrieb, hetzt mich vor ſich her, mich und den andern, der da das Licht iſt um meine Brunſt, mit dem ich ringe ſeit Urbeginn, unbeſiegt wie er, dem ſie zujauchzen, die Toren, die blödſichtigen Knechte des Lichtes. Und wiſſen nicht und ahnen nicht einmal, daß da Eins iſt das Licht und die Brunſt, Eins in dem urdunkeln Urheber, den ſie nicht ahnen, den wir nicht kennen, der ſich ſelbſt fremd iſt, ſich ſelber. Mit dem ich gewettet habe, ruhloſer Gefährte. Drum hebe dich hinweg und kehre morgen noch einmal, denn morgen ſoll es, muß es ſich entſcheiden."

„Ich werde wiederkehren." —

All das ſah und hörte Mechel die Königin im Traume und lächelte das Lächeln der Unſterblichen. Und ſchlief wieder ein.

Und wieder rollte ein Tag und eine Nacht in den Schoß der Ewigkeit. Und noch einmal trat Sanatas an das Lager des Sterbenden und rang mit der Angſt, mit dem Bangen ſeiner Seele innerlich, äußerlich aber lächelte er und verhöhnte den Jüngling. Und bot ihm nochmals den Tauſch an von Tod um Liebe:

„Sag: Nimm ſie hin, und du ſtirbſt!"

„Niemals!"

Sanatas raſte:

„Knabe, willſt du mir trotzen? Fürchte mich, du! Ich bin —! Doch du kennſt mich!"

„Eben weil ich dich kenne, trotze ich dir! — Mächtig biſt du, Urbrünſtiger, aber nicht allmächtig. Deine Macht endet mit der Welt. Aber mächtiger als all die Welt, mächtiger als die unreine Weltbrunſt, allmächtig iſt das reine, himmliſche Urlicht der Liebe, das

ſieghaft leuchtet rings um den Urbrunſtkern der Welt. Im Lichte der Liebe iſt Wahrheit, im Lichte der Wahrheit iſt Sieg, Sieg über dich und deine Welt, du mächtig ohnmächtiger Vater der Lüge, Athanas Satan Sanatas!"

Sanatas war aufgeſprungen:

„Ich — ich — ich —!"

Er ſchloß die Augen, geblendet von dem Glanze, der aus dem Auge des Sterbenden brach. Vor ſeines Geiſtes Auge trat der Tod:

„Nun?"

„Da! — Da! — Nimm ihn! — Ich bin geſchlagen!" —

All das ſah und hörte Mechel die Königin im Traume und erwachte und erkannte, daß der Traum wahr war. Und ſie wandelte, ihrer ſelbſt bewußt, im Lichte ihres wachen Wahrtraumes, offenen Auges mitten durch die Finſternis des nächtlichen Palaſtes. In ihrer Seele jauchzten alle Himmel.

Auf der Schwelle des Turmgemaches begegnete ihr Sanatas:

„O Mechel, Weib!" klagte Sanatas.

Sie ſah ihn nicht, ſie hörte ihn nicht, ſchritt durch ihn hindurch, ſtand mitten im Gemache.

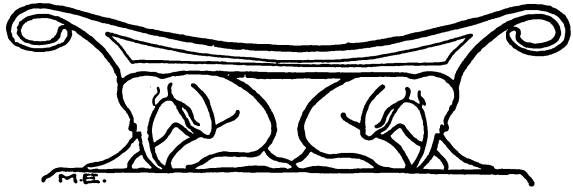
„Mechel!" drohte Sanatas.

Sie hörte ihn nicht, ſchritt weiter.

„Mechel!" raſte Sanatas.

Sie ſank auf die Knie', beugte ſich über den Jüngling, ſenkte die Wimpern, lächelte verklärt, berührte mit ihren entſündigten Lippen die Stirn des Geliebten:

„Ern!!"



Auf Nachtwacht beim Pulverturm / von Albert Wieſer.

Draußen bellen dumpf die Hunde.
Und von fernher tönt das Rauſchen
Dunkler Tannen, die dem luſt'gen Winde lauſchen.

Mach' die Runde.

Einmal, zweimal um die alte Mauer.
Schüttelt manchmal mich ein kalter Schauer
Und ich ſehne mich nach der Kantine.

Hör das Scherzen der Soldaten mit der Mine,
Wie ſie lachen, wie ſie ihre Witze machen.

Und ich ſtehe,
Und ich gehe
Langſam und allein voll Trauer
Um die alte graue Mauer.

Herbſtmorgen / von Robert Hohlbaum.

(Sicilliane.)

Nachts wollt' ein tiefer Nebel feſt ſich ballen,
ich ſah die Hand vor meinen Augen kaum.
Nun ward es Tag. Doch leiſe Schleier wallen
wie Feenkleider durch den goldnen Raum.
Die bunten Blätter ſträuben ſich zu fallen,
ſie klammern bangend ſich an Buſch und Baum:
die Sonne ſteigt empor, doch über allen
ſchwebt der Vernichtung ſchwerer, ſüßer Traum.

Trentinis neue Romane / von Bernhard Jülg.

Der Dichter vom großen Frühling und vom Sieg der Jungfrau hat uns zwei neue Bücher gegeben: „Lobesamgasse 13“ und „Comteſſe Tralala“.

Hätten wir ſeinerzeit Gelegenheit gefunden, uns über die beiden erſten Werke auszuſprechen, würden wir vor allem uns vor dem künſtleriſchen Ernſt des Dichters verneigt haben, hätten vielleicht etwas von einem rauſchenden purpurnen Strom geſagt, der manchmal zu ſtark anſchwillt und an Klarheit verliert — und hätten wahrſcheinlich am Schluß von ſüßem, jungem Wein geſprochen, aus delſten Trauben gekeltert, von dem wir wiſſen, daß er in ſtiller Dunkelheit, nach wenigen Jahren ſchon, ein köſtlicher, ſtarker Labetrank ſein wird — Troſt in trüben Stunden, Rauſch in hellen Tagen.

Wir hätten vielleicht etwas zu viel geſagt und unſere eigene Stimme hätte uns ſelbſt zu zuverſichtlich gemacht. Und jetzt, da uns der Dichter wieder kredenzt, wären wir allzuſehr verwundert, bloß einen leichten, hellen Rotwein zu koſten.

Das verwirrt uns einigermaßen, denn wir müſſen unſeren Standpunkt ändern. Gewiß, ſagen wir ſofort lächelnd — auch der leichte Rotwein hat ſeine Berechtigung, er iſt ſogar oft zuträglicher und luſtiger wirkend als der ſchwere, der leicht betäubt — aber — wir müſſen uns erſt zurechtfinden, denken an das Frühere, wägen ab, ſtreiten über die Notwendigkeiten und darüber, welcher von beiden mehr Freude ſpendet. Und endlich geſtehen wir ganz im Ernſt: Vielleicht iſt es recht, daß wieder Bücher ans Licht kommen, die gut und doch nicht ſchwer ſind, bieder und ohne Prätenſion und Arroganz, eine Erzählung ihrer ſelbſt willen, bloß weil es gut und angenehm iſt, manchmal einer plaudernden ſanften Stimme zuzuhören, die liebe und wenig aufregende Sachen ſagt, vielleicht in traulicher Dämmerſtunde, wenn man müd vom lauten Tag iſt. —

Und es fällt uns ein, daß es lange, lange her ist, seit zum letzten Mal solche Bücher da waren. Wir erinnern uns an die Großmütter und sehen ihren Lehnstuhl im Fenster und das Tischchen und den neuen Roman darauf — Trentini muß es ja noch besser wissen —: denn in „Lobesamgasse" schwärmt er beinah ein wenig zu sehr und zu wehmütig von jener „guten alten" Zeit — von Reifröcken und braunen Schwalbenschwänzen, pflaumenblauen Westen und den 57 Petroleumlampen, welche die Nachtbeleuchtung des Biedermeiernestes Frauenberg ausmachen. Dies alles ist nicht ohne Reiz wiedergegeben — und nach und nach hören wir ganz gern der plaudernden Stimme zu, die uns vom schlichten Leben der ehrbaren Bienerleute erzählt, und weil sie sanft und wohlklingend ist, verzeihen wir es ihr, wenn's ein bischen lang dauert und vieles herbeigezogen wird, das eigentlich nicht ganz notwendig zum Verständnis dieser einfachen Schicksale ist. Und zuletzt, wenn alles gar so schlecht und traurig ausgeht und wir beinah wehmütig werden und schon darüber nachdenken, wie unerbittlich das Leben sei, und daß Liebe sich in Haß kehren könne, beinahe ohne daß wir es merken — da tröstet uns schon wieder die plätschernde Stimme: „Ich erzähle nicht von der Lobesamgasse so und so. Ich erzähle von Lobesamgasse Nr. 13! Und die 13 ist eine böse Zahl!" — Und wieder erinnern wir uns daran, wie Großmutter, um einem ihrer lieben, kleinen Aberglauben zu Recht zu verhelfen, auch immer manches dazuflunkerte, das eigentlich nicht so schlimm war. Und wir behalten eine freundliche Erinnerung an die leise erzählende Stimme in der Dämmerstunde.

Noch hübscher ist es, an „Comtesse Tralala" oder „Die Geschichte einer Treue" zurückzudenken. In der Erinnerung verwischt sich und verschwindet, was allzu breit und umständlich erzählt wird — und man glaubt nur eine kleine feine Novelle gelesen zu haben, wo ein wunderschönes weißgekleidetes Mädchen vorkommt, das den Blumen, dem Sonnenschein, der Liebe, allem was schön ist „Tralala" zujauchzt. Sie flattert wie ein schimmernder Falter durch ihr buntes Leben — aber der Flug des Falters wird nach und nach wirr und unstet und dann taumelnd und müd und plötzlich sinken die glänzenden

Schwingen und rühren ſich nie mehr wieder. Ein armer, guter Menſch liebt dieſen Schmetterling, der ſich manchmal in ſeine rauhe Hand flüchtet, um dann immer wieder fortzufliegen. Und er trägt ſeine Liebe durch viele Winter und durch viele Sommer, immer unverſehrt, immer rein und ſtrahlend — auch dann, als Tralala längſt verſtummt iſt. — Wohlgemerkt, wir ſprechen nur von der Erinnerung an „Comteſſe Tralala". Denn beim unmittelbaren Leſen ſtört uns ſo manches. . . Wir finden ein Mädchen etwas affektiert, welches gar ſo oft „tralala" ruft. (Ein Backfiſch würde es vielleicht „himmliſch" finden und ein paar Tage lang auch „tralala" trällern.) Und wir wundern uns über die unendliche Liebe des armen nachdenklichen und ernſten Proletariers zu dieſem flatternden Schmetterling.

Der Dichter wehrt ſich: „Aber auf dieſen Gegenſatz iſt ja das ganze Buch hinausgearbeitet! Für Baldus iſt ja das feine adlige Kind ein fortwährendes Wunder in ſeinem etwas ſchäbigen, etwas kleinen Leben!" Wir verſtehen, gewiß. Wir merken es ſogar etwas zu ſtark und deshalb verſtimmt es uns und wir werden zu ſtreng, unſer Auge blickt zu ſcharf in das Gefüge des Buches und glaubt zu entdecken, daß etwas zuſammengeflickt iſt, das ein Ganzes ſein ſollte.

Aber wir haben es ſchon geſagt, daß in der Erinnerung dies alles verſchwindet und bloß das Feine und Zarte übrig bleibt, das uns der Dichter ohne Zweifel erzählen wollte. —

All dies Niedliche hat uns Albert von Trentini im letzten Jahr geſchenkt. Und noch mehr: er hat uns gelehrt, es zu ſchätzen und lieb zu haben. Er hat uns gezeigt, daß einer ſehr wohl ein angenehmer Gaſtgeber ſein kann, auch wenn er nur leichten Rotwein kredenzt: Die Gläſer ſind ja fein und ſchön geſchliffen. Und übrigens hat er uns gar nicht die Zuverſicht geraubt, uns einmal wieder von jenem ſchweren ſüßen Trank koſten zu laſſen: Vielleicht arbeitet der Künſtler an einem koſtbaren Becher, worin er uns ſeinen edelſten Wein reichen wird.

Brixner Chronik X. (Lichtblicke.)

Ich sehe überall Fortschritt. In den letzten Tagen des September fing sich der Geschäftsführer des Missionshauses in Ermangelung von Negerknaben die Rekruten des Bezirkes zusammen und hielt ihnen einen dreitägigen Vorbereitungskurs unterspickt mit geistlichen Uebungen. „Halbs umsonscht, aus Gefälligkeit", wie die „Chronik" versicherte. „Offiziere" der Brixner Bürgergarde erteilten den Novizen praktischen Unterricht im Exerzieren, in Gewehrgriffen und ähnlichen, einem jungen Soldaten nützlichen Dingen. Daß diese „Offiziere" einst in ihren mannbaren Jahren dem Staate Krüppelsteuer zahlten, tut hier weiter nichts zur Sache. Jedoch ich frage, wie wäre dies? Man gebe den jungen Leuten ein Zaubermittel gegen die ärarischen Wanzen mit oder ein Skapulier, in den Hosenboden zu hängen, um das böse „Aufreiten" oder den „Wolf" hintanzuhalten — oder ein Elixier gegen die Liebe. Halbs umsonscht, meine ich, bloß so aus Gefälligkeit.

*

Und abermals Fortschritt. In den Eisakanlagen hat man einen Musikpavillon errichtet. Ob auch diesen halbs umsonscht, ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, wer die Musik in diesem Pavillon machen soll. Am allerwenigsten aber weiß ich, wer diesen Produktionen lauschen wird. Aber es ist wohl wie mit den Kirchen. Auch sie müssen erst gebaut werden. Die Leute gehen dann schon hinein, und das Unternehmen gestaltet sich ganz von selbst lukrativ.

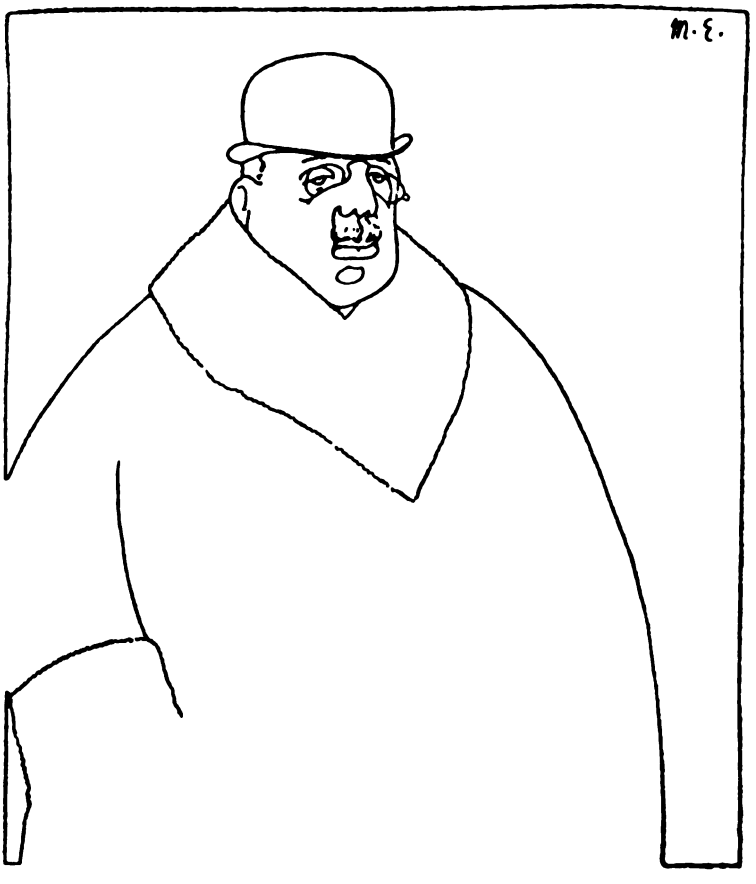
*

Und abermals etwas Erfreuliches. Ein Komitee hat sich gebildet, um die Sandwüste „Domplatz", deren letzte Gräslein vor etlichen Jahren aus Anlaß der „Brixner Wahrmund-Protest-Versammlung" von den erregten Festteilnehmern endgültig niedergetrampelt wurden, nun wiederum in einen Blumengarten umzuwandeln. Um Mißverständnissen vorzubeugen, füge ich gleich hinzu: den Anlaß zu dieser Renovierung bot nicht jene „Phantasie in den Hundstagen."

*

Wenn schon die Kultur nunmehr fröhliche Feste feiert, so will sich auch die Kunst in diesen Tagen nicht lumpen lassen. Damit sei nicht gesagt, daß der würdige Priester, der einst in einem Bücherladen erschien und die Entfernung von Trentinis „Sieg der Jungfrau" aus der Auslage verlangte — mit der Begründung, das Buch sei unkeusch — nun wiedergekommen sei, um sein Verbot aufzuheben. Es soll auch damit nicht angedeutet werden, daß man höhernorts

(dis. Massimiliano Cav. d'Esterle.)



Alma Mater
Oenipontana III.

Il prof. Andrea Galante
della facoltà italiana sospesa

ovvero:

„Der ruhende Pol in der Entscheidungen Flucht."

gewillt sei, die verschwiegene Hetze gegen den „unkrischtlichen" Brenner einzustellen. Ich meine damit allein das Faktum, daß der von Innsbruck zum Katholizismus zurückgekehrte Brixner Dichter Herr Adolf Erwin Porth eine Tragödie in 20 Seiten oder sonst etwas sehr Trauriges geschrieben hat, was der Allerseelenstimmung Rechnung trägt. Das vielversprechende Vorwort besagt: „Das vorliegende Werk war noch Manuskript, als es schon die öffentliche Diskussion herausforderte. Scharfe, oftmals pöbelhafte Angriffe auf der einen, Lob und Begeisterung auf der andern Seite — kurz und gut: Dem Kinde wurde die Prognose gestellt, ehe es noch geboren war. . . Wer mit seiner Ansicht Recht behält, wird die Zukunft zeigen. Eines aber möchte ich ganz besonders betonen: Die „Allerseelenglocken" sind eine Allegorie, somit nur allegorisch zu nehmen und stehen mit meiner wissenschaftlichen Ueberzeugung in keinerlei Zusammenhang. Ich weise also im vorhinein Zumutungen, als glaubte ich an Geisterspuck und ähnlichen Firlefanz, ganz entschieden zurück und lehne jede weitere Diskussion über dieses Thema schon im voraus ab." — Kurz und gut: Der Dichter weiß, was er sich schuldig ist. Sich und der Wissenschaft. — „Und wenn sie nun hinaustönen in die Lande, wenn sie vom Lärm des Tages umtost durch die Theater klingen —" genug, genug: Des Dichters wissenschaftlichen Standpunkt in Ehren — das Reich seiner Illusionen ist nicht von dieser Welt!

*

In die Gruppe heimischer Kunst-Renaissance fiele auch die öffentliche Schaustellung der Pläne für den Neubau des Spitales. Auch dies ist Fortschritt. Erst der Grundstein, dann der Arzt und nun die Pläne. Und alles im Laufe weniger Jahre. Wer will es wissen . . vielleicht über Nacht. . . .

*

Und da das unselige Wort Kunst nun schon ausgesprochen ist: Exl war hier, das heißt seine Truppe. Oder war es nur sein technisches Personal, das sich in der Provinz ein paar lustige Tage machte? Es war wenig erbaulich, das sehen und hören zu müssen.

*

Von der Kunst zum Journalismus ist es bekanntlich nicht weit. Mein Horizont ist lokal begrenzt, man verzeihe mir daher den kleinen Gedankensprung. Während nämlich bisher auf allen Gebieten ein erfreulicher Gewinn zu verzeichnen war, muß hier ein Verlust gebucht werden. Hochwürden Herr Bartholomäus Hatzer, verantwortlicher Redakteur der „Brixner Chronik", verläßt die Szene. Klanglos,

klaglos, wie viele vor ihm. Warum er es tun muß, weiß ich nicht. Nur das Eine scheint sicher, daß er sich mit seinen weltlichen Gebietern gewiß nicht überworfen hat. Die Gründe müssen diesmal wo anders liegen. Es könnte auch so sein: Ein geweihter politischer Heißsporn war so ungeschickt und wurde Journalist. Was sich dem untergebenen Priester gegenüber nicht so leicht machen ließ, ließ sich mit Leichtigkeit bei einem Zeitungsschreiber an. Es war nur eine Kleinigkeit, diesen hinwegzufegen. Jedenfalls ist es schade um ihn. Er war ein ganzer Mann. Er hatte das für sich, was einem Journalisten das Höchste sein muß: seine geistsprühenden Leitartikel standen schon in seinem Gesicht geschrieben. Ich persönlich bin Herrn Hatzer zu großem Dank verpflichtet, und dies dafür, daß er mir nie eines über die unartigen Finger gegeben hat. Welchem Gefühl hiemit öffentlich Ausdruck verliehen sei. Hartmann.

Innsbrucker Kunstschau XI.

Albert Plattner: Porträt (Kunsthandlung Czichna). Anekdotische Darstellung einer stark mißhandelten Terzseite. Daher recht oberflächliche Charakteristik. Die Unfarbigkeit des Fleisches ist bis zur Pappendeckelhaftigkeit gesteigert. Trotz eines Tapetenhintergrundes ist keine Raumwirkung, trotz einer angenehmen, plakatartigen Silhouette keine Plastik erzielt. Man gewinnt allmählig den Eindruck, daß Plattner über die zeichnerische Grundlage seiner Bilder nicht nur nicht hinauskommt, sondern sie durch die Farbe, mit der er nichts anzufangen weiß, verdirbt. Er würde vielleicht seiner Kunst mehr dienen, wenn er bei irgend einer Schwarz-Weißtechnik bliebe, etwa wie Leo Samberger.

Frau Anna Stainer-Knittel feiert ihren siebzigsten Geburtstag durch eine Kollektivausstellung im Ferdinandeum. Sie ist ausschließlich Blumenmalerin; wenigstens beweisen die ausgestellten Porträts und die manchmal als Staffage herangezogenen Landschaften nicht das Gegenteil. In ihren Blumenstücken erreicht sie nichts Wegbahnendes, aber sie drückt so viel Mütterlichkeit darin aus, daß man sympathisch angezogen wird. Gewiß ist manches geschmacklos, aber es ist alles schlicht sachlich und wahr gesehen, wie es die Art unkomplizierter Frauen zu sein pflegt. Die eigentliche künstlerische Leistung hat man in den frischen, mitunter sehr schönen Farbenharmonien zu suchen, die ihr ungezwungen gelingen, weniger in der stark betonten Plastik.

Erich Heermann: Porträt-Radierung (Wagnersche Buchhandlung). Sorgfältige Arbeit, sauberer, aber uninteressanter Druck. Wenn

der Künstler nicht eine Photographie abgepaust hat, hat er Unrecht gehabt. Er hätte sich Mühe erspart und doch dasselbe erreicht.

Hans Told: Herrenporträt, Damenporträt, Bauernszene (Kunsthandlung Czichna). Vom Damenporträt geht ein angenehmer Reiz aus. Auch wirkt das Holbeinartige der Porträtköpfe nicht schlecht, aber das sind Nebenerscheinungen. Dem Ganzen fehlt die Beweiskraft, daß es kein Kitsch ist. Das Bauernbild hingegen täuscht nichts vor. Es ist herzhaft schlecht und daher doch erfreulicher als die Bildnisse.

Josef Durst: Fünf Landschaften (Kunsthandlung Unterberger) Ehrliche und gute Studien und ein großer Fortschritt. Durst bejaht jetzt sein Wesen kräftiger und mißtraut seinen Fähigkeiten und seinem Können weniger. Er umspannt das Gesamtbild mehr mit einem einzigen Blick und schließt seine Farbenelemente zu einfacheren Harmonien zusammen. Man erkennt seine Persönlichkeit deutlicher, weil er sich seine Zuversicht nicht mehr von der ungeheuren Kompliziertheit der Natur verwirren läßt. Durst weiß, wie lang die Umwege in der Kunst sind. Jetzt weiß er auch, auf welchem man heim findet. Das Kinderbild (Buchhandlung Wagner) schwankt noch unentschieden zwischen Sachlichkeit und Freilichtwirkung. Durst geht Versuchen nicht aus dem Wege und läßt sich auch durch Mangel an „Gefälligkeit" nicht hindern, sie ganz zu machen. Benedikt.

Voranzeige.

Um für Richtung und Ziele unserer Zeitschrift vor einer breiteren Öffentlichkeit Beachtung zu werben, haben wir uns entschlossen, literarische Vortragsabende zu veranstalten, die dem literarisch interessierten Publikum der Landeshauptstadt Gelegenheit bieten sollen, namhafte Vertreter des deutschen Schrifttums der Gegenwart — soweit sie für die kulturellen Bestrebungen des „Brenner" von maßgebender Bedeutung sind — als Interpreten ihrer eigenen Werke kennen zu lernen.

Als erster wird Karl Kraus, der hervorragende satirische Denker und Herausgeber der Wiener Zeitschrift „Die Fackel", aus eigenen Schriften vorlesen. Dieser Abend findet am Donnerstag den 4. Jänner 1912 im „Kleinen Stadtsaal" statt.

Für einen zweiten Vortragsabend (voraussichtlich anfangs März) hat sich der bedeutende Romanschriftsteller Heinrich Mann dem „Brenner" zur Verfügung gestellt.

Wir machen die Freunde unserer Zeitschrift schon heute auf diese Veranstaltungen aufmerksam mit dem Ersuchen, auch weitere Kreise dafür zu interessieren.

Nachtrag.

Berichtigung. Im ersten Teil der Erzählung „Das Ordal" von Hugo Neugebauer (Heft 10) ist zu lesen:

S. 322 (Z. 8 von unten) statt „Schilder": „Schilde".

S. 325 (Z. 3 von oben) statt „wuchtendes": „wuchendes".

S. 327 (Z. 14 von unten) statt „herabhängenden": „herabhangenden".

Zur Beachtung. Der Aufsatz „Heimkehr der Seele" von Carl Dallago ist dem Buche „Geläute der Landschaft" (Leipzig, Hermann Dege) entnommen.

Die hier besprochenen Bücher von Albert von Trentini sind bei Schuster & Löffler in Berlin erschienen. Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß der Prospekt über Trentinis Werke — weder auf unsere noch auf des Autors Anregung hin — lediglich im Auftrag des genannten Verlags dem letzten Hefte beigegeben wurde.

Die Schriftleitung.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K. 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr. 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Ab 1. Oktober erscheint

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

II. Jahr. Heft 12.

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Josef Viktor Widmann † / Hugo Neugebauer: Melittas Tod / Otto Alscher: Rasse / Arthur von Wallpach: Ungarische Bilder / Hans Kiene: Carl Moser / C. Dallago: Inmichschau / J. V. Widmann: Dallagos „Unsicherheiten" / Benedikt: Innsbrucker Kunstschau XII / Karikaturenfolge 36: Max von Esterle: Rudolf Christoph Jenny.

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint am 1. und 15. eines jeden Monats.

Bezugspreis: vierteljährlich 2 K (Mk. 1·75), für das einzelne Heft 40 Heller (35 Pfennig). — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck, Karlstraße Nr. 4. Daselbst auch Anzeigen-Annahme und Geschäftsstelle. Anfragen und Zuschriften administrativen Charakters ausschließlich ebendorthin. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Spezial-Institut
für
Präzisions-Optik und Photographie
Illustrierte Preisliste kostenlos!

F. MILLER, Innsbruck, Landhausstr. 1

empfiehlt korrekte Augengläser, Prismen-Feldstecher, Fernrohre, Höhenmeß-Barometer etc. — Photogr. Apparate neuester Konstruktion, sowie alles für photogr. Bedarf.

Ferd. Tschoner jun.

Papier- und Schreibwarenhandlung

Innsbruck, Maria Theresienstraße Nr. 34.

Brief-, Konzept-, Kanzlei-, Packpapiere aller Art. Briefpapiere in Kassetten in größter Auswahl. — **Schreibwaren- und Büro-Bedarfsartikel.** Schreibmaschinen: **Continental-Kanzler, Vervielfältigungs-Apparate. Füllfedern aller Systeme.**

Telephon: Nr. 22. Telegramm-Adresse: Tschoner Innsbruck.

Der Brenner

II. Jahr. Innsbruck / 15. November 1911. Heft 12.

Joſef Viktor Widmann †

Wir haben mit ihm einen ſeltenen verſtehenden Freund verloren. Sein Tod bedeutet uns den Wegfall eines Menſchen und Dichters aus den profanen und menſchenarmen Gauen der Zeitung. Eine Lücke gähnt uns an, die uns ſeinen Verluſt noch fühlbarer macht. Wir ſehen ihn auf ſeinem Poſten alle die Jahre hindurch, ſein Ausharren mit ſeinem redlichen warmen Menſchentum unterſtreichend. Denn er liebte die Kunſt und wollte von ihr für die Gegenwart retten, was ſich in ſeiner Stellung retten ließ. Nun iſt ſein Mund verſtummt. Carl Spitteler und die literariſche Schweiz trifft am ſchwerſten das Stillwerden dieſes bedeutenden ſchaffenden Mannes. Seine reiche Seele lebt in ſeinem Geſchaffenen weiter. Wir denken ſeiner in Verehrung als eines ſich freuenden Weggenoſſen auf unſeren menſchlichen Wegen zur Kunſt. Und unſere Trauer, die aus Liebe und Dankbarkeit hervorging, weilt bei dem von uns Geſchiedenen, und wir fühlen, wie wir ihm zugetan ſind. Und möchten denken, daß er's empfinde — daß er noch da ſei in irgend einer Weiſe. Weil wir alle noch da ſein können, auch wenn wir nicht mehr ſind, da wir ja nicht wiſſen, wer und wo wir ſind.

Carl Dallago.

Hugo Neugebauer / Melittas Tod.

(Aus einer zyklischen Dichtung „Das Diadem der Melitta“.)

Vor einem Tore rastet ich mit ihr,
das war mit funkelndem Metall beschlagen,
goldbraunem Erz, in das ein spitzer Stift
von Diamant mit großer Kunst geritzt
die heil'gen Zeichen des Zodiakos.
Aus Augen, groß wie Monde vor Erstaunen,
beschaute sie das Werk und deutet zag
mit Fingern drauf und lächelte dabei
wie Kinder lächeln, die zum erstenmal
das göttliche Geheimnis dunkel ahnen.
Und was dies sei und jenes, fragte sie,
und ob es gütig, ob es böse sei,
ob nah, ob ferne, ob der große Meister
im Traume dieses Werk gewirkt, ob wach,
und wer der Meister sei, der es geschaffen,
und wo er wohne, ob ich nicht zu ihm
den Weg ihr weisen wolle mit Bedacht,
daß sie aus seinem eignen Mund erfahre,
was mir Geheimnis war an seinem Werk.

Doch ich, ob ich den Künstler gleich erkannt,
verschwieg den Namen ihr, im Geist gewarnt
von jener Liebe, die Zodiakos
um Stirn und Schläfen trägt als Diadem:
„Leg ab die Binde“, flehte ich zu ihr,
„denn ohne sie auch bist du, was du bist,
und schöner noch! Bedenk: ein kindisch Aug
verführt der Würde Zeichen nur zu leicht
von Würde selbst und zum Verhängnis ward
dem Sinne oft des Sinnes sinnlich Bild!“

So fleht ich innig. Doch die Liebe ſchwieg
und aus Betrachtung hub Melitta an:
„Wie wunderbar, daß Dunkelheit verbirgt
dem Geiſte, was dem Auge hell erglänzt
und leiſe lockt mit Silberſtrahles Ton
in tiefen Sinnes ahnungsvolle Nacht!
Nie ſah ich alles dies mit dieſem Aug
und dennoch, dünkt mich, ſah ich es einmal,
doch wie? und wo? und wann? — o frage nicht!
Denn wußt ich's einmal, längſt vergaß ich's ſchon." —

„Nicht grübeln ſollſt du", warnt ich leiſe ſie;
„vergaßeſt du's, ſei des Vergeſſens froh
und denk: auch dieſes fügte weiſe Gott.
Des Bildes freu dich, doch des Bildes Sinn
gib demutvoll dem großen Meiſter heim,
der es erſchuf und im Geheimnis webt
wie Menſchen atmen in dem Ball der Luft." —

So warnt ich freundlich, doch Melittas Aug,
in Kreiſes Mitte ſchwebt' es feſtgebannt
wie jenes Urgeſtirn im Schoß des Alls,
das ewig ruhend All um ſich bewegt.
Und in die Runde ſchwebt' Melittas Blick
und rührte leiſe jedes Bild im Kreis
und ſog aus jedem Bild verborgnen Sinn
und ſpeichert' ihn in ſüßer Rede auf,
der Biene gleich, die aus dem Wiegenſtock,
dem dunkeln, in der Morgenſonne Glanz
auf lauer Lüfte weichem Fittich ſchwebt
zum Tauchertanz der Blumen Rund entlang
und trunken dann von Nektar und von Gold
des Pollens ſchwer zum Wunderwerke eilt,
das in der Wiege Dunkel ſie vollführt:

„Dich grüß ich, Löwe, in der Sonne Haus,
der du ihr unnahbares Gold bewachſt
mit glüh'ndem Auge und ihr Strahlenvließ
um deinen königlichen Nacken ſchüttelſt;
verſchone mich, wenn ich vorüberſchreite!
Und, die der Seelen Führer ſich vertraut,
die keuſche Jungfrau, die mit leichter Hand
das Los des Todes in die Schale wirft
der Wage, die ihr Liebe lächelnd reicht.
O Skorpion, dir laß ich alles Gift,
womit Natur die Sinkende begabt
zum Schutze vor der drohenden Gewalt.
Im Stachel ſpeichr' es, den ich nie gezückt,
denn niemals kreuzte meinen Weg ein Feind
und lautern Honig laſſe ich der Erde.
Dir, Schütze, Heil! Du triffſt gewiß das Ziel,
denn Vater Zeus, den ich mit Honig labt
in dunkler Grotte, ſchärfte deinen Blick.
In meinen Honig tauche deinen Pfeil,
mit meinem Fittich flügle ſeinen Kiel
und ſchieß ihn mitten in das Herz der Welt!
Sieh, wie der Steinbock hoh und höher klimmt
auf ſchmalem Pfad des Lebens Berg hinan,
der Sonne winkend mit gekrümmtem Horn!
Schon ſpornt ſie kräftiger die Roſſe an
mit goldner Geißel und die ſteil're Bahn
des golddurchblitzten Äthers, ſie erklingt
melodiſcher von erzner Hufe Schlag!
Und Feuer fängt des Waſſermannes Bart,
der triefende, von ihres Auges Blitz:
Über dem Meere baut der Brücke Pracht
die Iris auf, die Fiſche ſchnellen ſich
munter empor in goldnen Sonnenglanz,
von Golde kniſtert ſchon des Widders Vließ,

erglänzt des Stieres Horn, der mit Gebrüll
des Lebens Zeugin und Erzeug'rin grüßt,
indes das holde Zwillingsknoſpenpaar
in ew'ger Kindheit Roſenlicht erblüht
und in der Erde Höhle ſchlüpft der Krebs.

Liebliche Nymphen, die ihr ſingend wirkt
irdiſcher Weſen wechſelndes Gewand
in Mondes Glanz am Webeſtuhl aus Stein,
der feuchten Höhle iſt Melitta müd,
nach Überſonnengipfeln ſehnt ſie ſich.
Nehmt ihr Gewebe, trennt es ſingend auf
und ſenkt es ſingend in der Erde Schoß,
daß Blumen draus erſprießen und der Schwarm
der weiſen Schweſtern nicht des Honigs darbe.
Doch ſie entlaßt aus ihrer Erdenhaft.
Dem Mond entſagt ſie und des Mondes Strahle,
auf dem ſie zu der Erde niederglitt,
von Milch und Honig und vom Traum verlockt
irdiſchen Lebens, das ſo trügeriſch
und irreführend iſt und wandelbar
und treulos wie das blaſſe Nachtgeſtirn.
Der treuen Sonne ſchwört ſie Treue zu,
den Krebs verwerfend faßt ſie kühn das Horn
des Steinbocks an, der vor das goldne Tor
des Überhimmels trägt die Erdentwichne.
Dort ſchlägt ſie all ihr Leiden an das Kreuz,
das wunderbar des Südens Nacht verklärt:
Im Silberfeuer der Geſtirne ſchmilzt,
die jenes bilden, ihr gebrechlich Wachs
und lauter rinnt durch Licht und Glanz und Glut
Melittas Honig in ſein ſüßes Selbſt!" — —

So ſprach Melitta, beugt' zurück das Haupt.
In ſinnender Betrachtung ſtand ſie lang
und ihre Hände taſteten die Luft,

Unfaßbares zu faſſen, doch ihr Aug
war alſo trunken von des Traumes Licht,
darin ſie ſich enthüllte vor ſich ſelbſt,
daß ich erſchrak wie jemand, den der Blitz
des eignen Schickſals in die Seele trifft.

Da hub ſich einer von der Schwelle auf,
der unbemerkt bis jetzo dort geruht,
und ſtund, das Tor verdeckend und den Kreis
mit ſeiner hohen, kräftigen Geſtalt.
Kein menſchlich Weſen! Denn ein Flügelpaar
entſchwang ſich ſeinen Schultern und ſein Schoß
verriet dem Blicke, daß nicht Mann noch Weib
des Weſens unerforſchlich dunkle Macht.
Im Dämmerſcheine ſchwelgt' der Glieder Pracht,
der ſie umwittert', aus ſich ſelbſt erzeugt,
denn ſeines Auges Höhle ſchattet' Nacht.
Die Flügel ſchwang es, rot von Abendglut,
und an das Ohr ſchlug uns ein kalter Hauch,
beſeelt von einer Stimme, fern und fremd,
geheimnisvoll, wie ich ſie nie vernommen:

„Erſchrick, Melitta, nicht, denn ſieh, ich bin
der Hüter dieſer Schwelle, dieſes Tors,
an das die Welle deines Herzens pocht
mit Ungeſtüm der Liebe, die ſich ſehnt
zu ſchauen, was der eitle Schein verhehlt
und ſchauend Eins zu werden mit dem Sein.
O werde ſchauend, die du biſt, die Liebe!
Dieſelbe, die die Seele dir bewegt
und der Geſtirne endeloſes Meer,
das ſie mit deines Auges Licht erleuchtet:
von innen hebt ſich's, außen bäumt ſich's auf,
zerſtäubend in Myriaden Lebenstropfen
ſinkt es zurück in ſein unendlich Selbſt.

Das iſt die Liebe, die entinnernd ſich
äußerlich wird und ſo vom Scheine frei,
an dem ſie krankt, von dem ſie ſo geneſet,
ſich ſelbſt erlöſend durch die eigne Kraft.
Ein Tropfe biſt du, urgewalt'gem Meer
entſchleudert und geläutert durch der Zeit,
des Raumes Not in jähem Wurf und Fall.
Im Meer verſinkend wirſt du ſelber Meer,
entäußernd und verinnernd dich zugleich.
Du trittſt aus dir und ſiehſt, was du nicht biſt,
du bebſt zurück und ſtrebſt zurück in dich,
wiſſend zu werden, was du wirklich ſeiſt?
Verſink in dich, ſo wirſt du, was du biſt,
und was du nicht biſt, löſt ſich auf in Nichts!
Denn du biſt Alles! — Nichts iſt außer dir,
wenn du in dir biſt, denn das All biſt du
und All iſt Liebe, Liebe biſt du ſelbſt!
Verſink in dich, verlaſſe dieſes Spiel
mit Scheinen, glänzen ſie auch noch ſo ſchön:
nur Bilder ſind es und das Bild, es trügt.
Nicht über den Geſtirnen wähne du
den Gott, zu dem in Liebe du erglühſt,
er iſt in dir und Lieb' iſt dieſer Gott."

Und auf die Pforte deutend, fuhr es fort:
„Durch dieſe Pforte trateſt du heraus,
ſogleich verſchloß ſie hinter dir Geburt:
ſo wurdeſt unter Scheinen du zum Schein.
Da wandteſt vor dem Scheine du zur Flucht
zum Weſen dich und vor der Pforte ſtundeſt
du ſtaunend ſtille, deuteteſt mit Kunſt,
was nur die Weisheit ganz erſchöpfen kann.
Nicht menſchliche. Doch lehrte dieſe dich,
daß Weſen Eins, das Andere der Schein,

ob gleich die Trennung deiner Kunſt mißlang,
die endlich iſt, denn im Unendlichen
trennt die Geburt und nach Geburt die Macht,
die mich durchdringt: zum Scheine wendet jene,
vom Scheine wende trennend ich das Weſen.
Trennende Wendung iſt, was Leben nennt
der Menſchen Wort, doch Gottes die Erkenntnis.
In Schickſals Angeln ruht des Tores Erz,
das ewig ſtarr von Außen Innen ſcheidet
jeglicher Macht, nur jener nicht und mir:
nach außen ſtößt es öffnend jene auf,
nach innen öffne ſtoßend ich das Tor,
den Gott erlöſend, den Geburt verſklavt,
daß er als Freien ſich im Knechte fühle,
von ſich getrennt durch das, was er nicht iſt,
aus Anderem ſchmachte nach dem eignen Selbſt,
aus leerem Schein nach voller Weſenheit.
Und alſo lös ich dich, da du es willſt:
der Sehnſucht Drange öffne ich das Tor
zum Innerſten, wo Ruh und Stille wohnt
und lös auf ewig dich von Unruh ab,
die ewig dieſe äußere Welt bewegt." —

So ſprach das Weſen und Melitta ſank
ſanft lächelnd an des Unbekannten Bruſt:
in ihres Auges funkelndem Zirkon
bot ſie der Blicke Honigopfer ihm,
er neigte ſich und küßt' es lechzend auf.

Da loſch in ihrem Aug das warme Licht
des frühen Lenzes aus, in ſpätem Froſt
verwelkte jählings ihrer Jugend Blüte.
Brauſenden Sturm entfacht' der Unbekannte,
die Flügel faltend um Melittas Leib,
die eh'rne Angel ächzte, gellend ſprang

und Blitze flammend in mein blödes Aug
die Pforte auf und dumpfer Donner rollt',
mein Ohr betäubend, durch die Mitternacht.
Schwindel erfaßt' mich, ſchleudert' mich hinab
und wirbelnd ſank, ſo deucht mich, vom Zenith
des Alls ich niederſtürzend zum Nadir!
— — — — — — — — — — —
Und ich erwacht'. Und tiefes Dunkel rings
und tiefres Schweigen, tiefſte Einſamkeit.
Nichts ſah ich lang. — Dann dämmerte ein Kreis
und dämmert' heller und erſtrahlt' im Glanz,
im ſanften Silberglanz der Nachtgeſtirne,
die Zeichen bildend des Zodiakos.
Das Erz ertönte des verſchloſſnen Tors
von jener Ätherweſen Freudentanz
um eine Sonne, die der Flut entſtieg
des Lebensſtromes, der mit Muttermilch
ewiger Kindheit, urgezeugter Kraft
der himmliſchen Geſtirne Jugend nährt.

Und alſo tönt' zum Tanze ihr Geſang:
„Selige Geiſter, ſüßer iſt fortan
und wahrhaft göttlich unſres Lebens Trank,
ſeit Nektar, den die Erde uns entriſſen,
uns wiederbracht der allgerechte Tod!
Ihr Silberbecher, dunklen Goldes voll,
erklirret heller im Zuſammenklang
der Feſtesluſt olympiſchen Gelags,
daß Widerhall von Pol zu Pol ſich ſchwinge,
mit Freude füllend die Unendlichkeit!"

So ſangen jene, doch ich fiel aufs Knie
und drückt die Stirne an des Tores Schwelle —
mit Staub und Aſche deckte Sturm mich zu.

Raſſe / von Otto Alſcher.

Er ſummte immer beim Malen. Es ſang und ſurrte ja alles hier, die ganze Landſchaft und jedes lebende Weſen. Der hohen Bäume üppiges Frühlingsgrün gab mit ſeinem klingenden Brauſen den Takt an, dann jubelten die Vögel, ſchmetterten und flöteten, und wie ein weicher Geſang aus der Ferne ſchwebte noch das Summen der Bienen herab.

Und in dieſem vor ſich Hinſummen beim Malen hatte er es richtig überhört, daß ſie heute wieder gekommen war. Wie er zurücktrat, um das Bild und die Skizze daneben mit zuſammengekniffenem Auge in eins zu faſſen, bemerkte er ſie plötzlich. „Ach du!“ ſagte er und ſtarrte ſie verblüfft an, als ſei ſie etwas ganz Unfaßbares. Und ſchaute zu ihr nieder, wie ſie hinter ihm kauerte, als wäre es ganz unglaubhaft, daß ſie nun hier ſei, um ihm wieder beim Malen zuzuſehn.

„Biſt wieder da?! Wie gehts, wie gehts?“ lachte er ſie an.

Doch ſie ſchwieg und lächelte nur, denn ſie, die ungariſche Zigeunerin, verſtand ihn, den deutſchen Maler, nicht. Er nickte ihr darum nochmals zu und malte und ſummte weiter.

Auf einmal ſchwieg er. Er ſtarrte länger als ſonſt die Skizze an, dann ſuchte er unter den Pinſeln eine Zeit umher, ohne den rechten zu finden, endlich drückte er zerſtreut eine halbe Tube helles Chromgelb auf die Palette, bis er, ſein Ungeſchick merkend, die Tube zornig in den Malkaſten ſchleuderte. Nun dachte er: Warum kommt ſie alle Tage? Sie weiß doch, daß ich ſie nicht mehr male. Ich kann doch nicht einen Monat hindurch ein und dasſelbe Modell pinſeln!

Er begann neuerdings zu malen — da hielt er wieder inne. Oder, fragte er ſich, kommt ſie nicht um gemalt zu werden?! Was will das dumme Ding nur?

Er pfiff nun laut und ſcharf und dem Takte nach, wie im Spiel führte er den Pinſel. Und hatte bald vergeſſen, daß hinter ihm das Mädchen ſaß, hatte nur ſein Bild im Sinn und in ſeinem Blute den hellen, lichten Sommertag, der mit ſattem Rauſchen in den

hohen Bäumen orgelte und dessen volle Atemzüge Insekten und Vögel wie im Jubel skandierten. Und der Maler mühte sich das selige Zittern der Landschaft in sein Bild zu bekommen, dabei schweiften seine Gedanken, sprangen und stolperten, gleich dem Gewirr der Vogelstimmen, die manchmal in schwebendem Flöten heranglitten, dann wieder in zitterndem Schluchzen stammelten.

Es war ja auch ganz seltsam gewesen, wie er das erstemal diese Landschaft kennen lernte. Das Bild eines ungarischen Malers in der Berliner Sezessionsausstellung hatte ihn darauf gebracht, daß es dort unten „verflucht schön sein müsse", wie er sich ausdrückte. Dabei blieb's eine Weile, doch als er wieder einmal seine Worpsweder Landschaften satt bekommen hatte, fiel ihm wieder jenes Bild mit dem nervösen Gewässer, dem stürmischen Himmel und der Pferdeherde, die in der Ferne vorbeijagte, ein. Da brachte er denn seinen Farbenhändler mit einer telegraphischen Bestellung vorerst in Verzweiflung, dann fuhr er Hals über Kopf nach Ungarn hinunter. Im Debreziner Tiefland machte er zuerst Halt, doch da wurde ihm bald klar, daß diese Landschaft nichts für ihn sei, diese Landschaft, die man nur malen konnte, wenn man sie vorerst gelebt hatte. Und dazu hatte er keine Zeit. Da fuhr er denn weiter, südwärts.

Die ersten Berge hielten ihn auf. Er fand einen freundlichen Ort und bald rannte er von früh bis Abend in der Umgebung umher. Und fand hunderte von Motiven. Doch wenn er fest entschlossen war mit dem einen zu beginnen, fand er noch ein prächtigeres und stand wieder verwirrt da. Da begegnete er aber eines Tages an eines Dorfes Ende einer Zigeunerin. Sie trug zwei Wassergefäße an einer auf der Schulter balanzierten Stange und schwankte leicht unter der schweren Masse, so, als wiege sie sich im leidenschaftlichen Tanztakt. Aber das Haupt zuckte nicht und rührte sich nicht, verharrte in stolzer, königlicher Haltung, mit einem Blick, der in entsagungsreicher Härte das Rätsel des Horizontes trank.

Da malte denn er, der es nicht hatte erwarten können sich in die Landschaft zu vertiefen, mehrere Wochen durch nur Zigeunerinnen. Malte sie in ihrer grellen Leidenschaftlichkeit und ihrer satten

Schläfrigkeit. In ihrem geschlechtlichen Scharfsinn und ihrer außerpersönlichen Stumpfheit, bis er sie durchaus zu kennen glaubte. Und auch dieses Mädchen, das heute wieder hinter ihm saß, skizzierte er einigemale, dieses Mädchen in seiner halberschlossenen Weiblichkeit, die nur erst wie eine heimlich durchs Dickicht gleitende Schlange sich verriet, dieses Mädchen mit dem Gesicht einer Nubierin, das einen leisen Anklang an die Züge eines Knaben hatte, der zum erstenmal ein nacktes Weib gesehn. . . Bis ihn ein durch die Morgendämmerung brechender Bergpfad so sehr erfaßte, daß er sich mit seiner Kunst der Landschaft zuwandte.

Und in der Landschaft hatte er noch viel zu entdecken. Die Zigeunerinnen hatte er als Maler ausgeschöpft, sie konnten ihm auch als Mensch nichts mehr geben, wie er meinte, denn Mensch und Künstler waren bei ihm eins.

Über sein Grübeln hatte er fast sein Bild vergessen. Er malte noch eine Weile fort, bis er merkte, daß es sehr heiß geworden war und ihm die Farben auf der Palette langsam ineinander zu rinnen begannen. Besonders das Kobalt tropfte schon herab. Er stellte das Bild verkehrt auf die Staffelei, schnalzte ein paarmal befriedigt mit der Zunge und wandte sich dem Mädchen zu, das noch immer lautlos hinter ihm kauerte.

Die saß und ihr Blick haftete mit einer eigenen Düsterkeit auf seinem Scheitel. Unwillkürlich fuhr er sich über den blonden Schopf. Da sah er ihre Augen aufblitzen und groß und gierig nach seiner Hand langen. Aber plötzlich glitten die Blicke ab, fielen verschämt zu Boden und suchten dann seitwärts hinaus, wo die Sonne prall auf den Blättern lag.

Er stellte den Malkasten zu Boden und setzte sich, ihr zugewandt, auf den Stuhl. Dieses Mädchen gab ihm zu denken. Wenn er sich mit ihr nur hätte verständigen können! Oder durch dieser Augen Nacht leichter zur Seele gelangen könnte.

Mit einem ärgerlichen Fußaufstampfen griff er nach dem Skizzenblock und begann die hinausgewandte Linie ihrer Stirn und Nase

zu entwerfen, und die eine leichte Braue, die der Silhouette eines am Himmel schwebenden Falken glich.

Das Mädchen wandte den Kopf und ein fragender Blick kam zu ihm herüber. Er winkte ihr, doch sie verstand nicht, daß sie in der Profilstellung verharren solle. Da erhob er sich, um ihr das Haupt zu wenden. Und wie er seine Hände an ihre dunkel getönten Wangen legte, schwangen sich ihre Augen mit einer seltsam rührenden Verlegenheit zu ihm auf. Dann saß sie wieder still da, blickte verloren in den Sommertag hinaus, als eile sie einer Erinnerung nach oder lausche einem Klange, der irgendwo draußen im Tag lebte.

Er zeichnete eifrig. Und als sie wieder ihr Gesicht wie von einer geheimen Macht gezogen ihm zuwandte, richtete er neuerlich ihren Scheitel. Und wieder schwang sich dieser kindlich bittende Blick zu ihm auf, sank aber schwer und langsam nieder, da seine Hand ihre Wange streichelte.

Er starrte eine Weile auf ihre Wimpern nieder, auf diese seidigen Fransen, die wie ein weicher Schatten über dem Dämmerdunkel der Augen schwebten.

Der Tag schlug immer voller seine Akkorde an. Die Sonne überstieg in blendender Siegesfülle die Mittagshöhe, die Vögel setzten wie ermattet mit ihrem Gesange aus, nur die Insekten raunten nah und fern. Da legte der Maler den Zeichenstift beiseite, klappte den Block zu und sagte: „Fertig!“ Aber sie schaute ihn nur erwartend an und wieder war in ihren Augen diese seltsame Hilflosigkeit. Und dann erhob sie sich, langsam, als säße ihr ein müdes Gefühl in den Gliedern, stand und atmete tief. Da straffte ihr Mädchenleib das dünne Kattunzeug um Schultern und Brüste, daß es schien, als wüchsen ihre Glieder plötzlich in schwellender Weiblichkeit. Und als dränge ihr Mädchenleib ihm zu, der er über einem glühenden Sonnenfleck hinweg vor ihr stand.

Er ging auf sie zu und sagte: „Morgen kommst du wieder?!“ Sie lächelte und nickte. Da legte er ihr die Hand auf die Schulter, um ihr zu erklären, daß er ein großes Bild von ihr malen wolle. Wieder lächelte sie. Und es war, als wüchse ihre Gestalt unter

der Hand auf ihrer Schulter, als ginge ein machtvolles Pulſen durch ihren Leib, das durch ſeine Hand in ſeinen Körper hinüberzitterte. Er legte ſeinen Arm um ihren Nacken und bog ihr Haupt zurück. Da glühten ihre Augen, doch ihr Geſicht blieb ſo ſchmal und voll hilfloſer Kindlichkeit.

Er ließ ſeine Hand leiſe von ihr ab, nickte fröhlich und wiederholte einigemale: „Morgen, Morgen!“

Sein Malzeug ſammelnd und es ins Gartenhaus tragend, bemerkte er, daß ſie noch eine Weile gebannt ſtehen blieb und dann erſt ging. Und ſo eigentümlich zögernd von ihm fortglitt, in den lichten Laubgang hinein, als müſſe ſie heimlich entſchwinden, als fürchte ſie zurückgerufen zu werden.

Da ſie fort war, ſchlug er den Block auf und betrachtete die Skizze. Und es kam eine große Enttäuſchung über ihn. Dieſes abgewandte Geſicht hatte einen Ausdruck, als ſähe er ein fremdes Etwas vor ſich, das er nicht zu enträtſeln vermochte. Als durchzucke dieſe Züge ein leiſer Spott über ihn, den Künſtler, der dieſes Profils ſuchendes Heiſchen wiedergeben wollte und doch nichts weiter als eine leere Linie feſthalten konnte.

Er warf die Skizze beiſeite, eilte ins Haus und zerrte alle ſeine Zigeunerbilder hervor, um ſie der Reihe nach zu betrachten. Und da erkannte er in allen dieſen Geſichtern dieſes Fremde, Verſchloſſene, ſah, daß er fremde Gärten durch ein hohes Gartengitter hatte malen wollen.

Eine faſt kindiſche Verzweiflung erfaßte ihn. Vergeblich fragte er ſich, was er als Künſtler unerkannt gelaſſen, daß ſeine Bilder ihm nun ſo fremd ſeien. Was dieſer leere Fleck in all den Geſichtern war, um den ſein Pinſel hilflos herumgeirrt, ohne ihn bezwingen zu können.

Er dachte wieder an des Mädchens Seltſamkeit. Und plötzlich überkam ihn eine große Verblüffung. Er hatte als Künſtler wohl an dieſen Geſichtern, dieſen Gliedern herumgetaſtet, aber der Mann in ihm war unbekümmert daran vorbeigegangen. Der Künſtler in

ihm hatte wohl dieſen bittenden Blick des Mädchens heute, das Schwellen der Glieder geſehn, erfaßt aber nicht.

Mit einem pfiffigen Lächeln ſtellte der Maler die Bilder wieder fein ſäuberlich an die Wand und dachte an den nächſten Tag, wenn das Mädchen wiederkehren ſollte. —

Es war Morgen und er malte wieder an der Landſchaft von geſtern. Doch ſetzte er zerſtreut die Farben auf und konnte manchmal den richtigen Ton nicht finden. Denn er mußte ſich immer wieder umſehn, um den Augenblick nicht zu verſäumen, wenn ſie den Laubgang heranſchritt und ihre Geſtalt von Sonne und einem grünem Leuchten umflogen wie ein Bild heraufwachſen würde. Und wollte es ſehen, wie ihr Bruſt und Schultern vom raſchem Gange nachzitternd ſich hoben und ſenkten, als belebte ſie der Atemſtoß einer gährenden Wildheit.

Doch die Ungeduld übermannte ihn, da ſie noch immer nicht kam. Er malte eifriger, pfiff ärgerlich und lauſchte dann wieder in den Tag hinein, der heute ſeltſam ſtill ſchien. Die Vögel ſangen wohl vereinzelt, doch dies klang nicht ſo lärmend wie ſonſt, war von einer traumhaften Friedlichkeit umfangen. Bienen und Fliegen aber ſummten hoch oben in den Bäumen und durch das dichte Laubwerk ſickerte nur dunkel ihr ſchwellender, feiner Geſang herab.

Da er ſich gelangweilt umwandte, erblickte er ſie plötzlich. Er erſchrak faſt, denn ſchon wieder ſaß ſie ſtill und heimlich da, mit großen Augen nach ihm langend. Aber ſeltſam, heute bewegte kein Lächeln ihr Geſicht, reglos und dunkel lagen ihre Blicke auf ihm und auch ihres Geſichtes Braunton ſchien tiefer als ſonſt.

Er trat auf ſie zu. Da erhob ſie ſich, ſchnell faſt. „Alſo ſollen wir malen?“ fragte er und legte ſeine Hand auf ihre Schulter. Die bebte heute nicht, des Armes Rundung, die er ſo deutlich durch die dünne Bluſe fühlte, ſchien muskelſtraff und erſtarrt. Er hob ihr Kinn empor. Doch ihre Augen ſchloſſen ſich nicht ſo trunken wie geſtern, die Blicke blieben faſt ſtreng in den ſeinen haften. Und etwas befehlend Forderndes war in ihnen.

Er ſah auf ihren Mund. Der war geſchloſſen, in ſeinen Winkeln lag ein dunkler Schatten, der die Lippen in ſeltſamen Gegenſatz zu den kindlich ſchmalen Wangen brachte; zu der Naſe magerem Bug, der auf ein Mädchen deutete, das unter Knaben herangewachſen war.

Er ließ ſie los und trat verwirrt zurück. Da ſah er, wie ihre Glieder von einem Druck befreit aufſchnellten. Und ſie machte einen kurzen Schritt auf ihn zu. Es war nur ein Schritt, aber ihre Hüften ſchwangen unter einem rhythmiſchen Stoß, ihr Blick zündete ſich an dem ſeinen zu blitzendem Aufflammen.

Raſch faßte er ſie um den Leib. Und während er die Brauen in leidenſchaftlicher Willensäußerung zuſammenzog, küßte er ſie. Und entzündet durch dieſen einen Kuß, der ihm der Lippen weiches Schwellen öffnete, küßte er ſie nochmals und wieder. Wollte ſie dann enger an ſich preſſen.

Da mußte er in ein paar Augen ſchauen. Voll Überraſchung, voll Erſtarrung. Denn dieſe Augen waren in einer zügelloſen Wildheit zuſammengefaßt, daß ſie wie geeint zu einem einzigen Blick erſchienen, der wie eine ſtahlharte Klinge nach ihm langte. Der wie einer ſeltſamen Stimme Ton plötzlich aufklang, um ihn mit einem fremden, niegeahnten Drohlaut zu erſchrecken.

Und immer unbegreiflicher ward ihm dieſer Augen wildfremder Ausdruck. Von dem er nicht wußte, ob er flehe, ob er fluche, der mit ſeinen Äußerungen ſo weit über den Heimlichkeiten ſeines Weſens lag. Und er ſah auch, wie der Naſe ſcharfer Rücken darunter ſich leicht bog, die Naſenflügel zitterten und ſich blähten, als ſeien ſie die eines Tieres, das unter einer unbekannten Witterung erbebt.

Sein Arm, der um ihre Hüfte lag, wurde plötzlich ſchwer. Ohne daß er es wollte, ließ er das Mädchen los, das langſam zurücktrat und ſich gleichgültig niederließ. Und auch er wandte ſich der Staffelei zu. Starrte ſie aber nochmals unverſtändlich fragend an. Doch ſie hatte ſchon wieder den Blick hinausgewandt, irgendwohin, nach etwas Unbekanntem forſchend.

Seufzend begann er mit der Kohle den Umriß ihrer Geſtalt auf die Leinwand zu werfen. Er tat es mißmutig, wie eine zweckloſe

Arbeit, von der man gleich anfangs weiß, daß man sie doch zu keinem rechten Ende bringen wird.

Sie aber fing plötzlich mit ihm zu plaudern an. In einer gleichgültigen Lebhaftigkeit, mit langsamen, trägen Gesten, als spräche sie mehr zu sich als zu einem anderen. Plauderte mit ihm in einer so selbstverständlichen Rücksichtslosigkeit, wie nur je ein Weib mit einem Manne, der ihm keine Illusionen mehr zu erwecken vermag.

Ungarische Bilder / von Arthur von Wallpach.

Bange Stunde.

Über den Pußtahimmel
Wie Kalpakreiherfedern
Verblasene Wolken schwimmen
Drin Sternagraffen funkeln.

Herbstherb im Abendgrauen
Die Steppenfelder verglosen.
Erwartungslose Trauer
Rieselt ins Dämmerdunkeln.

Abendgold.

Der Abend brennt, ein loher Purpursaum,
Am Himmelsmantel, der verbleicht und fahl
Sich breitet über herbstversengten Raum;
Im Greisenaug zuckt so ein letzter Strahl.

Aufragen ob der Giebel Schiefergrau
Die güldnen Kirchentürme flammenrot,
Dazwischen, Hohn auf Gott dünkt mich die Schau,
Mit wehnder Höllenfahne frech ein Schlot.

Carl Moſer / von Hans Kiene.

Man kennt ihn und ſeine Werke beſſer in Hamburg, Berlin oder Wien als zuhauſe in Tirol. Doch das iſt natürlich, faſt ſelbſtverſtändlich. Hie und da bleibt wohl einer von den biederen Bozner Bürgern vor der „heimiſchen Kunſtausſtellung“ des Herrn Amonn unter den Lauben ſtehn und guckt in die Fenſter; ſieht dann ein Bild von Carl Moſer, das in der ungünſtigſten Beleuchtung irgendwo auf der Seite hängt, frägt: „Vom Moſer Karl?“ — „Ja, ja, von Carl Moſer!“ — „So, ſo; vom Maler?“ — Nein, vom Holzſchneider!“ — „Holzſchneider? So, ſo!“ — Und geht beruhigt weiter, ſich über die Begriffe Maler und Holzſchneider nicht weiter alterierend. Die Hauptſache iſt: den Moſer Karl kennt er; kennt ihn aus verſchiedenen kleinen Buſchen, wo guter Wein ausgeſchenkt wird oder aus dem Café Kuſſeth, wo er ab zwei Uhr nachts ſtändiger Gaſt iſt. Der Moſer Carl iſt ein Bozner durch und durch, ſtammt aus einer alten, angeſehenen Bürgerfamilie und darf deshalb nicht „geſtoaßen“ werden! Das iſt genug, um ihn gelten zu laſſen. Was er ſonſt noch alles tut und kann, das kommt erſt in zweiter Linie in Betracht. Er hinwiederum iſt den Boznern gar nicht bös, daß ſie ihn beſſer kennen als ſeine Sachen; er drängt ſie ihnen nicht auf, im Gegenteil, er hält ſie vor ihnen zurück; er hat es ja nicht notwendig, in Bozen mehr zu ſein als der „Moſerkarl“. Er will nur ſeinen Frieden haben; und den hat er beſſer ſo als Moſerkarl denn als anerkannter Künſtler.

Oben im „Dorf“, mitten in einem Garten, in welchen zwiſchen hohen Zedern und Nußbäumen der Roſengarten und die Mendel hineinſchauen, hauſt Carl Moſer. Ein kleines Zimmer mit niederen Fenſtern, durch die man nicht gar viel von der ganzen Landſchaft ſehen kann; grobe, weißgetünchte Wände; ein Bett. Alles andere, was man in dieſer Stube erblickt, iſt Unordnung. Eine natürliche, keine künſtliche — eine logiſche Unordnung ſozuſagen. Da liegen Linoleum-Platten — Moſer arbeitet faſt ausſchließlich in Linoleum — Zeichnungen, Farben, Bücher, Pinſel, Meſſer, Lineale in Kunter-

bunt durcheinander. Die Logik dieses Kunterbunts liegt darin, daß die Sachen eben dort liegen geblieben sind, wo der Künstler sie nach der Arbeit hinwarf. Da ist der Tisch, wo die Platten geschnitten und die Farben aufgetragen werden, dort das Tischchen am Fenster, wo gedruckt wird, dort auf einem Reißbrett wird fixiert. An der Wand hängen Drucke in den verschiedensten Phasen ihrer Entwicklung; über dem Bett ein Ölbild, den bekannten „Hochzeitszug" Mosers darstellend. Bescheiden, fast ärmlich wirkt der Raum, in welchem Carl Moser arbeitet, und nur die besten Bekannten läßt er da hinein; denn da sehen und besuchen sie nicht ihn, sondern seine Werke, seine Kunst. Dort arbeitet dieser ruhige, in sich gekehrte Mensch mit den glanzvollen, fesselnden, träumerischen Augen und den tiefen Furchen um den vergrämten Mund. Spielend, mit erstaunlicher Leichtigkeit und Sicherheit druckt er seine vielbegehrten Bilder, mit den scheinbar primitivsten Mitteln, vergißt dabei nicht selten die bürgerliche Einteilung der Tagesstunden und kommt erst gegen Abend zum Mittagstisch.

Ich nehme einen seiner Schnitte zur Hand. Es ist das Feinste, Vollkommenste, was im Farb-Holzschnitt bisher geleistet wurde. Ich bewundere die sparsame, wunderbar genaue Zeichnung mit ihrer durchdachten, gut erfaßten Perspektive und ihrer Natürlichkeit. Die Hauptwirkung aber liegt in der Farbe. Moser hat eigene Farben; matte, pikante, ganz auserlesen raffinierte Modenuancen; immer neue findet er, stellt sie neben einander, läßt sie verfließen, korrespondieren, dichtet aus ihnen eine einzige prächtige Melodie der harmonischen Wirkung. Die Farben sind Mosers Element; manche Motive, z. B. die „alte Bretonin", „Bretonisches Mädchen mit Haube", welche rein darstellerisch gar nichts erzählen, wirken nur durch die außerordentlich fein durchfühlte Farbenkombination und durch die vollendete Zeichnung. Man sieht auf den ersten Blick: Carl Moser hat jahrelang gearbeitet, um in seiner Technik jene Höhe zu erreichen, die er als Maler von seinen Bildern verlangte. Der Weg des Holzschneiders ist in besonderem Sinne hart und mühevoll; er erfordert nicht nur einen Künstler im Schauen, Erfassen und Wiedergeben, sondern auch

einen Künſtler im Schneiden der Platten, einen Handarbeiter, der mit ſenſibler, genauer Hand arbeitet. Jahrelange Erfahrung und jahrelange Verſuche braucht es da, um Vollkommenes zu leiſten. Carl Moſer bietet es uns; ſeine bretoniſchen Häubchen und Bruſttücher mit den filigranfeinen Zeichnungen, die faſt zu fein und zu zart ſind, um auf die dem Kolorit entſprechende Entfernung in vollem Maße zu wirken, ſein radſchlagender weißer Pfau (im „Paradies") iſt das Höchſte, was ein Holzſchneider ſeiner Platte anvertrauen kann. Moſer verwendet für ſeine Drucke japaniſches Seidenpapier; er teilt aber die aus zwei mit Reismehl verklebten Teilen beſtehenden Bogen und bewirkt dadurch, daß ſich die Farbe tief in die Faſern des Papiers einſaugen kann und jene vornehme Mattigkeit erhält, die ſeinen Bildern eigen iſt; die Farben wirken ſtark, aber diskret, immer diskret, mögen ſie noch ſo ſchreiend, bäuriſch ſein; es liegt zwiſchen ihnen und unſerem Auge gleichſam eine von einem ſeltſamen Fluidum beherrſchte Atmoſphäre, ein atmoſphäriſcher Reiz, den die Stimmung, die Laune des Künſtlers beſchwor in dem Augenblicke, da er dieſe Farben miſchte und einander gefügig machte.

Moſer lebte viele Jahre in Paris; dort hat er ſeine Liebe und Beſtimmung zum Holzſchnitt erkannt und ſie an japaniſchen Vorbildern herangebildet. Den Sommer brachte er in der Bretagne zu. Die ſauberen Ortſchaften am blauen, leuchtenden Meer, die Felsriffe an der umbrandeten Küſte, die Segelſchiffe und Boote, der eigenartige Menſchenſchlag dieſer Landſchaft, die buntgeſtickten Häubchen, Schals und Tücher der Weiber, daran konnte er ſeine unendliche Freude an der Farbe und ſeine zeichneriſche Sehnſucht ſtillen. Die meiſten ſeiner Drucke führen uns in dieſes ſonnige Land am Meer, von dem er immer und immer wieder ſchwärmt. Er hat tief in das Leben und Treiben dieſes kräftigen, originellen Fiſchervolkes geblickt, jede Bewegung, jede Linie ſeiner Geſtalten iſt echt, wahr geſchaut und mit dem Blicke des Küuſtlers erfaßt. Merkwürdig iſt, daß ihn nur die Weiber dieſes Volkes intereſſiert haben. — Die Darſtellungen, die er aus der Bretagne bringt, ſind einfach, volkstümlich, meiſt nur nackte Tatſachen aus der bretoniſchen Alltäglichkeit

gut in den Raum komponiert, ohne poetisierendes Pathos rein charakteristisch und aufrichtig wiedergegeben von der genau der Wirklichkeit nachgebildeten Kontur der Klippen bis zu den breiten Hüften der Weiber unter den faltigen Röcken. Von den Pariser Motiven sind besonders die „Häuser an der Seine im Schnee" durch ihre ausgezeichnete Perspektive der fallenden Schneeflocken und durch die wunderbar empfundene Stimmung des feuchten, nebeligen Pariser Winterwetters hervorzuheben. Andere Motive hat er aus Venedig und aus Kroatien, jenem malerisch noch wenig ausgebeuteten Lande seßhaft gewordener Zigeuner, mitgebracht (Kroatin mit Hahn, Markt in Agram). Mosers Sehnsucht geht nach Ländern und Menschen, die noch völlig unberührt und für sich abgeschlossen die Eigenart ihrer Heimat und Herkunft ausleben. Dort wären für ihn die unverdorbenen, naiven Regungen zu finden, denen seine Kunst nachgeht; dort müßte er nicht warten, bis seine Personen in unbeobachteten Augenblicken natürliche Haltung und Bewegung hervorbringen. Und so darf es nicht verwundern, daß Moser, seit er das seltsame Buch „Noa Noa" von Paul Gauguin gelesen und die in den Mitteln primitiven, aber im Willen und in der naiven Beobachtung einzig dastehenden Bilder dieses Malers gesehen hat, von Tahiti erfüllt ist, jener wundersamen Insel im stillen Ozean, auf welcher noch vollständig paradiesische Zustände in der Schönheit der tropischen Wälder herrschen sollen. Und daß er den heißen Wunsch hegt, dorthin zu reisen.

Daß seine Heimat ihn künstlerisch nicht mehr begeistert, ist begreiflich. Er ist in ihr, wie so mancher Südtiroler, ein „Stummer des Himmels", der ihre Reize so selbstverständlich und eingeweiht hinnimmt, daß sie für ihn nicht mehr das Geheimnisvolle, das gesucht und gefunden sein Wollende birgt; er ist zu eng mit ihr verwachsen. In der Fremde sieht er das dem fremden Dinge Eigentümliche viel rascher, tiefer, mit größerer Reizempfindlichkeit und lebhafterem Interesse. Ich kenne drei Motive, die er der Heimat für seinen Drucktisch abgerungen: den glühenden Rosengarten, dessen feuriger Schein im nahen Abendhimmel zart verzittert, den Schlern mit Santner- und Euringerspitze, deren harte, ernste Felsen durch

den bunten, duftigen Vordergrund der frühſommerlichen Seiſeralm zu ſonnigem Lachen gezwungen werden, und die, in Tirol wenigſtens, bekannte „Sarnerin“. Sie iſt zwar gar keine Tirolerin, ſondern ein holländiſches Modell, das Moſer in Paris fand; aber ihr geſundes, bäuriſch breites Antlitz erinnerte ihn an den ſchweren Schlag der heimiſchen Berge, er ſetzte ihr ein ſchwarzes Sarnerhütel auf, zog ihr eine rotweißgewürfelte Bluſe an und die Erinnerung an die Heimat wurde ſo täuſchend echt, als handelte es ſich wirklich um ſo eine ſtramme Dirn aus dem Tal der Goten. Moſer hat dieſe Sarnerin nochmals neu geſchnitten, größer, hat aber die Geſamtwirkung des Bruſtbildes, die ſo ein kerngeſundes, friſches „Ich komm von da drin!“ ausdrückte, nicht gehoben. Statt des eckigen Bauerngrinſens finden wir auf dem neuen Druck ein feingeſchnittenes, bis in die Details der Fleiſchfarbe ausgearbeitetes Geſicht mit tief unterſchatteten Augen, die eher einer Stadt-, Welt- oder Halbweltdame angehören könnten. Die Grenze des dem Holzſchnitt Gegebenen hat hier Moſer, ſcheint mir, überſchritten. Es iſt aber auch möglich, daß er, dem das brutale Nebeneinander der Flächentechnik nicht genügt, dieſe Grenzen auch tatſächlich gegen das Gemälde hin zu erweitern vermag. Veranlaſſung dazu findet er darin, daß der Reiz gedruckter Farbe durch keine gemalte erreicht werden kann. Jedenfalls zieht Moſer den Holzſchnitt, den er ganz beherrſcht, dem Gemälde auch dann vor, wenn der Vorwurf ſich ſtark an die Malerei annähert.

So auch bei ſeinem letzten Werk „Das Paradies“. Sowohl durch die vollendete Schnittechnik des gegen den morgengeröteten Himmel das Rad ſchlagenden weißen Pfaues, als auch durch die unmittelbare Aneinanderreihung kleiner verſchiedenfärbiger Flächen, insbeſondere aber durch den allegoriſchen, nicht unmittelbar der Natur abgelauſchten Stoff des Motives unterſcheidet ſich dieſes von allen früheren Werken Moſers. Adam lehnt ſchlafend im hohen, ſonngefleckten Graſe, Eva breitet ſehnſuchtsvoll ihre Arme der Sonne entgegen. Duftig leuchtet die Farbe des Fleiſches: gebräunt vom Rücken des Mannes, zartroſig von den Schultern und Lenden des Weibes. Dieſe beiden Geſtalten umgibt ein Kreis von Tieren, welche

Eigenſchaften ausdrücken. Neben Adam ein ſchlafender Flamingo mit aufgezogenem Bein. Weiter: Kaninchen, Hund, Panther, Pfau ꝛc. Drüber der Baum der Erkenntnis mit ſchimmernden Früchten und mit der Schlange. Es iſt faſt zu viel da für einen Holzſchnitt; das Motiv faſt zu erzählend, zu vielſeitig. Und doch lebt es, im Rauſche ſeiner zarten, ſeltenen Farben ſchwelgend, die große, unerfüllte Sehnſucht ſeines Schöpfers nach paradieſiſcher Natur und paradieſiſchen Menſchen. Es iſt des Künſtlers perſönlichſtes Bekenntnis.

Inmichſchau / von Carl Dallago.

Ich fühl, ich rage aus der Zeit
im Dartun meiner Menſchlichkeit:
Ich Baum, den hoch aus Tiefen her die Liebe trieb,
ſo jedes Hemmnis hob und Wand und Dach zerhieb
um ihn und Feſſeln ſprengte, Satzung überwand,
bis ſeiner Kraft und Form der nötige Raum entſtand.
Der Raum, den jene tiefe Freiheit füllt,
die mir mein Weſen ſchrankenlos enthüllt
und mich zu mir erweckend mich begeht,
ſo macht, daß jeder Keim zu ſeiner Kraft erſteht.

Das Dunkel meines Seins iſt nun zu Licht entfacht
und jedes Ziel zu einem Weg gemacht.
Doch ſeltſam, wie im Licht das Dunkle dunkler noch ſich flicht
und dichter, — oh es endet niemals, endet nicht
und läßt doch überall wie ein offner Schrein
die Helle ungebrochen ein.

Es iſt in mir nun wie in jedem Ding,
das niemals weiß, woher — wohin, nur kommt und geht
und glühend wird vom Sein durchweht.
So geb ich glühend nur, was ich empfieng
und weiß, ich bin geführt — es lenkt mich eine Hand,

die breitet meines Glühens Schein
in alles, was ich anrühre, hinein
und ſchafft mir ſo in jedem Dinge Stand. — —

So lieg ich ſtill im Wald. Und ganz verſonnen
umgaukelt mein Gefühl die hohen Lärchen rings,
ein Grün, wohin ich ſchau, ſo ſeidenzart geſponnen
und ſchwankend wie von ſüßem Hauch umſpült,
und Stämme ſonnenfleckig, vor und über mir und rechts und links
die hochgetürmten Kronen ineinand verwühlt,
und jeder Wipfel von der Bläue trinkt,
die wie ein Meer auf das Gewühle ſinkt.

Mein Schauen wächſt. Und in die Tiefe weitet ſich der Raum
und ſtellt in ſie hinein mich Menſchenbaum
mit Krone, Stamm und Wurzelwerk verzweigt,
deſſen Geäder ſaugend in die Gründe ſteigt
und ſo aus nie verſiegtem Bronnen ſich errafft
zu ſeinem Daſeinswachstum ſeine Kraft.

Das Daſein iſt wie Waldgrund — iſt ein ewiger Mutterſchoß,
darin die ungebornen Menſchenbäume ſchlafen;
trifft ſolchen Schoßes Mutterſucht Beſamung
ringt ſich ein Baumeskeim zu wachem Leben los
Und wächſt und formt ſich ſtill im Dunkel der Umrahmung,
dem eignen Trieb gehorchend — dem Geſetz,
das in ihm lebt und ordnet ohne Zucht und Strafen.
So wächſt der Baum ſich groß. — Den Menſchenſproß doch
engt ein Netz
geknüpft von Einſicht und Verſtand, das mit Verbot und Zwang
belegt des eignen Wachstums freien Gang.

O alte Ordnung, Einrichtung vom Urſprung her —
von Gott geſetzt, klar, einfach, übermenſcheneinſichtſchwer,
die du dem Menſchen nicht den Menſchen ſtiehlſt,
nicht wieder ſich zu zeugen anbefiehlſt,

nicht willſt, daß Zweckliches das Sein beengt,
ſein lichtes Dunkel ſich mit trübem Licht behängt,
daß wucherndes Verbot die Gänge überfließt,
die innerliche Kraft beſtändig ſich erſchließt:
Dich ruf ich an! Werd wach in mir — ſteh auf,
räum mit dem letzten Reſt von Menſchenſatzung in mir auf!
Ich Baum, ich will zurück zu dir! Ich fühle dich,
die Segnung deiner Ordnung rührt bereits an mich,
mit Krone, Stamm und Wurzelung treib ich dir zu;
ich habe alles abgetan: Staat, Kirche, jeden Zwang,
der Sitte Hürdzaun brach ich ab mein ganzes Schaun entlang,
mein einziges Geſetz biſt du!

Nun bin ich wahrhaft Baum und trag mein Lebenslos,
wie Bäume tragen ihr Geſchick,
ſich ſelbſt verneinend keinen Augenblick.
Der Raum um mich iſt frei und grenzenlos.
Ein heiliger Gehorſam iſts, der treibt
mich wie ein Bach ein Mühlrad — treibt, was in mir lebt
und leibt
und bringt ſo alle Kräfte mir in Gang,
die bisher harrten auf Befreiung bang.

Nun redet die Natur in mir allein und bahnt
die Wege meinem Blut, das ſeine Freiheit ahnt
und ſtürmiſch wie ein Wildbach ſich bewegt
und wieder wie ein Bergſee träumeriſch ſich legt
und ruht und äugt aus höhnumſtandnem Tal,
aufs neue losbricht, toſt und rollt als Waſſerfall,
dann wieder auf ſich ſelber ſich beſinnt
und ſich gewachſen ſieht und neu beginnt,
ſein lichtes Dunkel luſtvoll aufzutun —
in ſeinem ordnenden Geſetz ſich auszuruhn.

Und Stamm und Zweigwerk ſind mir ſo gereift,
der Wuchs ſich türmt und immer höher greift

von Lebenssaft geschwellt, der offne Wege fand,
seit er zu seiner Ordnung auferstand.
Mein Stamm treibt hoch, die Wurzeln saugen tiefwärtsher,
es weht des Ursprungs Hauch durch mich und macht mich
kraftvoll schwer;
der Wipfeltrieb verspürts, erleidet Tätigkeit
und reckt sich — dehnt sich, will in dich hinein, Unendlichkeit.
Schon taucht mein Wipfel in dein Blau — versinkt,
von Kraft gehoben, die aus Urgrunds Tiefen trinkt.

Dallagos „Unsicherheiten" / von J. V. Widmann.

(Um das Gedächtnis J. V. Widmanns in seinem eigenen Wort zu ehren, bringen wir im Folgenden das Bruchstück eines längeren Feuilletons, das der Siebzigjährige, der von unseren Bestrebungen wiederholt in warmfühlender Weise Notiz nahm, kurz vor seinem Tode im Berner „Bund" veröffentlichte. Auf das neue Buch unseres Mitarbeiters werden wir selbst noch ausführlich zurückkommen.)

Büchern philosophierenden Inhaltes liegt gewöhnlich seitens ihrer Verfasser das Bewußtsein erlangter Sicherheit im Verstehen der Lebenserscheinungen zu Grunde. Man hat die sichere Erkenntnis vielleicht sogar zu einem ganzen System ausgebaut, das man in Erwägung der festen wissenschaftlichen Fundamente, auf dem es ruht, mit autoritativer Gebärde der Welt darbietet.

Bei Carl Dallagos neuestem Buche haben wir die seltsame Tatsache zu verzeichnen, daß im Gegenteil das Gefühl der Unsicherheit alles Wissens und Erkennens seinen Autor veranlaßte zu schreiben und daß dieser Autor konsequenter Weise (im Epilog des Buches) ausdrücklich wünscht, man möge auch seine Gedanken nicht zum Dogma erheben, ihnen nicht die Anerkennung von Sicherheit zu teil werden lassen.

„Ja, wird denn ein solches Buch nicht so negativen Charakters, daß uns schließlich gar nichts in den Händen bleibt und der Autor es ebenso gut hätte ungeschrieben lassen können?"

Doch nicht! Ein Positives ist immerhin vorhanden, nämlich das Breschelegen in allerlei geistige Ummauerung, die gewöhnlich für etwas Festes, Sicheres, Unantastbares angesehen wird Der Verfasser zeigt, wie er selbst dazu gelangt ist, durch seine Gedankenarbeit seiner Seele größere Bewegungsfreiheit zu gewinnen, die er in der Zerstö-

rung solcher illusorischer Sicherheiten fand. „Seinen Schritt setzen ins Ungewisse und seine Wege gehen ins scheinbar Aussichtslose im Gehorsam gegen die innere Stimme — das ist Gottvertrauen" sagt er einmal. Ihn führt die Einsicht, daß wir so gar nichts wissen können, nicht wie Faust zu dem verzweifelnden Ausruf, das wolle ihm das Herz verbrennen; sondern er bekennt im Gegenteil: „Mein aufhorchendes Empfinden versteht immer mehr, daß das Unsichere als notwendiges Vorhandensein erst unsere Sicherheit ausmacht." „Ein förmlicher Triumph der Unsicherheiten wird immer inniger und frohlockender von mir empfunden."

Dergleichen Aussprüche, aus dem Zusammenhang herausgerissen, mögen unsern Lesern zunächst wunderlich genug vorkommen. Wer aber sieht, wie sie im Verlauf der Seelenbeichte dieses Buches sich folgerichtig und natürlich einstellen, wird zu ihnen schon das rechte Verhältnis gewinnen. Sie sind, wie alles in diesem Buche, Emanationen einer besonderen Persönlichkeit, deren innerstes Wesen unbedingte Hingabe an die Natur und ein Unabhängigkeitsdrang ist, der den Verfasser immerwährend nötigt, im Leben wie in seinem Denken jede Fessel abzustreifen.

Schon früher, da wir aus Dallagos Mitarbeiterschaft an der Tiroler Zeitschrift „Der Brenner" in unserem Feuilleton einiges mitteilten, wiesen wir auf die seelische Verwandtschaft mit J. J. Rousseau hin, der ja ebenfalls ein Prophet der Natur, leidenschaftlicher Spaziergänger und mit dem Hang zur Einsamkeit behaftet war. Und ebenso ein Geist, der gegen das Festgelegte, in dem die Menschheit ihre illusorische Sicherheit findet, anstürmte!

Das neue Buch Dallagos zeigt insonderheit den eremitischen Zug, den Einsamkeitshang, so stark entwickelt und mit einer so schwärmerischen Naturandacht verbunden, daß man sich kaum wundern würde, zu erfahren, der Mann, der in Riva am Gardasee seine Frau und sein Töchterchen hat — er spricht von beiden gelegentlich in dem Buche — habe schließlich wie der selige Bruder Nikolaus v. der Flüe seine Familie verlassen und sich irgendwo im Sarcatale eine richtige Einsiedelei eingerichtet. Denn schon jetzt sehen wir ihn oft viele Wochen fern von seinen Nächsten in irgend einem einsamen Bergdörfchen hausen und zwar im Winter ebenso wie im Sommer.

Wir erwähnen das, weil es uns auf den poetisch-künstlerischen Charakter seines Buches zu sprechen bringt. „Das Buch der Unsicherheiten" ist nämlich nicht nur eine Reihe philosophierender Abhandlungen und aphoristischer Betrachtungen, sondern zugleich ein

Stück Lebensgeschichte, d. h. die Schilderung, wie der Peripatetiker Südtirols die wechselnden Jahreszeiten vom Sommer 1908 bis in den Frühling 1909 zugebracht hat. In jenen gegen den Gardasee und die Veroneser Klause hinab sich senkenden südlichen Alpentälern, auf jenen sonnenlichten Bergtriften, deren Namen italienisch klingen, in Gegenden also, deren landschaftlicher Zauber nicht übertroffen werden kann, hat er Tag für Tag mit nie gestilltem Durst alle die Herrlichkeit in sich gesogen, die eine so reiche Natur dem empfänglichen Dichterherzen in überschwänglicher Fülle bot. Daraus hat sich, wenn ich so sagen darf, die Methode seines Buches von selbst ergeben. Er beginnt einfach mit der schildernden Erzählung seines Spazierganges, bald zu einem einsamen Alpsee, bald zu einer Burgruine, über den Ponalewasserfall ins Ledrotal hinein usw. Zufällige Begegnungen, wenn sie einen tieferen Eindruck machen, werden erzählt, vor allem aber erleben wir immer jede Stimmung des Wetters mit, die Sonne, viel Sonne, Wolken, Nebel, Schneeflocken, fernes Grau der Regenschleier, ein Leuchten der Berge im Morgen- oder Abendschein. Und nun in natürlichem Uebergang lösen sich unter dem Einfluß der umgebenden Landschaft die Gedanken von der Seele und reihen sich zu Betrachtungen, die indessen oft wieder zur Landschaft und zum momentanen Empfinden des einsamen Spaziergängers zurückkehren, so daß sie nie zu sehr in abstrakte Grübeleien sich verlieren. In Schönheit philosophieren — wie das die Griechen verstanden — das ist Dallagos schriftstellerische Tugend. Nur daß es bei ihm keine Dialoge Platos gibt. Wer immer einsam geht, muß sich aufs monologisieren beschränken. Geister aber sind ihm nahe, vornehmlich seine drei modernen Heiligen Segantini, Walt Whitman und Nietzsche, zu denen aus der Ferne der Zeiten die Erscheinung Jesu sich gesellt, deren historische Tatsächlichkeit gegenüber einer modernen theologischen Hyperkritik an einer Stelle von Dallago mit einfachen Worten gesunden Lebensverstandes und richtigen Fühlens gut verteidigt wird. Seine Auslegung der Erscheinung wird man freilich nicht ohne weiteres billigen können. Dallago verwahrt sich zum Beispiel dagegen, daß man das altruistisch soziale Ideal mit der Lehre Jesu in Verbindung bringe, während denn doch die Erzählungen der Evangelien und auch Jesu eigene Parabeln (zum Beispiel die von dem armen Lazarus und dem unbarmherzigen Reichen) voll sind von solchem Erbarmen auch mit den leiblichen Notständen des armen Volkes. Am meisten zieht ihn zu Jesu das Gefangengeben des eigenen Willens in den des himmlischen Vaters, was Dallago als amor fati bezeichnet. Er findet in jenem Worte Jesu: „Ich und der

Vater sind Eins" das innigste und tiefste Aufgehen in die Natur, ins All, Jesus wird ihm der „tiefbeseeltste Pantheist", was weiter zu schwärmerischen Vergleichungen mit dem Dionysos Nietzsches führt.

Ich habe das Wort „schwärmerisch" gebraucht. Man darf diese Bezeichnung auf den Stil des ganzen Buches ausdehnen (Stil hier als Ausdruck der Persönlichkeit genommen). Dallago ist Enthusiast, ist Poet, wie es einst der ebenfalls gleichwohl scharfsinnig philosophierende, sogar tiftelnde Novalis war. Auch an Friedrich Schlegel darf man denken; der Einschlag von Sinnlichkeit, von Emanzipation des Fleisches erinnert hie und da an den Verfasser der „Lucinde". Nur hebt die viel reinere Naturandacht Dallago auf eine höhere Stufe. Und in seinen kritischen Exkursen interessiert er uns schon deshalb mehr, weil es die moderne Gegenwart ist, gegen deren Verkehrtheiten — einseitige Ueberschätzung des Intellektes und der Wissenschaft, Herrschaft eines oberflächlichen, der wahren Menschengröße feindlichen Journalismus — er seine flammenden Proteste schleudert.

Wir wollen eine solche Proteststelle hier folgen lassen. Um den „von der Natur abgefallenen Intellekt" handelt es sich. Dallago schreibt:

„Eine große Klärung breitet sich vor mich hin, die alles nach und nach ergreift und an sich zieht und verwickelte Lagen und Zustände aufrollt. Wunderliche Dinge gibt es zu schauen. Die herrschsüchtigen Sprößlinge des von der Natur abgefallenen Intellekts entpuppen sich und alle zeigen sich nun als mißratene Lebewesen, naturarm und kriechend, blutleer und flügellahm. Wie sie alle aufmarschieren: die Zivilisation, der Altruismus, die Moral, Satzung und Sitte, und all die anderen schweren und schwächlichen Gebäude von Zähmung und Züchtung, die durch Herrschaft des Intellekts zustande gekommen sind, ergibt es für meinen betrachtenden Blick eine elende Heerschau. Mein Gefühl wendet sich angewidert davon ab und drängt meine ganze Menschennatur, sich in anderer Richtung zu entfalten und aufzutun.

Nur die Sprößlinge des dienenden Intellekts, als eines getreuen und ergebenen Bestandteiles der Menschennatur, wie die Erfindungen und die Ergebnisse des Wissens — des Forschens und aller Gelehrsamkeit, zeigen sich mir als mitunter wertvolle Dienstleistungen, die beitragen können zur Entwicklung und Entfaltung der Menschennatur, solange sie ihrer dienenden Stellung beflissen sind. Aber die dekadenten Sprößlinge des zur Herrschaft gelangten Intellekts versuchen fortwährend, das dienstliche Verhältnis ihrer Verwandten zur Menschen-

natur zu leugnen und die Leistungen jener selber als Entwicklung hinzustellen, als ob eine Erfindung — eine Entdeckung an sich Sinn und Ziel der Menschennatur im Dasein sein könnte. So als Selbstzweck angesehen und gewertet, werden selbst derartige Errungenschaften für die Menschennatur Fragwürdigkeiten, ja Hemmungen und Verfall anstatt Wachstum und Entwicklung.

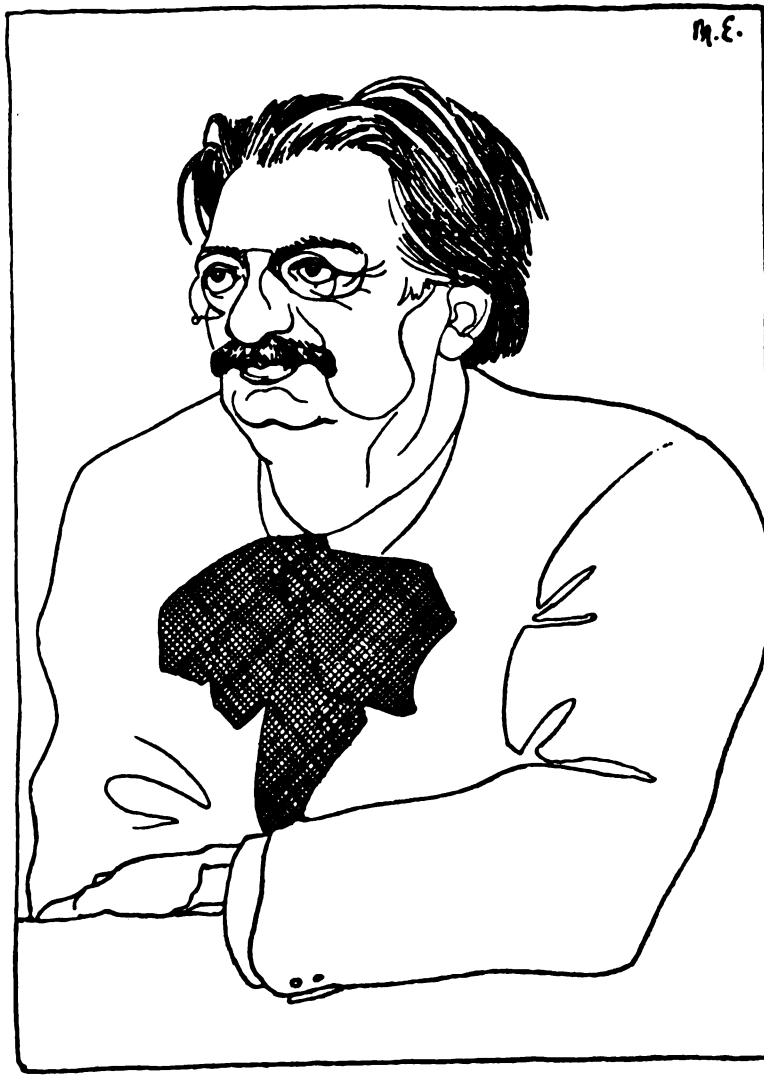
Und Erfindungen ziehen an mir vorüber, von der Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst angefangen, bis hinauf zur Eroberung der Luft. Was haben sie der Menschennatur eingebracht an Wachstum und Entwicklung? Eine ungeheure Verkehrserleichterung — eine Ueberschwemmung mit Zeitungen und Lektüren — eine Ansammlung glattester Belesenheit — eine simple Waffenhandhabung als Ersatz von Körperkraft und Gewandtheit. Und am Ende ist es so: daß der bewaffnete Schwache und Kranke den Gesunden und Starken hinstrecken kann wie ein Spielzeug — daß die Unmasse des Gedruckten immer mehr Urteil und Können bedrückt — daß vor lauter Verkehrsbequemlichkeit und Verwöhnung die natürliche Betätigung der Glieder ihren Sinn verliert — daß eine Erschlaffung und Einschläferung aller leiblichen Fähigkeiten auch gewiß der Entfaltung der seelischen und geistigen Kräfte der Menschennatur hinderlich wird. Wieweit die Menschennatur in ihrem Wachstum und ihrer Entfaltung in solcher Lage zu kurz kommt und zurückgeht, ermittelt freilich erst die Aufdeckung des Zusammenhanges zwischen dem seelisch-geistigen Schaffen und der Beschaffenheit und Betätigung der Leiblichkeit."

*

In meinem Exemplar des Buches habe ich eine so große Zahl mitteilenswerter Stellen angestrichen, daß ich nun in Verlegenheit bin, welche von ihnen allenfalls noch herzusetzen seien. Wie wunderschön ist der Besuch in Castello, dem Geburtsort Segantinis! Wie tief und ergreifend sind Kapitel wie: „Das Glück des Einsamen — Parias Erhöhung — Die Orgel des Lebens — Pans Erwachen"! Hohes Interesse bietet ferner die Auseinandersetzung mit Hauptgedanken Nietzsches. Den „Uebermenschenbegriff" lehnt Dallago ab, da er im natürlichen Menschen die Erfüllung des Menschentums sucht. Aber in Nietzsches Lehre von der Wiederkehr aller Dinge schmiegt er seine Seele hinein.

Besser aber als durch solche viele kleine Auszüge glauben wir den Dichterphilosophen Südtirols unsern Lesern in seiner ganzen Eigenart, in seinem poetischen Künstlertum vor allem, nahe zu bringen, wenn wir zum Schluß ein zusammenhängendes Ganzes mitteilen, in dem besonders sein inniges Verhältnis zur Natur der Landschaft sich ausspricht. (Folgt das Kapitel „Sommers Ende".)

(gez. von Max v. Eſterle.)



Rudolf Chriſtoph Jenny.

Albert Plattner: „Am Morgen" (Wagnersche Buchhandlung), vier Wandfüllungen (Saal des Landeskulturrates). Sanguinisch-cholerische Talente besitzen viel trotzig impulsive Zuversicht. Sie filtrieren ihre Gefühle nur sparsam oder gar nicht durch selbstkritische Hemmungen, sondern explodieren einfach — selbst dann, wenn sie noch nicht heiß geworden sind. In ihren Werken liegt ihr Charakter und ihre Fähigkeit unverhüllt zutage, sodaß sie selbst unaufrichtige Gefühle aufrichtig entschleiern müssen. Ihre mangelhafte Selbstkontrolle läßt sie geistigen Neuerwerb als überflüssig geringschätzen. Dann steht und fällt ihre Bedeutung mit ihrer primären Veranlagung, mit dem Erbgut der Ahnen, das sie übernahmen und ohne wesentliche Veränderung verdienstlos konservierten. In so gearteten Naturen behält der Temperamentscharakter dauernd die Herrschaft über etwa vorhandene künstlerische Neigungen. Sie gelangen schwierig zu einem Urteil über ihr Werk, sehen nur undeutlich ihre natürliche Begrenztheit und verlieren das Gefühl für ihre individuelle Richtung. Dadurch geraten sie leicht in Abhängigkeit von Schlagworten und anderen falschen Gesetzen. Genies dieser Gattung werden gleichwohl gewaltige Werke schaffen. Geringere hingegen benötigen als partielles Korrektiv intellektuelle Ergänzungen, wie Klugheit, Findigkeit, anekdotischen Witz u. dgl., die aber schließlich zur Annäherung an wirkliche Kulturwerte doch nicht beitragen können. Eine Kette mit ähnlichen Gliedern deckt Albert Plattner mit seinen Bildern auf. Die auf der Schule notdürftig erlernte Malersprache hat er allmählich ausgebaut, ohne nach seinen individuellen Ausdrucksmitteln zu suchen. Er hat sich im Gegenteil dem Erlernten angepaßt. Deshalb findet man neben einem sympathischen Mangel an technischer Routine auch einen unsympathischen konventionell-akademischen Zug. Aber auch seine psychische Unreife, die ihn verleitet Gefühle darzustellen, die er gar nicht innerlich erlebte, ist aus seinem Naturell erklärlich, das den Applaus einer breiteren Schichte und in lauterer Weise für das nackte Leben braucht, und daher vornehmlich produziert, um zu gefallen. Das setzt natürlich voraus, daß seine Phantasie nie Herr über ihn wird, sondern eine sekundäre Untertanenrolle spielt, und daß er nicht aus innerer Bedrängnis heraus schafft, sondern von außen nach innen „komponiert". In der Tat sucht man in seinen neuesten Bildern vergeblich nach überzeugenden, bedeutenden und ursprünglichen Merkmalen. Man findet nur eine Mittelmäßigkeit, deren zwangsläufige Entwickelung zum Epigonentum führt, und die mit

überlieferten und allgemein zugänglichen Elementen sich vollauf zufrieden gibt, weil ihr diese schon bedeutend genug erscheinen. Aus diesem gewöhnlichen Materiale baut er aber auch nichts Ungewöhnliches auf. Dies fällt umso deutlicher auf, je ausgeführter die Bilder sind, je vollständiger also der Meister sein Gefühl im Bilde unterbringt. Je mehr er z. B. versucht, seinen Bauern jene Wucht zu geben, die Egger-Lienz findet, desto mehr werden es Industrie-Klachel aus der Stadtumgebung in einer sentimentalen Kulissenpose. Nur weil die angestrebte Wucht in der Seele des Malers keine Resonanz findet, ändert sie sich in Rohheit und dann in deren Angstreaktion, die Sentimentalität. Dies erklärt auch die Tatsache, daß das Kaiserbild im Barocksaal, beispiellos brutal in Ausdruck und Mache, und das Bild bei Wagner, mit dem wässerigen Theatertiroler, aus derselben Schaffensperiode desselben Malers stammen. Überall aber, wo Albert Plattner mehr mit der Schärfe seines Auges als mit der Tiefe seines Gemütes arbeitet, gelingen ihm schöne Stücke. Die Wolken im Erntebild und die Ochsenköpfe sind sogar sehr gut. Als Wandfüllungen passen sich die Bilder allerdings weder in Ton, noch in Farbe und Gliederung dem Raume ein. Aber für ähnliche Aufgaben mangelt es Plattner auch an Uebung. Sein Bestes hat er geliefert, im allerbesten Glauben an sich selbst. Und diese heroische Selbstzufriedenheit hat so viel Ansteckendes, daß Plattner stets so viel Publikum haben wird, als er benötigt, um irgend eine Fahne — etwa die der „Kunst für das Volk" — unentwegt und auch fernerhin irgend jemandem vorantragen zu können.

F. F. Rizzi: Kollektivausstellung im Museum Ferdinandeum. Mit der gaukleriſchen Geschicklichkeit, die südliche Völker auszeichnet, geht der Maler die schwierigsten Probleme an. Seine Bilder sind wie italienische Gasthöfe: eine Marmortreppe, aber kein Abort. Viel Prätention, aber kein Abflußkanal für Verbrauchtes, Uebles. Ein Konglomerat von Impetus und Impotenz, von Geduld und grandioser Leichtfertigkeit, von Temperament und Wahllosigkeit, in einem Klexensabbath Oedes und Gutes durcheinander tummelnd und verwirrend. Heimische Felsen tanzen demonstrativ zu der Totenstarre einzelner Häuser, überraschende Naturtreue wechselt mit leerer Manier, künstlerische Anfänge mit geschmackloseſtem Kitsch. Die Porträts sind entsetzlich in ihrer photographischen Aehnlichkeit und die richtige Kunst fürs Volk. Daneben ein paar Landschaften, die wenigstens in Details sehr gut sind. Wie die Ladiner Kunst betreiben, ist eben ein eigenes Kapitel. Sie sind unsere heimischen Amerikaner mit dem harten, kommerziellen Bewußtsein, das die Kultur im Geld und merkwürdiger-

weiſe das Geld in Kulturdingen ſucht. Sie zählen zwar auch Tizian zu den ihren, aber erſt die Späteren haben aus der Kunſt Induſtrie gemolken und damit die Entwicklung des Kunſtſinnes vorausgeſehen. Trotzdem — was wäre Rizzi für ein prächtiger Gehilfe! Für größere, dekorative Arbeiten wäre er wie geſchaffen als untergebener Mitarbeiter. Warum hat man die Unſelbſtändigkeit der Maler abgeſchafft? Um wie viel beſſer ſtünde ſo einer da als heute — nur Gott allein über ſich!

Profeſſor Hans Larch: Kinderreigen, Plaſtik (Wagnerſche Buchhandlung). Bitte eine Enquete einzuberufen, die darüber entſcheiden ſoll, wer in ganz Innsbruck einen ſolchen Quark auszuſtellen und mit „Profeſſor ſoundſo" zu ſignieren wagt, wer ſonſt als ein k. k. Profeſſor einer k. k. Staatsgewerbeſchule! Einſtweilen eine Ideenaſſoziation: Bildhauer — kann nix — alſo Staatsverſorgung — Protektion — Profeſſor — nicht mehr nötig — Schlaf — Hühneraugen auf Geſäß — geaichte Patzerei — volle Penſion — Reſpekt! . . . . Aber wozu ausſtellen?

A. Koerner. Zwei Landſchaften, ein Blumenſtück. (Wagnerſche Buchhandlung.) Noch ſehr unfertige Malerei, im Sehen und Wiedergeben noch roh und wenig differenziert. Aber es iſt vielverſprechend, auf was der Maler in der Natur reagiert, und daß er es ungeſchminkt tut, ohne ſich die Brille eines anderen zu leihen. Benedikt.

Freiwillige Anzeige.

Soeben erschien im Verlag Deutsche Buchhandlung Bozen:

Adolf Erwin Porth

„Brenner" contra Hoffensthal

Ein offenes Wort über die Verrohung der Kritik

Aus dem Inhalt:

Die „jungen Gänse" — das sind die Damen, die sich für den Dichter Hoffensthal erwärmten! Es sind die Damen, die er durch seine Helene Laasen für das Edle empfänglich gemacht, durch seine Lori Graff vor dem Untergange gerettet und vor gewissen Wegen gewarnt hat! Vor jenen Wegen, die heute der „Brenner" kultiviert und dekoriert, vor den Wegen, die zum Laster, zur Prostitution führen müssen! Man gebe einmal unseren Damen nichts als Dallago in die Hand, man ertöte einmal systematisch ihr Schamgefühl, umgebe sie mit den Geilheiten und Wollustduseleien, die dieser „chinesische Weise" so verschwenderisch auszustreuen versteht! Dann werden sie zwar nicht mehr lange als „Gänse" fungieren, dafür aber sich und die nach ihnen kommen langsam, aber sicher ruinieren! Denn es ist etwas ernstes um die Literatur! Ernstes auch dann, wenn man noch so frei und tolerant denkt! Es ist nicht jedermanns Sache, sich für Dirnen zu opfern und daß sich unsere Damen für Hoffensthal und gegen Dallago entschieden haben, ist eine Sache, die ihnen nur zur Ehre gereicht! Sie haben damit bewiesen, daß das Gift seine Wirkung noch nicht getan! Und dem ist gut so!

Preis nur 60 Heller.

* * *

Gleichzeitig erschien bei Egon Fleischel & Co., Berlin:

Hans von Hoffensthal

Das dritte Licht

Ein moderner Don Juan-Roman

Preis brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Tirols Koryphäen

Karikaturen von Max Esterle

Erste Folge.

Preis K. 1.80 (M. 1.60)

Brenner-Verlag, Innsbruck.

Im XENIEN-VERLAG zu LEIPZIG
erschien:

CARL DALLAGO
DAS BUCH DER UNSICHERHEITEN

Streifzüge eines Einsamen.

Preis brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Versand nur echter Tiroler Loden

Rudolf Baur

Innsbruck, Rudolfstr. 4

Telephon Nr. 34

Franz Urban

Photogr. Artikel

Innsbruck

Innstraße Nr 27

O. Wilfling

Juwelier und Goldschmied

Erzeuger von Innsbrucker und Tiroler Spezialitäten

Innsbruck

Landhausstraße Nr. 1

Der Weckruf

Alpenländisches volkstümliches Wochenblatt für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst

Erscheint jeden Sonntag. Einzelnummer 16 Heller

Abonnementspreis vierteljährig zwei Kronen

Man abonniert: Verwaltung des „Weckruf", Innsbruck, Mandelsbergerstrasse 9

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 8000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Urteile über den „Brenner“.

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine im ersten Jahrgange laufende Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen zwölf Heften der von Ludwig v. Ficker herausgegebenen, im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. ... Im Ganzen ist „Der Brenner“, wie man aus alledem merkt, eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. ... So viel sehen nun unsere Leser, daß wir uns Tirol nicht mehr als einen dunkeln Fleck auf der literarischen Landkarte zu denken haben, ja, daß dort, abgesehen von den einzelnen Dichtern und Künstlern, die diesem kernhaften Volksstamme von Zeit zu Zeit geschenkt werden, nun auch das eingesetzt hat, was man eine literarische und kulturelle Bewegung nennt. Und ihr Organ ist die neue Halbmonatsschrift „Der Brenner“.

Pester Lloyd ..... Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt in wenigen Heften schon, daß sie ihm gewachsen ist, denn sie wird von Männern geschrieben, die sämtlich durch ein eigenartiges Können in der deutschen, besonders aber in der Tiroler Literatur dastehen. Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Heinrich Mann ... Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind. ...

Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde (Leipzig). ... ebenso (verdient Beachtung) der äußerlich recht unscheinbare, dem Gehalte nach aber überraschend gute „Brenner“, eine Tiroler Zeitschrift, die mitten in den Bergen einen mitunter recht schweren geistigen Kampf kämpft.

Der Volkserzieher (Berlin). Von den Alpen her grüßt die naturkräftige und streitbare Stimme der Halbmonatschrift „Der Brenner“. Ein Blatt von kernhafter Eigenart, mehr als irgend eine schöngeistige Zeitschrift, die bisher im deutschen Sprachgebiete erschien. Ein tüchtiges Häuflein von prächtigen Männern tritt mit allen Kräften dafür ein.

THE UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA, SANTA CRUZ

This book is due on the last **HOUR** stamped below.

30m-1,'69(J5643s8)2374—3A,1